

Ruedi Weidmann: Beiträge zu aktuellen Fragen in Stadtentwicklung, Ortsplanung und Architektur

Stand Juni 2019

Inhalt:	Seite
«Kunst vor der Haustür» (ABZ-Forum März 2019)	2
«Ein Garten ist vor allem Atmosphäre» (St. Galler Tagblatt 20.5.2017)	5
«Bautradition als Ideenreservoir» (St. Galler Tagblatt 1.4.2017)	6
«Haus für Gastfreundschaft und Vielfalt» (St. Galler Tagblatt 21.1.2017)	7
«Bräteln unter dem Verkehrsdenkmal» (St. Galler Tagblatt 19.11.2016)	8
«Landquarts langer Weg zur Kleinstadt» (St. Galler Tagblatt 14.9.2016)	9
«Dorfpark gegen Wachstumsschmerzen» (St. Galler Tagblatt 23.7.2016)	10
«100 Jahre ABZ» in: ABZ-Forum, März 2016, S. 8–12	11
Kalkbreite: Ein Stück Stadt in Zürich (Tec21 26–27/2014, mit Editorial) «Lebensraumgenerator»	14
Dörfer verdichten (Tec21 1–2/2014, mit Editorial) «Gemeinden haben viel Gestaltungsspielraum», Interview mit Lukas Bühlmann	22
Genf plant die Zukunft (Tec21 43/2013 mit Editorial) «Genfs Richtplan 2030: Ende der Zonenplanung» «Genfs Lust auf ein neues Städtebau-Kapitel»	30
Inspiration Grandhotel (Tec21 36/2013 mit Editorial) «Grandhotel – Dichte und Lebensqualität» «Hotel Waldhaus Sils: Räume, Service und Stil» «Rundgang mit dem Hoteldirektor»	38
Verdichten ist ... (Tec21 9/2013 mit Editorial) «Vierfach verdichten»	51
Vorbild Lausanne West (Tec21 47/2012 mit Editorial) «Aus Chaos geboren» «Kann aus der wirren Vielfalt Stadt werden?» Interview mit Pierre Feddersen	61
Nachhaltige Quartiere (Tec21 12/2012 mit Editorial) «Nachhaltig Planen heisst: zusammen suchen» Interview mit Matthias Drilling	71
Genève s'éveille (Tec21 36/2011 mit Editorial) «Ein zweites Stadtzentrum»	78
Zukunft der Regionen (Tec21 48/2010 mit Editorial) «Regionale Projekte lancieren» Interview mit Christian Schmid «Differenzen verstärken» Interview mit Irmi Seidl und Gion A. Caminada	85

Kunst vor der Haustür

Kunst hat in der ABZ eine lange Tradition. 40 Werke sind in unseren Siedlungen zu finden – vom Wandbild bis zur Lichtinstallation. Und dank dem Kunstinventar können wir auf die Kunstgeschichte der ABZ zurückblicken.

 Ruedi Weidmann  Ruedi Weidmann, Reto Schlatter, Tres Camenzind

Gleich drei Kunstwerke hat die ABZ 2018 in ihren Siedlungen eingeweiht: «UmGang» in der Balberstrasse 2, «Umzug der Tiere und Möbel» in der Siedlung Entlisberg 2 und «Strahler PD 18236» in der Toblerstrasse. Weitere werden in den kommenden Jahren folgen, zum Beispiel im Glattpark. Um den Überblick über so viel Kunst sicherzustellen, liess die ABZ alle seit 1916 entstandenen Kunstwerke, baukünstlerischen Verzierungen und Beschriftungen inventarisieren (siehe Box S. 6): 48 Objekte, von denen 40 noch existieren, wurden untersucht und dokumentiert, darunter einige vergessene Trouvaillen wie die farbigen Treppenhausfenster an der Schaffhauserstrasse von 1923 oder die Wandbemalung im Rütihof 1 von 1984. Bisher war nur von den wichtigsten Werken bekannt, wer sie geschaffen hat. Mit dem Inventar hat die ABZ ihre ganz eigene Kunstgeschichte. Die Werke sollen als Kulturerbe gepflegt und wenn nötig restauriert werden.

Doch wozu überhaupt Kunst? Das Konzept «Kunst und Bau» der ABZ definiert es so: Kunst soll die Identifikation der Bewohner/innen mit ihrer Siedlung und der ABZ stärken, die Architektur bereichern und den Werten der ABZ entsprechen. Bei dieser Definition geht aber ein wichtiger Punkt vergessen, wohl weil er so selbstverständlich ist: die Förderung der Gemeinschaft. Der Blick zurück zeigt nämlich, dass die ABZ nur dann Kunstwerke in Auftrag gab, wenn sie die Gemeinschaft der Bewohner/innen stärken wollte.

Die Früchte seiner Arbeit selber ernten: Utopie einer gerechten und friedlichen Gesellschaft in der Zukunft auf Wilhelm Hartungs Wandbildern von 1929 an der Sihlfeldstrasse.



Die ABZ als aufgehende Sonne: Die Treppenhausefenster an der Schaffhauserstrasse von 1923 übertragen ein Symbol der Erlösung aus der christlichen Heilslehre auf die Baugenossenschaft. Wie in einer Kirche wirft die Morgensonne farbige Schatten ins Treppenhaus.

Utopie für das Kollektiv

Zwischen 1922 und 1949 entstanden in der ABZ vor allem grosse Wandbilder. Sie zeigen eine Utopie: Arbeiterfamilien in einer gerechten und friedlichen Zukunft, in der alle selber die Früchte ihrer Arbeit ernten dürfen und in der es keinen Klassenkampf mehr braucht. Die Bilder gingen nicht auf die lokale Siedlung ein, sondern auf die historische Situation der Arbeiter/innen. Ihre Bedeutung war damals allen klar. Sie wandten sich an die Gemeinschaft der ABZ-Mitglieder, die sich als Teil der Genossenschafts- und Arbeiterbewegung verstand. Die Aufgabe der Kunst in jener Zeit war, das Kollektiv auf eine gemeinsame Vision und einen gemeinsamen Weg in eine bessere Zukunft einzuschwören (siehe Abb. 1 und 2).

Kunstlose Zeit

Die Weltwirtschaftskrise und der Zweite Weltkrieg zwangen die ABZ zu einem Baustopp. Als sie danach weiterbaute, war die Utopie realistisch geworden. Denn im Wirtschaftsboom der Nachkriegszeit wurde etwas zuvor Undenkbare möglich: individueller Aufstieg und Wohlstand für alle durch steigende Löhne und die neuen sozialstaatlichen Einrichtungen der AHV/IV und Pensionskassen. Damit verlor die Kunst ihre bisherige Aufgabe. Man war im Alltag nicht mehr auf die Gemeinschaft angewiesen. Die Menschen empfanden das als Befreiung von den heute unvorstellbar strengen Regeln in Familie, Siedlung, Genossenschaft und Gesellschaft. Und somit baute die ABZ auch keine Gemeinschaftsräume mehr. Drei Brunnen mit harmlo-



3 Harmloses Idyll aus Kindergeschichten: Fuchs als Hühnerdieb auf dem Brunnen von Luigi Zanini in der Siedlung Im Moos von 1957.

4 Erstes Kunstwerk nach langer Pause: Hansruedi Schellers farbige Bemalung des gesamten Erdgeschosses im Rütihof 1 von 1984 hilft bei der Orientierung, bringt Licht und Farbe in die Gänge und ist ein Beitrag an die Lebensqualität.

5 Kunst als Einladung, an der Gemeinschaft teilzunehmen: Wer in der Siedlung Ruggächern Pétanque spielt, wird Teil des Kunstwerks «Place de Gaule 2» von Markus Weiss von 2007 und knüpft dabei Kontakte.



Das Kunstinventar der ABZ

Das Kunstinventar beschreibt alle 48 bekannten Kunstwerke sowie grössere Verzierungen und Beschriftungen in ABZ-Siedlungen samt Materialien und Zustand. Es enthält aktuelle und historische Fotos, eine sozialhistorische und oft eine kunsthistorische Analyse, nennt Literatur und Quellen im ABZ-Archiv und schlägt Massnahmen zur Renovation und Pflege vor.



5



6 Die Lichtinstallation «fading the time» von Ursula Palla von 2002 beleuchtet den Hauseingang am Jasminweg 1 mit stündlich wechselnden Farben.

7 Eingeweiht 2018: «UmGang» von Navid Tschopp in der Balberstrasse 2. Die goldenen Borkenkäfer-Frassspuren verwandeln jeden Hauseingang in etwas Besonderes, beschwören die Magie einer fiktiven Geschichte und sind offen für individuelle Interpretationen.



sen Motiven aus Kindergeschichten entstanden noch in den Siedlungen Oberwiesen, Herrlig und Im Moos (siehe Abb. 3), dazu zwei letzte Wandbilder: Eines in der Siedlung Oberwiesen zeigt sinnigerweise die damalige Gegenwart – die Bautätigkeit der ABZ –, das andere am Owenweg war nur noch ein Idyll mit Kindern an einem Bergbach und ist längst wieder übermalt. Dann war für 25 Jahre Schluss mit Kunst in der ABZ.

Einladung zur Teilnahme

Lange vermisste man die Kunst kaum, doch nach und nach wurden die negative Folgen der Individualisierung spürbar: Isolation, Einsamkeit im Alter und Verödung des Stadtraums, den man dem Verkehr überlassen hatte. Das Bedürfnis wuchs, gemeinsam die Lebensbedingungen zu verbessern. Um 1980 begann die ABZ darum, die Gemeinschaft wieder zu fördern. Nun verstand man darunter aber nicht mehr die ABZ als Ganzes oder gar die Arbeiterbewegung, sondern die Bewohner/innen einer Siedlung. Es entstanden wieder Gemeinschaftsräume – und neue Kunst wie etwa in der Siedlung Rütihof 1 (siehe Abb. 4).

Wind- und wetterfest

Ab einer Bausumme von 10 Mio. CHF erhalten ABZ-Siedlungen in der Regel ein Kunstwerk. Einige Werke litten in der Vergangenheit unter äusseren Einflüssen und verursachten grossen Aufwand, weil ihre Technik zu wenig robust war. Das heutige Wettbewerbsverfahren wirkt dem entgegen und fördert sowohl künstlerische als auch technische Qualität. Es verlangt beispielsweise Angaben zu genutzten Materialien und prüft den vorgesehenen Unterhalt der Werke. Standard ist ein Wettbewerb mit ausgewählten Kunstschaffenden. Eine Jury aus ABZ-Mitarbeitenden, -Vorstandsmitgliedern und externen Fachpersonen bewertet künstlerische Qualität, innovativen Gehalt, Bezug zum Kontext, Machbarkeit sowie Bau-, Unterhalts- und Betriebskosten.

Die seit Mitte der 80er-Jahre entstandenen Kunstwerke gehen nicht mehr auf die historische Situation der ABZ-Mitglieder ein, sondern auf die lokale Situation der Siedlung. Sie sprechen nicht mehr das Kollektiv an, sondern die einzelnen Menschen, und zielen auf die Veränderung der Wahrnehmung. Sie spielen mit der Magie der Verwandlung und sagen: «Bleib nicht gefangen in der Welt, wie du sie siehst!» Mal poetisch oder surrealistisch, mal eher spielerisch, geben sie den Betrachter/innen eine neue Rolle: Sie sollen nicht mehr bloss schauen und begreifen, sondern Teil des Werks werden – wie zum Beispiel in der Siedlung Ruggächern beim Pétanquespielen (siehe Abb. 5).

Immer weniger wird Gleichartigkeit als Vorbedingung für Gemeinschaft verstanden. Der wachsenden Vielfalt der Bewohner/innen entspricht die Vielfalt der angewandten Techniken und Kunstgattungen – von Skulpturen und Bemalungen über Beschriftungen bis zu Licht- und Toninstallationen (siehe Abb. 6) oder Spielobjekten.

Wirkung über die Siedlung hinaus

Seit 35 Jahren bietet sich die Kunst in der ABZ jedem Einzelnen an: «Nutze mich, um an der Gemeinschaft teilzuhaben. Du kannst in mir sehen, was du willst, nicht was andere wollen, aber sprecht miteinander darüber» (siehe Abb. 7). Sie bringt so Menschen in Kontakt – zuerst in der Siedlung, dann vielleicht im Quartier, in der Gemeinde, über die ABZ hinaus. Damit hilft die Kunst bei einer zentralen Aufgabe unserer Zeit: Gemeinschaft und Solidarität zu fördern, aber ohne den früheren Zwang zur Konformität.



abz.ch/home/Wohnen-Bauen/Kunst-und-Bau

Im Dickicht der Geschmäcker

Lutz & Guggisberg, das Künstlerduo des Werks «Umzug der Tiere und Möbel» in der Siedlung Entlisberg 2, im Interview.

Andres Lutz, Anders Guggisberg, wenn Sie Kunst machen, stellen Sie sich dann ein Publikum vor?

Eine Arbeit im Atelier entsteht manchmal wie von selbst, vielleicht als Resultat einer Träumerei, eines Spiels. Aber ein Werk für den öffentlichen Raum ist eine Auftragsarbeit, vom Wettbewerbsprogramm definiert. Das ist viel handfester. Natürlich stellen wir uns dann das Publikum vor, das nachher täglich mit unserem Kunstwerk leben wird.

Soll man Kunstwerke zum Beispiel auf einer Tafel erklären, sodass alle sie verstehen?

Es gibt Argumente dafür und dagegen. Man darf den Leuten etwas zutrauen. Mittel- und langfristig wird ein Werk, das nicht ganz misslingt, schon einen Weg finden, selber zu den Leuten zu sprechen. Das kann einem als Künstler als Erklärungsfaulheit ausgelegt werden. Wenn wir aber sagen, so und nicht anders ist das Kunstwerk gemeint, beschneiden wir die Interpretationsfreiheit.

Was hoffen Sie, geschieht beim Betrachten Ihrer Werke?

Sie sollen Freude, ein Gefühl der Lust auslösen, das wir bei der Herstellung oft auch haben. Die Alltagswahrnehmung soll auf eine möglichst unterschwellige, überraschende, ironische Weise erweitert werden. Ist das Werk einmal fertig und platziert, müssen wir ihm vertrauen. Wir können den Leuten ihre Gefühle und Assoziationen nicht vorschreiben. Sie müssen sich im Dickicht der Geschmäcker, Meinungen und Urteile selber eine Lichtung suchen.

Welche Rolle spielen Kunst-und-Bau-Wettbewerbe für Sie?

Eine grosse. Als Künstler stellt man nicht selten Oligarchenbedarf her, Dinge für private, exklusive Orte. Etwas auf einen öffentlichen Platz oder eine Wiese zu stellen, wo alle Zugang haben, fühlt sich für uns in hohem Mass sinnstiftend an.

Wie hoffen Sie, wird der «Umzug der Tiere und Möbel» in 70 Jahren aussehen?

Sind sie dann noch da, heisst das, dass ihnen Wertschätzung entgegengebracht wird. Dann werden wir als 120-jährige Kefir-Esser mit unseren heliumgefüllten Titanrollatoren die Weglein unsicher machen, ganz faltig vor Stolz.



Andres Lutz (links) und Anders Guggisberg an der Einweihung ihres Werks «Umzug der Tiere und Möbel» in der Siedlung Entlisberg 2.



Gab jedem seiner Gärten eine eigene Stimmung: Tobias Pauli in der Kantonsschule Burggraben St. Gallen, darunter die Kantonsschule Heerbrugg, links Torkelterrassen und Klosterhof in Pfäfers. Bilder: Hanspeter Schiess

Ein Garten ist vor allem Atmosphäre

Architektur Mit seinen Grünanlagen und Plätzen prägte Tobias Pauli jahrzehntelang die Landschaftsarchitektur in der Ostschweiz mit. Heute pflegt er wieder den Garten seiner Kindheit und ordnet seine Erkenntnisse.

Ruedi Weidmann
ostschweiz@tagblatt.ch

Tobias Pauli kam in einem Paradies zur Welt, einem Gehöft bei Cavigliano, das sein Vater, der Maler und Radierer Fritz Pauli, gekauft und mit Ateliers erweitert hatte. Im Rebberg am Ausgang des Onsernonetals verbanden sich subalpine Landschaft und subtropisches Mikroklima. Tobias' Mutter, die Schneiderin und Vergolderin Elsi Meyerhofer, beschloss, den Weinberg in einen Park zu verwandeln. So wuchs Tobias in einer Gartenbaustelle auf. Die ausgeprägte Topografie, die üppige Vegetation, die Selbstverständlichkeit, mit der alte Tessiner Häuser im Gelände stehen, Vaters Malerblick darauf und Mutters aktiver Umgang damit schulten sein Sensorium für die Stimmung eines Ortes. In ihm wuchs die Idee, Gartenbauer zu werden.

In der Schweiz gab es keine Ausbildung für Landschaftsarchitektur. Pauli besuchte die Gartenbauschule in Genf. Sie lehrte die Biologie von Nutzpflanzen, Gemüse, Wein und Obstbäumen. Doch Pauli wollte gestalten! Nach der Ausbildung begann er seine Lehr- und Wanderjahre, die ihn weit herumführten. Die erste Stelle bot ihm 1962 sein Halbbruder Manuel an, der in Zürich Architekt war. 300 Meter neben dem Park seiner Mutter entwarf Pauli seinen ersten Garten. Danach holte ihn der damals führende Schweizer Gartenarchitekt Fred Eicher für drei Jahre in sein Büro. Die geraden Linien der modernen Architektur prägten Eichers Schaffen. Pauli arbeitete an einem seiner Hauptwerke mit, dem Friedhof Eichbühl in Zürich. Betonmauern und getrimmte Hecken definierten weite Terrassen mit rechtwinkligen Wasserbecken und breiten Promenaden.

Bäume setzte Eicher als Monumente in die künstliche, atmosphärisch dichte Landschaft. An seiner nächsten Station, der Berner Stadtgärtnerei, entwarf Pauli Spielplätze, nützlich und robust. Dann ging er nach Amerika. In Kanada lernte er, Swimmingpools mit Trax und Spritzbetonkanone zu bauen, in Kalifornien Gärten mit einem Stecken direkt im Wüstensand zu entwerfen. Die Weite und die Unbekümmertheit waren wohlthuend. Doch der Künstlersohn vermisste kulturhistorisches Bewusstsein, nahm ein Schiff nach Europa und schrieb sich an der Kunstgewerbeschule Basel ein. Er landete mitten in der Naturgartenbewegung, denn das Büro von Wolf Hunziker, wo Pauli Arbeit fand, leitete die Planung der «Grün 80».

Gärten für Menschen

Die Gartenbauausstellung war der Höhepunkt einer Volksbewegung gegen den Gartenbau-Mainstream, der in Einfallslosigkeit erstarrt war. Doch Pauli blieb skeptisch. Die Anti-Spiesser-Haltung schien oft wichtiger als eine ernsthafte Beschäftigung mit Ökosystemen. Und Teich, Schilf und Magerwiese waren für Pauli noch kein Garten. In Basel gestaltete er den Theaterplatz mit dem Tingue-

Gutes Bauen Ostschweiz

Das **Architektur Forum Ostschweiz** engagiert sich mit Veranstaltungen und Vorträgen für die Baukultur in der Ostschweiz. Zu den Fixpunkten gehört die «Auszeichnung Gutes Bauen Ostschweiz»: Vertreter der Fachverbände wählen diskus-

Teich, Schilf und Magerwiese waren für Pauli noch kein Garten.

ly-Brunnen. Pauli zog ins Toggenburg, gründete eine Familie und machte sich selbstständig. Nun war postmoderne Gestaltung angesagt. Pauli komponierte einige symbolisch aufgeladene Privatgärten aus neoklassizistischen Fragmenten. Er bezeichnet sie heute als seelenlos. Die Postmoderne zertrümmerte versteinerte Ansichten, bot aber kaum Inspiration für Neues. Diese fand Pauli im gesellschaftlichen Engagement. Mit seiner damaligen Frau machte er das Restaurant Bahnhof in Lichtensteig zu

sionswürdige Bauwerke aus, unabhängige Fachjournalisten berichten darüber. Unsere Zeitung illustriert und veröffentlicht diese Texte in loser Folge. (red)

www.tagblatt.ch/architektur

einem Kulturort und zum Domizil für das Chössi-Theater, und an der Internationalen Bauausstellung 1987 in Berlin erarbeitete er mit hartgesottene Kreuzberger Hausbesetzern eine Quartierentwicklung.

Pauli gewann nun Wettbewerbe und erhielt öffentliche Aufträge. Er gestaltete mit mehreren Generationen von Mitarbeitenden in der Stadt St. Gallen sechs Schulhausanlagen und die Aussenräume von Wohnsiedlungen, dazu öffentliche Räume in zahlreichen Gemeinden, Friedhöfe in Rapperswil-Jona, Gossau, Altstätten und Pfäfers, die Gärten der psychiatrischen Kliniken Pfäfers, Wil und Littenheid, dazu Kasernen und Gefängnisanlagen. Das gemeinsame Planen mit Auftraggebern, Architekturschaffenden und Gärtnern faszinierte ihn genauso wie räumlich, finanziell oder politisch knifflige Situationen. Etwa der Waffenplatz Neuchlen-Anschwillen. Hier liess er stramme Eichen in Reih und Glied in die Kasernenhöfe pflanzen und Zitterpappeln in die Umgebung – ein Bild für zwei seelische Zustände der Rekruten. Aber vor allem wertete er das grosse Übungsgelände mit den Landwirten in einem jahrelangen Prozess ökologisch auf. 1996 zog Pauli in die Stadt St. Gallen.

Respekt für den Ort und seine Atmosphäre

Die Arbeit begann immer mit einer Analyse: Was ist vorhanden? Wie ist die Stimmung? «Das Chassis eines Gartens muss sitzen», sagt Pauli. «Es entsteht aus der Topografie, der Wegführung, Mauern, Bäumen, Hecken und Büschen. Dann gilt es, die Atmosphären der einzelnen Bereiche zu entwickeln.» Immer häufiger verstärkte er Stimmungen, die er vorfand, und integrierte vorgefunde-

ne Elemente in seinen Plan. Respekt ist wohl das Schlüsselwort zu Paulis Werk. Respekt für einen Ort, seine Stimmung, seine Funktion für die Menschen und seine Geschichte. Immer besser gelang es ihm, mit möglichst wenig Gestaltung möglichst viel Atmosphäre zu schaffen. Seine jüngsten Anlagen wirken, wie wenn sie schon immer so gewesen wären. Ohne Inszenierung, ohne Design, strahlen sie Ruhe und Beständigkeit aus. Die neue Kantonsschule Heerbrugg zum Beispiel steht mit ihren Betonsäulen direkt im Kies der Rheinebene – es ist fast der einzige Ort im Siedlungsbrei, wo die Ebene noch spürbar ist. Diese fast unsichtbare Handschrift mit starker Wirkung ist das Resultat von langer Arbeit und Erfahrung.

Sie machte Pauli zum Spezialisten für Erneuerungen. Im Pausenhof der Kantonsschule am Burggraben in St. Gallen verstärkte er mit einigen Pinien und der Renovation des Brunnens eine überraschend mediterrane Stimmung. Im Park der psychiatrischen Klinik Littenheid liess er viele Bäume fällen und holte das Sonnenlicht auf den Boden zurück. In Pfäfers gestaltete er von 1999 bis 2011 die Gärten der psychiatrischen Klinik neu. Jedes Jahr entstand ein neuer Aussenraum: die historischen Torkelterrassen, eine Gartenwirtschaft mit Brunnenbecken, ein Wegnetz über die Hügel oder der Klosterhof, jeder mit viel Respekt für den Ort, eigener Atmosphäre und viel Potenzial für mögliche Nutzungen. – Einen Garten aber hat Tobias Pauli immer für sich behalten: den elterlichen Park in Cavigliano. Letztes Jahr hat der Über-Siebzigjährige sein Büro seiner Geschäftspartnerin übergeben. Jetzt hat er Zeit, zusammen mit seiner jetzigen Frau den Ort zu pflegen, wo alles begann.



Bauzeugen der Textilgeschichte wie die Fabrikantenhäuser in Trogen oder das Schwarze Haus in Herisau inspirieren neue Holzbauten wie das Wohnhaus am Alten Steig in Herisau (oben rechts).

Bilder: Michel Canonica

Bautradition als Ideenreservoir

Architektur Künftig wird vor allem innerorts gebaut. Das erhöht den Anspruch an Neubauten. Sie müssen grösser, dichter, multifunktional und sorgfältig gestaltet sein. Rezepte dafür stecken in der Appenzeller Bautradition.

Ruedi Weidmann
ostschweiz@tagblatt.ch

Das Bauen steht in der Schweiz an einer Epochenschwelle: Zur Schonung der Landschaft ist Bauen künftig fast nur noch in bebautem Gebiet möglich. Am einen Dorfrand Einfamilienhäuser und am andern flache Hallen fürs Gewerbe bauen, können wir uns nicht mehr leisten. Aus Rücksicht auf Natur und Kulturland, aber auch, weil so die Ortsmitte absterbt, wovon leere Altbauten und Ladenlokale zeugen. Damit die Ortskerne wieder belebt werden, müssen Wohnen, Gewerbe, Einkaufen und so weiter wieder zusammenkommen. Verdichten mag bedrohlich tönen, aber wo mehr Menschen beisammen wohnen, können Läden, Gastrobetriebe und Service public wieder funktionieren.

Damit wachsen aber die Anforderungen an Neubauten. In einer dichten Ortschaft dürfen Bauten nicht nur von der Lage profitieren, sondern müssen selber etwas für den Ort tun, etwa mit einem öffentlich zugänglichen Parterre. Verschiedene Nutzungen unter ein Dach zu bringen, ist aber eine anspruchsvolle Aufgabe für Architekturbüros. Je grösser und dichter die Bebauung, umso wichtiger wird eine sorgfältige Gestaltung, die sich ins Ortsbild einfügt und es verbessert. Baubehörden und Bevölkerung müssen sich für mehr architektonische Qualität einsetzen. Sonst macht das Verdichten unsere Orte einförmig. Sie müssen aber ihre Einzigartigkeit stärken, damit sich Menschen mit ihrer Gemeinde identifizieren können und Verantwortung übernehmen.

Potenzial des Bürgerhauses ist noch kaum erkannt

Glücklich sind da Regionen, die sich eine starke Eigenart im Bauen bewahrt haben,

wie das Appenzellerland mit seinem Holzbau. In der Bautradition finden sich Baustoffe, Konstruktionen und Formen, die unter lokalen Bedingungen entstanden und darum nachhaltig sind. Nicht zufällig wächst heute weltweit das Interesse am traditionellen Bauen. Wird Althergebrachtes auf neue Bauaufgaben übertragen, kann eine Architektur entstehen, die heutige Aufgaben meistert, aber vertraut ist und darum geschätzt wird.

Der Appenzeller Holzbau wurde tausendfach fotografiert, gemalt, auf Biberli gedruckt – doch sein Potenzial als Inspiration für die bauliche Zukunft wurde noch kaum erkannt. Wohl, weil die Faszination bisher vornehmlich den Bauernhäusern galt. Für heutige Aufgaben interessanter ist aber die Innerorts-Variante, das Fabrikantenhaus. Ohne Stall und Scheune, aber mit der gleichen Strickbau-Konstruktion und der typischen Raumaufteilung, mit Schindelschirm, Täferfront auf der Sonnenseite und den gleichen schönen Details. Diese Bürgerhäuser sind gross, bis sechsstöckig, stehen oft dicht nebeneinander und bilden städtische Plätze. Sie waren stets multifunktional und öffentlich zugänglich. Im Parterre lagen Büros, Läden und Lager der Textilverleger, im Dachstock oft ein Saal. So war die Bebauung in den Appenzeller Hauptorten seit je dicht und viel-

Baukultur in der Ostschweiz

Das **Architektur-Forum Ostschweiz** engagiert sich mit Veranstaltungen und Vorträgen für die Baukultur in der Ostschweiz. Zu den Fixpunkten gehört die «Auszeichnung Gutes Bauen Ostschweiz»: Vertreter der Fachverbände wählen diskus-

«In Fabrikantenhäusern und auch in hölzernen Fabriken stecken alte Rezepte für neue Aufgaben.»

fältig genutzt. Lassen sich diese Qualitäten für zeitgemässes Bauen nutzen? Zusammen mit den vielen schönen Holzbauten hat im Appenzellerland auch das Zimmereihandwerk überlebt. Die Betriebe pflegen ein traditionelles Holzbau-Wissen, das die Gewerbeschulen nicht mehr lehren, und entwickeln gleichzeitig neue Techniken wie die Element-Bauweise aus Wandmodulen, die besser isolieren als die alten Strickwände. Gewitzt nutzen die Zimmerleute den Traum vom Urchigen für ihr Geschäft,

sionswürdige Bauwerke aus, unabhängige Fachjournalisten berichten darüber. Unsere Zeitung illustriert und veröffentlicht diese Texte in loser Folge. (red)

www.tagblatt.ch/architektur

Nägeli in Gais etwa mit dem Label «Appenzeller Holz» oder Frehner gleichenorts mit dem an bestimmten Tagen des Mondzyklus geschlagenen Mondholz.

Wenn sie von Architekturbüros entworfene Bauten ausführen, sind die Zimmerleute zu herausragenden Leistungen fähig. Das zeigen Neubauten wie das Seniorenheim Bad Säntisblick in Waldstatt, von Alex Buob entworfen und 2013 von der Zimmerei Nägeli konstruiert, oder der Neubau mit 21 Seniorenwohnungen in Teufen von Hörler Architekten, 2011 gemeinsam von Nägeli und Heierli aus Teufen konstruiert. Doch meist bauen und renovieren die Zimmerleute auf eigene Faust Einfamilienhäuser und Kleinsiedlungen. Dort fliesst ihr Können in nostalgische statt innovative Bauten.

Aufbruch zeichnet sich ab

Die Bautradition für heute anstehende Aufgaben fruchtbar machen: Genau dies versuchte 2010 die Studie «Bauen im Dorf» der Ausserrhodischen Kulturstiftung, initiiert vom Ausserrhoder Denkmalpfleger Fredi Altherr. Sechs Architekturbüros vermessen alte Bürgerhäuser, studierten deren Konstruktion, Materialien, Raumanordnung und Proportionen. Mit den Erkenntnissen entwarfen sie fiktive Holzbauten. Ihre Pläne und Modelle wurden im Volkskundemuseum in Stein gezeigt. Sie deuteten an, wie sich die Appenzeller Holzbautradition aus ihrer Stagnation lösen und wieder lebendig und gegenwartsbezogen werden könnte.

Laut Altherr hat dies einen Aufbruch ausgelöst. Die Beispiele motivierten Architekturschaffende und kommunale Baubehörden. Diese mussten zuvor die vielen geschützten Ortsbilder hartnäckig gegen unpassende Eingriffe verteidigen; Resultat war oft eine pseudohistorische Kulissenarchitektur. Seit «Bauen im

Dorf» wissen sie, wie zeitgemässe, ortsbildverträgliche Architektur aussehen kann. Dadurch können sie Bauherrschaften besser beraten und trauen sich eher, innovative Projekte zu bewilligen. Erste Beispiele sind das Reformierte Gemeindehaus von bm Architekten und ein Wohnhaus von Gerold Schurter am Alten Steig in Herisau. Bei diesen Vollholzbauten sind nicht nur die Fassaden, sondern auch Konstruktion, Materialien und Grundrisse im Innern von traditionellen Häusern abgeleitet. Rund zwanzig weitere von «Bauen im Dorf» inspirierte Neubauten sind in Ausserrhoden in der Bewilligungsphase, darunter die Gemeindeverwaltung Grub mit Wohnungen und Gewerbe, ein Ersatzneubau für das Haus Vulkan in Herisau und eine Metzgerei mit Wohnungen in Schwellbrunn.

Was noch fehlt, sind Holzbauten vom Kaliber der Zellweger-Paläste in Trogen, der Kantonsschule Wil oder der «Gieserei» in Oberwinterthur. Sie könnten auf vertraute Art neue Lebensqualität in zentrale, aber unternutzte Quartiere wie am Bahnhof Herisau bringen. Dazu sieht das revidierte Ausserrhoder Baugesetz den Erneuerungsplan vor, mit dem Gemeinden besonders gute Gestaltung mit mehr Bauvolumen belohnen können. In Fabrikantenhäusern und auch in hölzernen Fabriken stecken alte Rezepte für diese neue Aufgabe. Sie könnten helfen, das Verdichten beliebt zu machen, und die Zimmerleute könnten zeigen, was in ihnen steckt.

Das wäre wahre Innovation aus der eigenen Geschichte heraus. Dass es funktionieren kann, zeigt der seit vierzig Jahren anhaltende Erfolg der «Tessiner Schule». Ihr Vertreter Luigi Snozzi sagte einmal: «Architektur muss man nicht erfinden, man muss sie nur wieder finden.»



Das neue Kirchgemeindehaus in Grabs ist ein attraktives Gebäude im wörtlichen Sinn: Es zieht mit seinen freundlichen Räumen und seinen vielfältigen Nutzungen Menschen an und stärkt so Austausch und Zusammenhalt im Dorf. Bilder: Hanspeter Schiess

Haus für Gastfreundschaft und Vielfalt

Architektur Kirchen bleiben heute oft leer, aber neue Kirchgemeindehäuser reagieren mit vielfältigen Räumen und Anlässen auf veränderte Bedürfnisse. Sie bereichern das öffentliche Leben. Ein Augenschein in Grabs.

Ruedi Weidmann
ostschweiz@tagblatt.ch

«Für mich ist es ein kleines Wunder», sagt John Bachmann, seit zwölf Jahren Pfarrer in Grabs, über das neue Kirchgemeindehaus. Seit einem Jahr belebt es das Dorf und hat seine Arbeit verändert. In Grabs und auf den verstreuten Höfen am Grabserberg leben ländlich und pietistisch geprägte Menschen, die tief in der reformierten Landeskirche verwurzelt sind. Weil Glarus 1517 die Grafschaft Werdenberg kaufte und 1529 den reformierten Glauben verordnete, ist Grabs eine protestantische Enklave im St. Galler Rheintal. Damals verkündete der Pfarrer in der Kirche Gottes Wort, die Erlasse der Regierung und wer unter der Woche Sitten und Gesetz verletzt und so sein Anrecht auf das wöchentliche Armenbrot verscherzt hatte. Der zwinglianische Gottesdienst war auch ein Sittengericht. Auch wenn Pfarrerinnen und Pfarrer heute weniger von der Kanzel herab predigen – Kirchen sind für frontale Kommunikation gebaut. Und alles Autoritäre verscheucht heute die Leute. Auch in Grabs ändern sich die Bedürfnisse. Es wird viel gebaut, Neuzuzüger machen die Gesellschaft bunter.

Neuer Platz als Treffpunkt

Die evangelische Kirchgemeinde Grabs-Gams beobachtet die Entwicklung schon länger. Sie erarbeitete die Vision einer lebendigen Kirche, die «Treffpunkt aller Segmente der heutigen Gesellschaft» sein soll, wie es in einem Memorandum heisst. Das alte Kirchgemeindehaus, viel zu klein und kaum zu heizen, genügte dafür nicht mehr. Die Büros der Pfarrer und Diakone waren im Ort verstreut, Aktivi-

täten fanden in gemieteten Räumen statt. An einer Retraite 2009 nahm ein Neubau Gestalt an. Man liess auch die Kosten einer Kirchenrenovation schätzen, entschied dann aber, ein neues Kirchgemeindehaus sei wichtiger. Die Baukommission besuchte Beispiele in der Region, sammelte Raumwünsche der aktiven Mitglieder und führte mit fachmännischer Hilfe einen Architekturwettbewerb durch. Aus dreizehn Vorschlägen kürte die Jury das Projekt des Büros Erhart Partner aus Vaduz. Die Mitglieder hiessen das Projekt gut. Bald begann der Bau,

Es wachsen Bevölkerungsteile, die auf Solidarität angewiesen sind: Alte, Zugewanderte, Entwurzelte.

im Januar 2016 war das «Wunder» vollbracht.

Der hell verputzte, zweistöckige Quader stösst mit seiner Schmalseite an die Hauptstrasse. Zwischen ihm und der Kirche, die zurückgesetzt und etwas schief zur Strasse steht, ist ein dreieckiger Platz entstanden, der erste Dorfplatz in Grabs. Wo sich früher Autos durch Hochzeitsgesellschaften und Trauergemeinden drängten, stehen jetzt Bänke im Schatten einer Birke, die Terrasse vor dem Kirch-

gemeindehaus lädt zum Kaffeetrinken ein. Passanten plaudern, ein Kind spielt mit Steinchen, Schulkinder grüssen – fehlt nur noch der Brunnen, doch die Leitung ist schon verlegt.

Grosser Saal und Foyer sind begehrt

Vielfältig sind auch die Räume im Innern. Das Erdgeschoss öffnet sich mit grossen Glasscheiben zum Platz. Zwei breite Stufen führen zum Eingang und in ein geräumiges Foyer. Die linke, sonnige Seite ist als Bistro eingerichtet, durch eine Glasscheibe vom Weltladen getrennt. Die andere Seite dient als Garderobe, hinter einer Tür liegt das Sekretariat. Geradeaus tritt man in den hohen Saal. Ausgestattet mit Bühne und allem, was es für Theater-, Film- und Diskussionsabende braucht, bietet er bei Konzertbestuhlung 270 Personen Platz. Die Küche kann dank Durchreichen Saal und Foyer direkt bedienen. Ein helles Treppenhaus führt ins Obergeschoss. Der Mehrzweckraum an der Südseite eignet sich für Vorträge, Kurse oder Feiern mit bis zu 120 Teilnehmenden. Er ist unterteilbar und verfügt über eine eigene Teeküche. Zwei Sitzungszimmer und die kleinen Büros der Pfarrer und Diakone sind auf den Kirchplatz gerichtet. Der Jugendkeller des Vor-

gängerbaus ist erhalten geblieben. Ein Band-Übungsraum und Lagerräume für den Cevi und den Messmer ergänzen ihn. Alle Räume sind freundlich und überaus brauchbar. Die Kirchgemeinde stellt sie auch anderen zur Verfügung – gratis der politischen und der Schulgemeinde, der katholischen Kirchgemeinde und kirchennahen Vereinen, günstig den Dorfvereinen und Mitgliedern beider Kirchgemeinden, etwas teurer Nicht-Kirchbürgern, auswärtigen Vereinen und Firmen. Vor allem der grosse Saal und das Foyer sind begehrt. Dank ihnen ist die Kirche Grabs für Trauungen attraktiver geworden. Der «Chillekaffi» nach dem Sonntagsgottesdienst ist beliebt. Auch die Kundschaft des Weltladens und freiwillige Helferinnen und Helfer setzen sich gern zu einem Kaffee ins Foyer.

Das Angebot an Kursen, Vorträgen, Ausstellungen und Konzerten konnte erweitert werden. Nicht alle Anlässe haben einen Bezug zur Religion. Sie ziehen auch neues Publikum an. Die Vision habe sich mehr als erfüllt, sagt Kirchgemeindepräsident Karl-Heinz Haedener. Man sei fast ein wenig überrumpelt von den vielen Anfragen; der Messmer sei bald am Anschlag. Die gleiche Entwicklung erleben auch andere neue Kirchgemeindehäuser, etwa in Wil oder Herisau.

Pfarrer Bachmann betont den Effekt gegen innen: Seit alle unter einem Dach sind, sei die Arbeit der Pfarrer, Diakone und der hier traditionell zahlreichen Freiwilligen einfacher geworden. «Man trifft sich täglich, kann sich austauschen und stärker als Einheit auftreten.» Und mit dem neuen Haus könnten sie nun etwas Wichtiges anbieten: Gastfreundschaft. Längst sind noch nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft. Bachmann testet im Saal gerade einen neuen Abendgottesdienst in Form einer Kaffeestube. Doch der wichtigste Raum ist für ihn das Foyer, weil hier Gastfreundschaft spontan und jederzeit möglich ist.

Gemeinschaft braucht Orte

In unserer Zeit wachsender Verunsicherung suchen viele Orientierung. Dafür war einst die Kirche zuständig. «Orientierung» kommt vom Kirchenbau und bezeichnete die Ausrichtung des Chors nach Osten, dem Orient. Dadurch schien die aufgehende Sonne als Symbol für die Auferstehung Christi durch die Chorfenster auf die Betenden. Auch das Aufgehobensein in einer Gemeinschaft fehlt heute vielen. Es ist der Preis für mehr individuelle Freiheit und das Abschütteln rigider Konventionen.

Gesucht sind neue, zwanglose Formen von Gemeinschaft. Auch der Wunsch nach gemeinnützigem Engagement wächst. Andererseits wachsen Bevölkerungsteile, die auf Solidarität angewiesen sind: Alte, Zugewanderte, Entwurzelte. All dies lässt sich sinnvoll miteinander verbinden, ob mit oder ohne Religion. Aber dazu braucht es Orte – und jemand, der sie pflegt –, wo Begegnungen und Austausch möglich sind und Zusammenhalt wachsen kann.

Gutes Bauen Ostschweiz

Das **Architektur Forum Ostschweiz** engagiert sich mit Veranstaltungen und Vorträgen für die Baukultur in der Ostschweiz. Zu den Fixpunkten gehört die «Auszeichnung Gutes Bauen Ostschweiz»: Vertreter der Fachverbände wählen diskus-

sionswürdige Bauwerke aus, unabhängige Fachjournalisten berichten darüber. Unsere Zeitung illustriert und veröffentlicht diese Texte in loser Folge. (red)

www.tagblatt.ch/architektur



Juwel der Brückenbaukunst von Robert Maillart: Felseggbrücke (oben und links), Thurbrücke Billwil (Mitte) und die Bahnüberführung in Aach bei Romanshorn.

Bilder: Hanspeter Schliess

Bräteln unter dem Verkehrsdenkmal

Architektur Die Felseggbrücke über die Thur bei Henau strahlt wieder wie neu. Der renovierte Pionierbau von 1933 lohnt einen Besuch. Verkehrsbauten gehören zu unserem Kulturerbe. Neue Methoden erleichtern ihre Pflege.

Ruedi Weidmann
ostschweiz@tagblatt.ch

Hell leuchtet sie im Herbstlicht und überspannt in flachem Bogen die Thur: die Felseggbrücke bei Henau. Fast wäre das Werk des Beton-Pioniers Robert Maillart den Folgen einer früheren Renovation zum Opfer gefallen. Doch nach eineinhalb Jahren hinter Baugerüsten ist es nun frisch renoviert zu besichtigen. Beim Gillhof führt ein Weg bequem ins Kiesbett der Thur hinab. Von hier aus lässt sich die raffinierte Konstruktion am besten bewundern.

Die Felseggbrücke entstand 1933 als Teil der neuen Schnellstrasse Wil-Gossau. Sie ist 130 Meter lang, der Bogen überspannt 72 Meter. Maillart verband virtuos zwei Konstruktionen, den Hohlkastenträger und den Dreigelenkbogen: Die beiden Schenkel des Bogens sind hohle Kästen, leicht und trotzdem steif. Die drei «Gelenke» sind schlanke, stark armierte Stellen an den Enden und am Scheitel des Bogens. Hier kann sich die Brücke bei jeder Belastung bewegen, unmerklich, aber es reicht, damit Verbiegungen nicht von einer in die andere Brückenhälfte übertragen werden. Das schont die steifen Teile. Maillart hat diese Konstruktion erfunden. Sie sparte Material, war günstig und rasch gebaut – die Felseggbrücke in neun Monaten.

Rettung in letzter Minute

Streusalz ist Gift für Betonbrücken. Das Salzwasser dringt in den Beton ein und lässt die Armierungseisen rosten. 1987 dichtete man darum die Felseggbrücke rundum mit Epoxidharz ab. Dabei unterschätzte man, wie viel Feuchtigkeit im Beton steckte. Wegen der Plastikhaut

konnte er nicht mehr austrocknen. Das Salz in der Brücke griff weiter die Armierung an; aussen war davon nichts zu sehen. Eine Kontrolle vor zehn Jahren zeigte die Folgen: Der Schaden war so massiv, dass die gesamte Fahrbahnplatte samt Brüstung und Scheitelgelenk ersetzt werden musste. Die neue Fahrbahn wurde abgedichtet, kein Wasser kann

Streusalz ist Gift für Betonbrücken. Das Salzwasser dringt in den Beton ein und lässt die Armierungseisen rosten.

mehr von oben in die Betonkonstruktion dringen. Zum Schalen verwendete man wie früher frisch gesägte Bretter, deren Maserung nun am Beton gut sichtbar ist. An den übrigen Teilen wurde das Epoxidharz mittels Hochdruckwasserstrahl entfernt. Dabei kam die Oberfläche mit. Sie wurde mit frischem Beton aufmodelliert und mit einer neuen transparenten Lasur gestrichen. Diese ist wasserdicht, aber dampfdurchlässig, so dass der Beton atmen und austrocknen kann.

Eugen Brühwiler, Spezialist für Bauwerkserhaltung an der ETH Lausanne, hat die Denkmalpflege und das Tiefbauamt des Kantons St. Gallen beraten. Für ihn ist die Renovation gelungen. Die Brücke erfülle nun alle Anforderungen an eine moderne Kantonsstrasse, ihre besondere Form und Konstruktion konnte

erhalten werden. Zu den Kosten von rund sechs Millionen Franken sagt Brühwiler: «Weil die Folgeschäden der letzten Renovation so gross waren, kostete die Erneuerung so viel wie ein Neubau. Die renovierte Brücke ist nun aber auch gleich leistungsfähig und dauerhaft wie eine neue. Zusätzlich konnte man einen Zeugen erhalten, der für die Geschichte des Brückenbaus enorm wertvoll ist.»

Der Bauingenieur Robert Maillart gilt weltweit als Pionier des Stahlbetonbaus. Er erfand die Betondecke mit pilzförmigen Stützen und entwickelte von 1902 bis zu seinem Tod 1940 die Konstruktion von Betonbrücken weiter. In der Ostschweiz sind fünf weitere seiner Bauten erhalten: Steinachbrücke (1903) und Wasserturm (1906) in St. Gallen, die Bahnüberführung in Aach bei Romanshorn (1907), die Thurbrücke Wattwil (1909) und die Thurbrücke bei Billwil (1904), die von Felsegg aus auf einer stündigen Uferwanderung erreichbar ist.

Maillarts Bauten sind hervorragend gestaltet, nutzten die Eigenschaften von Stahlbeton konsequent und gelten längst als Denkmäler von nationaler oder weltweiter Bedeutung. Doch das schützt sie leider nicht vor Abbrüchen. Unmittelbar bei der Felseggbrücke hatte Maillart über den Fabrikkanal der Weberei Felsegg

eine schlichte Brücke auf acht Stützen gebaut, konstruiert wie die Vorlandbrücken der Felseggbrücke. Sie hatte stark unter Salzwasser gelitten und musste 2011 ersetzt werden. Schade, findet Eugen Brühwiler heute. Das Ensemble aus Felsegg- und Kanalbrücke zeigte, wie Maillart Innovation und Pragmatik verband.

Kathedralen unserer Zeit

Doch wozu Verkehrsbauten überhaupt erhalten? Sind sie nicht einfach Zweckbauten, die stets den aktuellen Anforderungen des Verkehrs genügen müssen? «Autobahnen sind die Kathedralen unserer Zeit», sagte David Byrne schon vor dreissig Jahren in seinem Film «True Stories». Frühere Kulturen bauten Kirchen, Klöster, Burgen und Schlösser. Unsere Kultur baut seit 200 Jahren beeindruckende Strassen, Bahnstrecken, Brücken und Viadukte. Doch leider werden sie noch kaum als Kulturgut wahrgenommen, oft übersehen und vernachlässigt.

Auf Strassen, Kreuzungen, in Tunnels und Unterführungen verbringen wir viel Zeit. Sollten wir da nicht hohe Ansprüche an ihre Pflege stellen? Brücken, Stützmauern, Überführungen, Leitplan-

ken und Geländer werden bewusst gestaltet – nicht umsonst heissen sie Kunstbauten. Für wichtige Projekte gibt es Wettbewerbe. Doch beim Unterhalt geht die Gestaltung dann meist vergessen. Strassen und Wege verlieren ihren Charakter durch viele kleine Reparaturen, die sich um das Aussehen scheren. Das zeigt etwa das Potpourri von Stützmauern und Geländern entlang vieler Bergstrassen. Brühwiler nennt noch einen weiteren Grund, warum alte Verkehrsbauten wertvoll sind: Sie speichern Wissen. Etwa, wie man Brücken mit weniger Stahl bauen kann als heute.

Bis vor kurzem wurden Brücken ersetzt, wenn sie ein bestimmtes Alter erreichten, selbst wenn sie noch intakt waren. Nun wurden an der ETH Lausanne Methoden entwickelt, um die Tragfähigkeit bestehender Bauwerke zu messen. Dabei zeigt sich, dass Brücken oft stärker sind als erwartet. Heute lässt sich messen, wo Schwachstellen sind. Ermüdete Stahl- oder Betonteile können gezielt ersetzt oder verstärkt werden. Mit wenig Aufwand werden so Brücken und Gebäude wieder für Jahrzehnte tragfähig. Das spart Geld, Material und Werkverkehr und hält Bauzeugen am Leben.

Auf Gemeindeebene werden jedoch noch viele Verkehrsbauten ersetzt, weil ihr historischer Wert und die Erneuerungsmethoden nicht bekannt sind. Auf dem riesigen Gemeinde-, Forst- und Flurstrassennetz wäre ein geschichts- und materialbewusster Unterhalt besonders wertvoll. Technisch interessierte Denkmalpfleger und historisch versierte Ingenieure finden gemeinsam Möglichkeiten, wie scheinbar veraltete Bauten gezielt und günstig für eine moderne Nutzung verstärkt werden können.

Gutes Bauen Ostschweiz

Das **Architektur Forum Ostschweiz** engagiert sich mit Veranstaltungen und Vorträgen für die Baukultur in der Ostschweiz. Zu den Fixpunkten gehört die «Auszeichnung Gutes Bauen Ostschweiz»: Vertreter der Fachverbände wählen diskus-

sionswürdige Bauwerke aus, unabhängige Fachjournalisten berichten darüber. Unsere Zeitung illustriert und veröffentlicht diese Texte in loser Folge. (red.)

www.tagblatt.ch/architektur



Legende
Legende

Bild: Michel Canonica

Landquarts langer Weg zur Kleinstadt

Architektur Der Fabrik- und Eisenbahnerort Landquart mausert sich zum Regionalzentrum. Gute Architektur und ein wachsendes Einkaufs- und Gastroangebot ziehen Bewohner an. Der öffentliche Raum belebt sich. Dahinter stehen eine beharrliche Ortsplanung.

Ruedi Weidmann
ostschweiz@tagblatt.ch

Bis 1858 gab es Landquart gar nicht. Dann bauten die Vereinigten Schweizer Bahnen die Bahnlinie Rheineck-Chur. Bei der Brücke über die Landquart stellten sie eine Station in die Wiese – die Loks mussten Wasser tanken. Jemand zog eine Linie durchs Gras zur Deutschen Strasse hinauf: die Bahnhofstrasse. Der erste, der sie für eine gute Adresse hielt, war ein Wirt. Der Optimist baute an der Bahnhofstrasse 1 ein Hotel und nannte es «Landquart». Für seine Gäste, die von hier aus eine Kutsche nach Davos nahmen, liess er einen grossen Park mit prächtigen Bäumen anlegen. Seither gab es immer wieder Anläufe, Landquart zu einer Kleinstadt zu machen. Heute steht es knapp vor dem Ziel.

Der Bahnhof als Motor

Mit dem Bahnanschluss entstanden am Müllbach Fabriken, darunter die bekannte Papierfabrik. 1889 eröffnete die Landquart-Davos Bahn. Sie wurde zur Rhätischen Bahn, ihre Werkstatt zur Hauptwerkstätte der RhB. An der Bahnhofstrasse entstanden Wirtschaften, Lebensmitteläden und enge Arbeiterwohnungen. Landquart war nun Verkehrsknoten und Eisenbahnerort. Es wuchs, aber ein schmuckes Städtchen wurde es nicht. Thomas Mann nannte es im Roman «Zauberberg» «eine windige und wenig reizvolle Gegend».

Bis zum Ersten Weltkrieg entstanden weitere Gasthöfe, die Landwirtschaftliche und die Gewerbeschule, eine Kirche, das Primarschulhaus. Auf Land der SBB und der RhB wohnten Bähnlerfamilien in kleinen Häusern mit grossen Gärten. Heimatstil war die Architektur der Stun-

de. Nach dem Zweiten Weltkrieg kamen Wohnblöcke und vier Wohnhochhäuser hinzu. 1964 kam die Autobahn. Sie brachte keinen Boom, im Gegenteil: Man fuhr jetzt an Landquart vorbei direkt nach Davos. Das Industriegebiet wuchs, aber die Automatisierung frass die Arbeitsplätze

«Je mehr sich Landquart erneuert, umso wichtiger werden seine Wurzeln.»

weg. An der Bahnhofstrasse wurden die Hotels zu Beizen und die Fassaden grau, Läden standen leer, das Kino ging zu. Was blieb, war der Verkehrsknoten. Migros und Cooperkannten als erste Landquarts Potenzial als regionales Dienstleistungszentrum. Um 1990 entstand so an beiden Enden der Bahnhofstrasse ein Supermarkt. Sie waren so gross, dass es Sonderbauvorschriften brauchte. Das zwang die Gemeinde, sich mit Ortsplanung zu beschäftigen. Das war der Anfang des Aufschwungs.

Doch Ortsplanung braucht Ausdauer. Visionen stossen zuerst stets auf Skepsis, und bis Entwicklungen sichtbar werden, müssen sie jahrelang vorbereitet

werden. Wie ist das Planen überhaupt möglich? Bei allen erfolgreichen Beispielen steht ein tatkräftiges Team dahinter, in dem Politik, Verwaltung und Fachleute über Jahre am gleichen Strick ziehen. In Landquart waren es der Gemeindepräsident, der Leiter des Bauamts und der beauftragte Ortsplaner. Seit den Neunzigerjahren sammelte das Trio Bedürfnisse, definierte Ziele, entwarf Pläne, beriet Bauherrschaften und vernetzte sich mit allen, die helfen konnten. In unzähligen Gesprächen überzeugte es Grundbesitzer, Investoren und Bewohner, dass alle profitieren, wenn jeder seinen Beitrag an mehr Qualität leistet. Kommunikation ist das A und O jeder Ortsplanung.

Bis 2000 war die Zonenordnung überarbeitet. Sie erlaubte dichteres Bauen in der Kernzone. Gleichzeitig sorgte der neue generelle Gestaltungsplan dafür, dass Neubauten den Strassenraum einheitlich fassten. Und mit Bearth & Deplazes, den Architekten des spektakulären ÖKK-Hauptsitzes an der Bahnhofstrasse, entwickelte die Gemeinde ein wirkungsvolles Instrument, mit dem sie bei der Qualität von privaten Bauvorhaben mitreden kann: die Urbane Zone. Hier darf ein Investor noch einmal dichter und höher bauen, sofern er die Wünsche der Gemeinde nach gemischter Nutzung, sorgfältiger Einpassung und guter

Gestaltung umsetzt. Das Resultat wird sichtbar: In Landquarts Bahnhofstrasse lässt sich heute flanieren, denn die neuen Bauten bieten allen etwas.

Vom Kiesweg zum Boulevard

Das Hotel Landquart ist verschwunden, aber einkehren kann man zum Beispiel im Boulevardcafé im gleissend weissen ÖKK-Hauptsitz oder im gestylten Café Central. Daneben Läden, Bankfilialen, die schöne Volksbibliothek. Die Neubauten sind abwechslungsreich, aus Glas, Backstein oder Beton, aber stets mit gemischter Nutzung: Über den Läden liegt eine Bürotage, darüber drei bis fünf Wohngeschosse. Dies führt dazu, dass jederzeit Menschen zu Fuss unterwegs sind. Die hohen Zeilen bilden einen geschlossenen Strassenraum. Doch öffnen sich Durchgänge in offene Höfe und zu den Wohnbauten in der zweiten Reihe. Zwischen den Neubauten zeugen das Hotel Schweizerhof in schönem Heimatstil und kleine Wohnhäuser mit farbigen Gärten von Landquarts Tourismus- und Industrie-Ära.

Letztes Jahr ist der Gemeindepräsident im Amt verstorben, und der Leiter des Bauamts wurde pensioniert. Für den Ortsplaner bedeutet das, die nächste Generation Politiker und Gemeindeange-

stellte in die Zusammenhänge und die Planungsinstrumente einzuführen. Weil es so lange dauert, bis Ortsplanung wirkt, sollte sie kontinuierlich fortgeführt werden. Lässt man nach, sinkt die Qualität der Entwicklung Jahre später und lässt sich dann nur sehr langsam wieder korrigieren.

Der Erfolg bringt auch neue Aufgaben. Je mehr sich Landquart erneuert, umso wichtiger werden seine Wurzeln. Ein Inventar der historischen Bauten fehlt noch. Die Primarschule Rüti, das Hotel Schweizerhof, ein Wohn- und Geschäftshaus am Kreuzplatz und weitere öffentliche und private Häuser bilden ein eindrückliches Heimatstil-Ensemble. Sorgfältig revitalisiert könnten sie zum Merkmal Landquarts werden und dafür sorgen, dass im raschen Wandel das Heimatgefühl nicht verloren geht.

Drei kleine Plätze und ein grosser Platz

Landquarts Lebensader, die Bahnhofstrasse, soll noch belebter werden. Die Gemeinde will den Strassenraum neu gestalten, mit mehr Bäumen und drei Plätzen. Richtig gross ist der Bahnhofplatz, wo alles anfing. Die eine Hälfte ist seit Kurzem eine Begegnungsfläche mit Bäumen, Brunnen und Bänken. Über Mittag sitzen Angestellte, Schüler und ältere Leute auf den Bänken, vor dem Bahnhofbuffet und dem Restaurant Binari.

Seit letztem Jahr steht auf der Südseite das regionale Verwaltungszentrum des Kantons, von Jüngling und Hagmann gekonnt proportioniert. Es ist überraschend hoch, doch der grosse Platz erträgt das gut. Die Fassade wird flankiert von zwei mächtigen Blutbuchen. Gepflanzt hat sie vor 160 Jahren der optimistische Hotelier, der fest daran glaubte, dass Landquart eine Stadt werden würde.

Gutes Bauen Ostschweiz

Das **Architektur Forum Ostschweiz** engagiert sich mit Veranstaltungen und Vorträgen für die Baukultur in der Ostschweiz. Zu den Fixpunkten gehört die «Auszeichnung Gutes Bauen Ostschweiz»: Vertreter der Fachverbände wählen diskussions-

würdige Bauwerke aus, unabhängige Fachjournalisten berichten darüber. Unsere Zeitung illustriert und veröffentlicht diese Texte in loser Folge. (red.)

www.tagblatt.ch/architektur

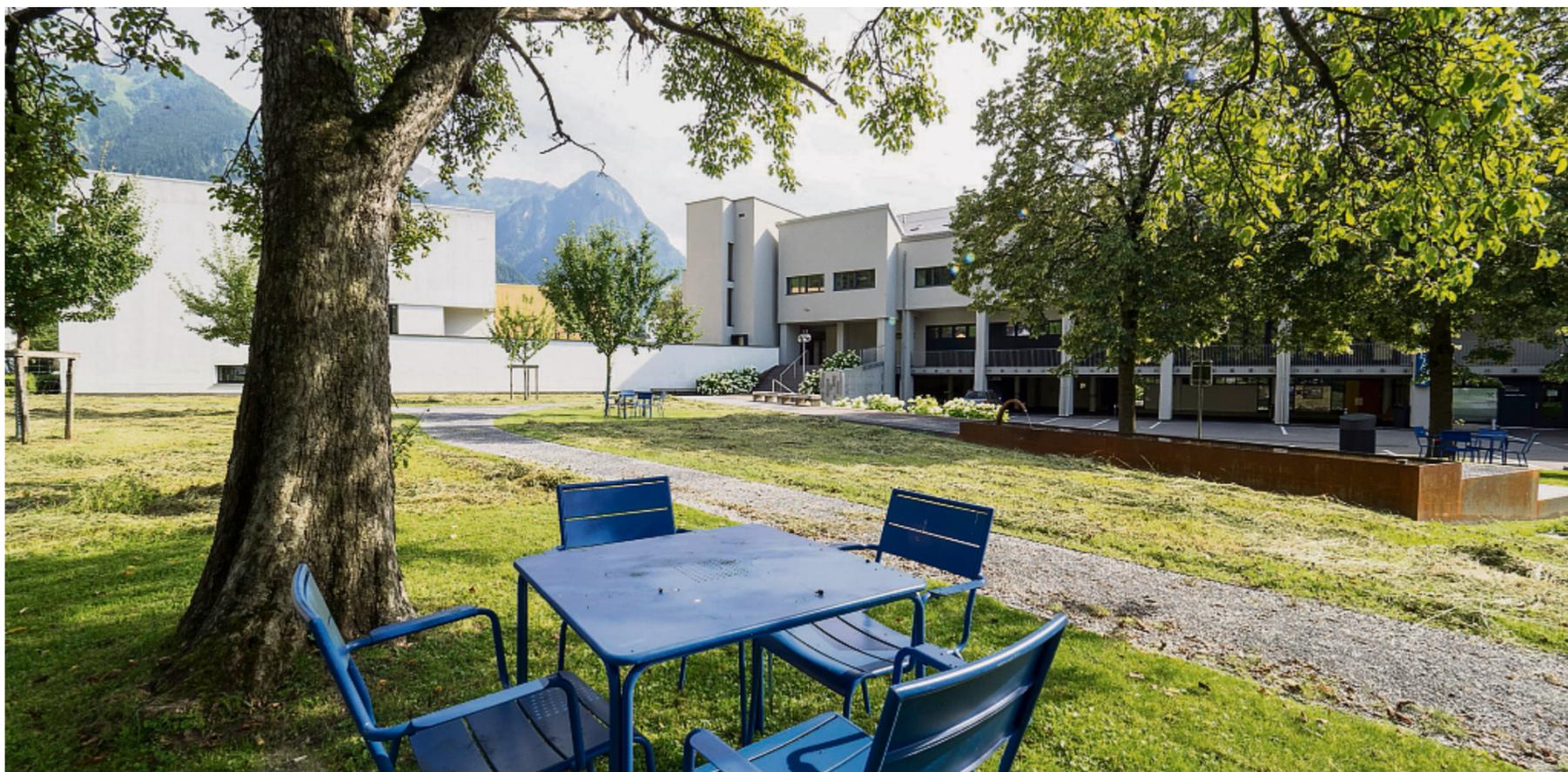


Bild: Hanspeter Schiess

Klug kombiniert: Blechtische, ein Brunnen, ein Weg und ein Rasenmäher haben eine Restfläche in einen öffentlichen Treffpunkt verwandelt.

Dorfpark gegen Wachstumsschmerzen

Schon dass ein Dorf einen Park anlegen lässt, ist ungewöhnlich. Doch der neue Dorfpark im liechtensteinischen Triesen zeigt den Dorfbewohnern auch noch, wie sie einige Dinge ändern könnten, die ihnen das Leben schwer machen.

RUEDI WEIDMANN

TRIESEN. Triesen liegt prächtig am Osthang des Rheintals. Etwa 5000 Menschen leben hier inmitten von Weiden, Baumgärten und Rebbergen mit Blick über die weite Ebene auf Alvier, Pizol und Alpstein. Die meisten wohnen in einem Einfamilienhaus mit Garten. Wozu braucht es da einen Park? Tatsächlich kann man den Dorfpark leicht übersehen, obwohl er direkt an der Landstrasse liegt, die als Lebensader durch Liechtensteins Dörfer führt. Auf den ersten Blick unterscheidet ihn nichts von anderen Wiesen im Dorf. Das ist so gewollt. Den Landschaftsarchitektinnen Catarina Proidl und Jacqueline Kissling lag viel daran, dass er sich möglichst selbstverständlich in die Umgebung einfügt.

Ländliche Szenerie

Zwei geschwungene Fusswege führen durch die hohe Blumenwiese an zwei grossen alten und einem Dutzend junger Obstbäume vorbei auf die Gemeindeverwaltung zu. Nach einigen Schritten wird klar, es ist kein gewöhnlicher Baumgarten – oder «Bongert», wie man hier sagt. Unter einigen Bäumen ist das Gras kreisförmig gemäht. In diesen Rasenkreisen stehen Tische und Stühle aus leuchtend blauem Blech. Wo das Gelände gegen das Gemeindehaus abfällt, liegt ein Podest mit Kiesbelag und hölzernen Sitzstufen, darauf ein Brunnenrotz aus

Stahl. Das Plätschern übertönt den Lärm der Landstrasse. Eine verführerische ländliche Idylle!

Zwei Treppen führen hinauf zu den Büros der Gemeindeangestellten, in einen schmalen Durchgang zum Gemeindesaal und auf die Terrasse der benachbarten Musikschule. Es ist nicht zu übersehen, dass das 1980 erstellte Gemeindehaus dem Park seine Rückseite zuwendet. Auch die 2004 gebaute Liechten-

Es ist kein gewöhnlicher «Bongert» wie man hier sagt.

steinische Musikschule stösst mit einer fast fensterlosen Mauer an den Park, das ältere Wohn- und Geschäftshaus vis-à-vis wendet sich ebenfalls ab. Man merkt, dass der Park nach den Häusern entstanden ist.

Gemeindehaus im Abseits

Um 1980 hatte man wie überall die Hauptstrasse mit ihrem wachsenden Verkehr als Lebensraum aufgegeben. Das neue Gemeindehaus entstand etwa fünfzig Meter abseits an einer Nebenstrasse. Unter und neben dem Neubau gab es jede Menge Parkplätze, aber ein Zugang von der Landstrasse her, wo der Bus hält, fehlte, und ebenso ein Garten. Zwischen Gemeindehaus und Landstrasse standen ein Bauernhof und die alte Post, sie wurden

abgebrochen. Zurück blieb eine Brache mit einer verwilderten Hecke und Trampelpfaden zur Hintertür der Gemeindeverwaltung. Ein unangenehmer Ort, der bei Festen zum Pissoir verkam.

Die Bürgergenossenschaft Triesen, die das Kulturerbe der «Bongert» pflegt, pflanzte 2006 auf der Brache Apfel- und Birnbäume. Und als 2013 die Gemeindeverwaltung erweitert und renoviert wurde, konnte der Wunsch nach einem Aussenraum und einem Zugang von der Landstrasse erfüllt werden. Die Gemeinde erwarb den Baumgarten von der Bürgergenossenschaft, liess die Hintertreppe vergrössern und gab Catarina Proidl aus Schaan den Auftrag, einen Park zu gestalten. Diese zog Jacqueline Kissling aus Rorschach bei.

Aus Hinterhof wird Vorgarten

Wie verbindet man Hintertreppen, Rückansichten und Restflächen zu einem Garten? Die Landschaftsarchitektinnen gingen sanft an die Aufgabe heran. Sie suchten verborgene Qualitäten und verstärkten diese klug: Die Obstbäume liessen sie stehen. Die neuen Wege legten sie auf die Trampelpfade, wo sie ja offensichtlich einem Bedürfnis entsprachen. Sie verwendeten die roten Pflastersteine, die schon um das Gemeindehaus verlegt waren, und die weissen Hortensien, die da schon wuchsen. Die blau-weiße Hibiskushecke vor der Musik-

schule verlängerten sie über die Strassenseite des Parks. Indem sie aufgriffen, was schon da war, konnten sie die zerstückelte Umgebung zusammennähen.

Die verwilderte Hecke verschwand mit Ausnahme von zwei Linden. Nun ist das Gemeindehaus von der Landstrasse aus sichtbar. Die Besucher des Jugendtreffs belegen abends die Sitzstufen am Brunnen, die Angestellten nutzen die blauen Tische. Zwar ist die Rückseite nicht zum Haupteingang geworden, doch der Park hat das Gemeindehaus mit wenig Aufwand näher dahin gerückt, wo er hingehört: ins Zentrum, an die Hauptstrasse, zu den Bürgerinnen und Bürgern.

Wohlstand und Vereinzelung

Hinter dem Dorfpark steht aber noch ein anderes Bedürfnis. Es hängt mit der Umwälzung zusammen, die in Triesen im Gang ist: Das einstige Bauern- und Industriedorf wandelt sich zur Agglomerationsgemeinde in einer boomenden Dienstleis-

tungsökonomie. Der wachsende Wohlstand geht mit einer enormen Bautätigkeit und Individualisierung einher. Liechtensteins Dörfer wachsen zusammen, die Landstrasse kann die Autos nicht mehr schlucken. Es gibt hier zwei pro Haushalt, man fährt zum Mittagessen nach Hause. Man lebt im Einfamilienhaus, im Büro, im Auto, im Stau. Man verliert sich aus den Augen. Die Gemeinden spüren die Folgen der

Der Park wirbt für einen anderen Lebensstil mit weniger Hektik.

Vereinzelung, etwa bei der Betreuung von pflegebedürftigen Menschen.

Städte haben Rezepte gegen diese Wachstumsfolgen erfunden. Ihre Dichte ermöglicht Nähe und Austausch. Einen «dörflichen» Lebensstil findet man heute am ehesten in dichten Innenstadtkartieren, wo die Mehrzahl

ohne Auto lebt und man sich in Quartierläden und Cafés begegnet. Dafür leiden heute Agglomerationsgemeinden unter Verkehr und Anonymität. Sollen sie Stadt werden? Nicht alle können das. Viele wollen lieber Dorf bleiben – oder besser: das Dorf wiederbeleben. Dafür müssen sie städtische Rezepte an lokale Traditionen anpassen.

Neuer Lebensstil

Nun ist klar, wozu Triesen einen Park braucht: nicht zur Verschönerung – als Treffpunkt. Leise und charmant macht er ein Angebot für einen anderen Lebensstil mit weniger Hektik und Mobilität, dafür mit mehr Musse und Austausch. Mit Brunnen, Obstbaum, Kiesweg, Tisch und Stuhl haben die Gestalterinnen dörfliche Zutaten für das städtische Rezept Park gefunden. So fällt er nun kaum auf, hält das Können und die Sorgfalt, mit der er gestaltet ist, fast zu sehr unter dem Deckel. Aber es gelingt ihm das Beste, was ein Garten leisten kann: ein einladender Ort zu sein.

Noch wird er nicht überrannt, doch geschätzt. Es scheint eine Frage der Zeit, bis es auch hier üblich wird, den Mittag im Park zu verbringen. Der Dorfpark Triesen ist Teil eines globalen Trends, der Rückeroberung des öffentlichen Raums als Lebensort. Nicht jede Wiese darf Bauland werden. Ein Dorf braucht seinen «Bongert» und die Menschen einen Garten in der Mitte, um sich zu treffen.

Architektur Gutes Bauen Ostschweiz

Das Architektur Forum Ostschweiz engagiert sich mit Veranstaltungen und Vorträgen für die Baukultur in der Ostschweiz. Zu den Fixpunkten gehört die «Auszeichnung Gutes Bauen Ostschweiz»: Vertreter der Fachverbände wählen

diskussionswürdige Bauwerke aus, unabhängige Fachjournalisten berichten darüber. Unsere Zeitung illustriert und veröffentlicht diese Texte in loser Folge. (red.)

www.tagblatt.ch/architektur

100 Jahre ABZ

Seit ihrer Gründung 1916 baut die ABZ beharrlich gute und bezahlbare Wohnungen. Das tönt einfach. Dabei war immer wieder unklar, wie sie ihren Auftrag erfüllen sollte. Die Welt veränderte sich, und die ABZ musste neu definieren, was genossenschaftliches Bauen hiess und wie sie weiter bauen konnte.

 Text: Ruedi Weidmann  Fotografie: ABZ-Archiv, Reto Schlatter

Am Sonntag, dem 30. Juni 1916, trafen sich morgens um halb neun im Restaurant Strauss an der Ecke Militär-/Langstrasse fünfzehn Männer, gründeten die Allgemeine Baugenossenschaft Zürich, schrieben die Statuten und wählten den Vorstand. Rechtzeitig vor dem Mittagessen waren sie damit fertig. Dass die ABZ zur grössten Baugenossenschaft der Schweiz würde, die auch hundert Jahre später noch voll im Saft steht, konnten sie nicht wissen. Aber grosse Ziele hatten sie: «Allgemein» bedeutete, dass die ABZ nicht für bestimmte Berufe reserviert war wie andere Genossenschaften. Möglichst viele Arbeiterfamilien sollten eine Wohnung erhalten. Und eines fernen Tages sollte alles Bauland den Genossenschaften gehören! Die ABZ nannte ihre Siedlungen «ein Stück neue Welt, vom Kapitalismus befreite Erde».

Trägt man alle Siedlungen nach ihrem Baujahr auf einer Zeitachse ein, sieht man fünf Phasen, in denen die ABZ viel gebaut hat. Viermal musste sie eine Pause einlegen, weil sie auf veränderte Umstände reagieren und neue Wege suchen musste. Im Unterschied zu vielen anderen Genossenschaften ging es danach aber jedes Mal weiter.

Aufnahme einer Generalversammlung der ABZ in den 1920-er Jahren.



1 Gesunde Wohnungen, strenge Regeln: Kinder in der Siedlung Entlisberg 1 in Wollishofen nach dem Bau 1928.



2 Mehr Lohn, mehr Hausfrauen, gleicher Führungsstil: Die Herren vom Vorstand besuchen 1948 die neue Kolonie Herrlig in Altstetten.



3 Planen für die Zukunft: Die ABZ-Baukommission Adliswil in den 1960-er Jahren.



4 Der Neubau am Gustrav-Heinrich-Weg in Wollishofen gab erste Antworten auf neue Bedürfnisse: Riegel gegen den Autobahnärm, grosse und kleine Wohnungen für mehrere Generationen, Eingangshalle für Begegnungen, Blumenwiese für die Umwelt.

1920–1936: Heraus aus dem Elend

Vier Jahre nach der Gründung konnte die ABZ an der Birchstrasse ihre ersten fünf Reihenhäuser einweihen. Danach baute sie bis 1936 jährlich fast 100 Wohnungen, in der Stadt Mehrfamilienhäuser oder Blockrandbebauungen, am Stadtrand Reihenhäuser. Meist Dreizimmerwohnungen mit Bad, bald auch Zentralheizung und Waschmaschine im Keller – was für eine Verbesserung gegenüber privaten Arbeitermietshäusern! Die soliden Bauten mit Grünanlagen, Pflanzgärten und Spielplätzen waren eine sichtbar bessere Gegenwelt zur spekulativen Umgebung.

Ein streng organisiertes Gemeinschaftsleben bot Abwechslung im Arbeitsalltag. Gemeinsame Anlässe, Feste und Ausflüge waren beliebt. Grosse Siedlungen erhielten ein Kolonielokal für Versammlungen und gemeinschaftliche Aktivitäten und die Siedlungen hiessen noch Kolonien. Der Zusammenhalt wurde beschworen und daraus die Pflicht zur Einheitlichkeit abgeleitet. Die Genossenschaft war hierarchisch geführt, strenge Regeln und Kontrolle sorgten für Ordnung, Reinlichkeit und Sorgfalt. 1936 unterbrachen Wirtschaftskrise und Weltkrieg die Bautätigkeit. Abb. 1, Entlisberg 1

1944–1957: Zeilenbauten, Hausfrauen und Konserven

In der zweiten Bauphase entstanden grosse Siedlungen wie Oberwiesen, Herrlig, Owenweg und Im Moos mit viel Grünraum in der nun üblichen Zeilenbauweise. Die Wohnungszahl stieg von 1700 auf 2350. Wie vor dem Krieg von Bund, Kanton und Stadt gefördert, bauten die Genossenschaften viele Siedlungen in den 1934 eingemeindeten äusseren Stadtteilen.

Die Gärten waren nun nicht mehr geometrisch gestaltet. Die Häuserzeilen standen in weiten offenen Rasenflächen mit geschwungenen Gartenwegen und locker verstreuten Baumgruppen, Büschen, Spielplätzen und Wäscheleinen. Die Gemüsegär-

ÜBRIGENS

Sechs amerikanische Bomber bombardierten am 4. März 1945, einem Sonntagvormittag, das Gebiet Strickhof / Frohburgstrasse. Sie warfen 50 Bomben und sechs Brandsätze ab. Fünf Menschen starben, 15 wurden verletzt. Zwei Häuser waren zerstört und über 50 beschädigt. In der ABZ-Siedlung Frohburgstrasse gab es keine Opfer, aber grosse Schäden. Die Bomber hätten Ziele in Süddeutschland bombardieren sollen. Wegen dichtem Nebel kehrten die meisten Besatzungen um, einige suchten jedoch Ausweichziele. Sie verwechselten Zürich mit Pforzheim

ten verschwanden nach dem Krieg fast überall unter dem Rasen, man versorgte sich jetzt im Laden des Lebensmittelvereins.

Im Wirtschaftsboom ab 1950 stiegen die Löhne und damit der Druck auf die Frauen, die Lohnarbeit aufzugeben. Auch in der ABZ gab es nun Hausfrauen. Sonst änderte sich noch wenig am patriarchalen Verwaltungsstil und im Alltag in den Siedlungen. Mit grossen Grünflächen, Spielplätzen, Kolonielokalen und Läden unterschieden sich diese deutlich von privaten Bauten. Auch Landpreise und Baukosten stiegen, 1950 stoppte der Bund die Wohnbauförderung. Die ABZ wusste nicht mehr, wie sie Neubauten finanzieren sollte. Abb. 2, Siedlung Herrlig

1967–1975: Mehr Wohlstand, Privatheit, Unabhängigkeit

Erst um 1965 fand die ABZ Wege, wie sie trotzdem weiter wachsen konnte: Sie ersetzte vier eigene Siedlungen, baute auf frü-

her gekauftem Land und teilte sich mit anderen Genossenschaften oder Pensionskassen Grossüberbauungen ausserhalb der Stadt. Die Siedlungen unterschieden sich nun kaum mehr von privaten Bauten.

Der Wohlstand wuchs. Die Familien konnten sich nun eine individuelle Freizeitgestaltung leisten. Zwar überlebte manches Siedlungsfest und man half sich nach wie vor. Doch man war etwas weniger aufeinander angewiesen und empfand es auch als befreiend. Privater Komfort wurde wichtiger. Immer mehr hatten einen Fernseher und ein Auto, fuhren zum Einkaufen und am Sonntag ins Blaue. Die Läden in den Siedlungen gingen langsam ein. Die ABZ reagierte: Gemeinschaftsräume baute sie keine mehr, dafür wurden die Wohnungen und Balkone grösser, ebenso die Spielplätze. Die Erwachsenen überliessen die Gärten den Kindern und genossen sie vom Balkon aus. Parkplätze und Garagen prägten die Strassenansicht der Neubauten. 1975 bis 1981 unterbrachen Ölschock und Wirtschaftskrise wiederum die Bautätigkeit. Abb. 3, Baukommission

1981–1996: Die Gesellschaft verändert sich

In diesen Jahren wurde Bauland immer knapper und teurer. Um trotzdem wachsen zu können, kaufte die ABZ nun vermehrt ältere Häuser und von Baufirmen bereits geplante Projekte, die sie umsetzen konnte. An ihrer Architektur war nicht mehr viel Genossenschaftliches zu erkennen. Dafür bewegte sich anderes: 1978 wurde zum ersten Mal eine Frau Präsidentin einer Koloniekommision (heute Siko), bald folgten andere, und 1991 wurde die erste Frau ABZ-Präsidentin. Ende der 70er-Jahre stellte die ABZ erstmals eine Siedlung jungen Menschen zur Zwischenmiete zur Verfügung, was zu einer der ersten Besetzungen in der Stadt Zürich führte.

Gleichzeitig begannen immer mehr Menschen zu merken, dass ihnen die Gemeinschaft fehlte, und fingen an, zwanglose-

re Formen zu suchen. In der ABZ merkte man, dass sich Lebensstile, Werte, Geschlechterrollen und Familienformen veränderten und dass die Genossenschaft reagieren konnte: Die Siedlung Lommisweg zeigte 1985, wie es sich trotz Verkehrslärm in der Stadt wohnen liess. An der Frohburgstrasse, erstellt im Jahre 1993, teilen sich sechs Häuser einen gemeinschaftlich genutzten Platz. Und der Ersatzneubau am Gustav-Heinrich-Weg kombinierte ganz am Ende dieser Bauphase erstmals kleine und grosse Wohnungen für verschiedene Generationen und Lebensformen in einem Haus.

Auch die ABZ veränderte sich. Mit der Zahl der Siedlungen wuchsen die Aufgaben der Verwaltung: Die ältesten Bauten mussten renoviert oder ersetzt werden. Die erste Bewohnergeneration kam ins Alter und brauchte Betreuung. Wohnten anfänglich nur junge Familien in den Häusern, lebten nun immer öfter Alte und Junge und langsam auch mehr ausländische Familien unter einem Dach. Die Lebensstile wurden vielfältiger, Konflikte galt es zu moderieren. 1994 richtete die ABZ eine Stelle für Mieter- und Sozialberatung ein.

Wie stark der gesellschaftliche Wandel die ABZ erschütterte, wurde 1993 deutlich. Eine ausserordentliche Generalversammlung wählte mehr als die Hälfte des Vorstandes ab und liess eine externe Arbeitsgruppe alle laufenden Bauprojekte überprüfen. Die Mitglieder wollten stärker mitbestimmen. Es folgten intensive Diskussionen über Werte, Ziele und Strategien. Die Kompetenzen von Verwaltung, Geschäftsführung, Vorstand und Kontrollstelle wurden neu definiert.

Abb. 4, Siedlung Gustav-Heinrich-Weg

Seit 2001: Aufbruch in den zweiten Frühling

Die intensiven Diskussionen waren fruchtbar. Sie führten zu genauen Vorstellungen davon, was zeitgemässes genossenschaftliches Bauen bedeutet: zurück zum preisgünstigen Woh-



4 Lomisweg



5 Der Regina-Kägi-Hof läutete 2001 die jüngste Bauphase ein. In vielem kann er bis heute als Modell für zeitgemässe Siedlungen dienen.

nungsbau, die Umwelt schonen, Gemeinschaft fördern und die Generationen einander näher bringen. 2001 eröffnete der Regina-Kägi-Hof die längste Bauphase in der ABZ-Geschichte, sie dauert bis heute an. Die ABZ baute jetzt wieder selber und die neuen Siedlungen unterschieden sich deutlich von privaten Überbauungen.

Früher entstand Gemeinschaft durch die strengen Regeln der Genossenschaft. Nun sollte die Architektur Formen von Gemeinschaft ermöglichen, die die Bewohnerinnen und Bewohner selbst organisierten: Gemeinsame Aussenräume, grosszügige Treppenhäuser, Waschsalons, Kindergärten, Krippen, Gemeinschaftsräume und Ateliers förderten Begegnungen und Austausch. Dank vielfältigen Wohnungsgrössen und dazu mietbaren Separatzimmern wurden Menschen in verschiedenen Lebensphasen Nachbarn. Die rationelle Bauweise des Regina-Kägi-Hofs machte all dies zu günstigen Mietpreisen bei hoher Wohnqualität möglich. Neuartige Aussenräume entstanden, halb Garten, halb Hof, mit einheimischen Pflanzen und Bereichen für Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Hier findet man Kontakt, Unterstützung und Gemeinschaft. Auch bestehende Siedlungen erhielten nun Gemeinschaftsräume.

Gesellschaft und ABZ befinden sich in einem anhaltenden Umbruch. Beide werden vielfältiger. Heute leben in der ABZ Alleinerziehende, Patchworkfamilien, Paare mit und ohne Kinder, Wohngemeinschaften. Mit den Hausgemeinschaften 55+ entwickelt die ABZ neue Wohnformen im Alter mit mehr gegenseitiger Unterstützung im Alltag. 2011 baute sie die Stelle für Mieter- und Sozialberatung zur Abteilung Soziales und ABZ-Kultur aus. Zusammen mit den vier regionalen Stützpunkten der Verwaltung, den Siedlungskommissionen und

Freiwilligen fördert sie die soziale Vernetzung und seit 2013 speziell die Mitwirkung in den Siedlungen. Gemeinschaft wird damit offensichtlich wieder attraktiv: Die Sikos vermehren sich und haben Zulauf von Jungen, die sich engagieren wollen. Das Geschlechterverhältnis ist heute auf der Geschäftsstelle ausgeglichen – noch nicht aber im Vorstand. In jüngster Zeit ist das Bedürfnis nach Arbeitsplätzen, Läden, Cafés und Pflanzgärten in den Siedlungen gewachsen. Die geplanten Bauten und Aussenräume tragen dem Rechnung. Mit partizipativen Verfahren auf allen Ebenen reagiert die ABZ auf den Wunsch nach aktiverer Mitwirkung und Mitgestaltung.

Die ABZ hat ihre Aufgabe hundert Jahre lang treu verfolgt. Damit sie es auch in ihrem zweiten Jahrhundert tun kann, braucht sie mutige und solidarische Ideen, wie sie Bauland und Immobilien der Spekulation entziehen kann. Damit noch mehr Menschen gut, bezahlbar, zentral und sicher wohnen können. Nur so lässt sich die für den gesellschaftlichen Zusammenhalt wichtige soziale Durchmischung in den Quartieren erhalten und stärken. Abb. 5, Regina-Kägi-Hof

Das Jubiläumsbuch «Rundum ABZ»

Wer mehr über die Siedlungen und das Leben in der ABZ erfahren möchte, kann dies im Jubiläumsbuch «Rundum ABZ – Allgemeine Baugenossenschaft Zürich 1916–2016» nachlesen. Für weitere Informationen siehe auch Seite 2 in dieser Ausgabe.

«Die ABZ hat sich stark verändert.»

Interview mit Präsident Peter Schmid zur hundertjährigen Geschichte.

Die ABZ feiert dieses Jahr ihr 100-jähriges Bestehen. Was geht dir durch den Kopf?

An der ABZ-Geschichte zeigt sich, wie stark eine Vision über ein ganzes Jahrhundert bis zum heutigen Tag wirken kann. Das Jubiläum bietet die Chance, unsere Werte gegen innen und aussen bewusst zu machen und gemeinsam unsere Freude über die Erfolgsgeschichte ABZ zu zeigen und zu feiern. Mit dem Motto «100 Jahre ABZ – Open House» möchten wir die ABZ für alle öffnen und erlebbar machen.

Was beeindruckt dich an der ABZ-Geschichte am meisten?

Wie sich ganz verschiedene Menschen in ganz unterschiedlichen Rollen für den Erfolg der ABZ und für die Umsetzung ihrer Vision eingesetzt haben. Und es beeindruckt mich zu sehen, welche Vielfalt an Siedlungen, aber auch an unterschiedlich gelebten Siedlungskulturen daraus entstanden ist. Die ABZ ist nicht das Produkt Einzelner sondern das Ergebnis einer grossen Bürgerbewegung, die sich hinter die Idee gestellt hat.

Wenn du die ABZ in drei Worten beschreiben müsstest, welche wären das?

Engagiert, gemeinschaftlich, menschlich

Du bist seit bald 26 Jahren im Vorstand und kennst die ABZ wie kein anderer. Was hat sich verändert?

Die ABZ hat sich in dieser Zeit stark verändert. Insbesondere die Besinnung auf die Gemeinschaft und das Verständnis für die Bedeutung der Genossenschaftsidee haben wieder zugenommen. Als ich zur ABZ kam, wurden in dieser Zeit keine Gemeinschaftsräume mehr gebaut und es fand kaum ein Dialog statt zwischen ABZ-Geschäftsstelle/Vorstand und beispielsweise den damaligen Koloniekommissionen (heute Sikos). Es gab auch keine Abteilung «Soziales + ABZ-Kultur», wie es sie heute gibt. Der Fokus lag auf günstigen Mieten und dem Kauf neuer Häuser.

Heute verstehen wir die Genossenschaft viel breiter und – was mich besonders freut – wir setzen uns auch wieder vermehrt für den gemeinnützigen Wohnungsbau ein. Auch der Service der Geschäftsstelle ist professioneller geworden, aber auch die Anspruchshaltung unserer Bewohnenden. Das wird uns weiter fordern.

Was unterscheidet die ABZ von anderen Wohnbaugenossenschaften (WBG)?

Heute leben rund 11 000 Menschen in ABZ-Siedlungen. Neben der Grösse unterscheiden uns von vielen anderen WBGs wohl das immer noch starke Genossenschaftsbewusstsein und das grosse Engagement der Mitglieder. Die von uns entwickelte Baukultur ist auf höchstem Niveau. Zeichen setzten wir aber auch, indem wir die Gemeinschaft und die Mitwirkung fördern. Das merken wir auch an den vielen Anfragen von anderen Genossenschaften. Und wir sind fast die einzigen, die sich auch als Teil der internationalen Genossenschaftsbewegung verstehen und dafür engagieren. Auch da würde ich mich freuen, wenn andere nachziehen.

Was hat deiner Meinung nach dazu beigetragen, dass die ABZ zur grössten Wohnbaugenossenschaft der Schweiz wurde?

Alle Generationen haben sich auf den Zweck der ABZ besonnen, nämlich der Spekulation entgegenzutreten. Wir haben immer weiter gebaut und gekauft, für diejenigen, die noch nicht in einer Genossenschaft leben. Diese Solidarität wirkt bis heute. Das zeigen die Resultate unserer Abstimmungen immer wieder. Dora Staudinge sagte in den 20iger Jahren, dass wir bei der ABZ für eine bessere Welt eintreten, in der man sich nicht ausnützt, sondern gegenseitig hilft. Ich denke, dass diese zutiefst menschliche Haltung in diesen 100 Jahren spürbar gewesen ist und vieles bewirkt hat. Nicht nur an äusserer Grösse!

Was wünschst du der ABZ für die nächsten 100 Jahre?

Dass unsere 100-jährige Vision weiter Bestand hat und gelebt wird, dass die ABZ weiter bauen kann und dass sich unsere Bewohnenden auch künftig für die ABZ und die Genossenschaftsbewegung sowie für die nachbarschaftliche Gemeinschaft engagieren. So können wir auch in Zukunft vorbildlich mehr als wohnen bieten und zeigen, dass das Wirtschaftsmodell «Genossenschaft» nachhaltig ist und breitengesellschaftlichen Nutzen erzeugt! Interview: Samira Courti, Foto: Tres Camenzind



Peter Schmid ist seit XXX Jahren Präsident der ABZ. Er setzt sich über die Landesgrenze hinaus für die Genossenschaftsidee ein. Neu ist er XXX der ICA Sektion XXX.

TEC21

Mit
SIA-FORM
Fort- und
Weiter-
bildung



Eine Publikation der Verlags-AG der akademischen technischen Vereine

Kalkbreite: Ein Stück Stadt in Zürich

Stadtentwicklung: Lebensraumgenerator
Tragwerk: Vielteiliger Monolith
Wohngeschichte: Promenade coopérative

Wettbewerbe

Schulhaus Schauenberg,
Zürich-Affoltern

Panorama

Eine Bauikone soll demontiert werden

SIA

Salon Suisse – Forum der Baukultur
Managementaufgabe Baustelle

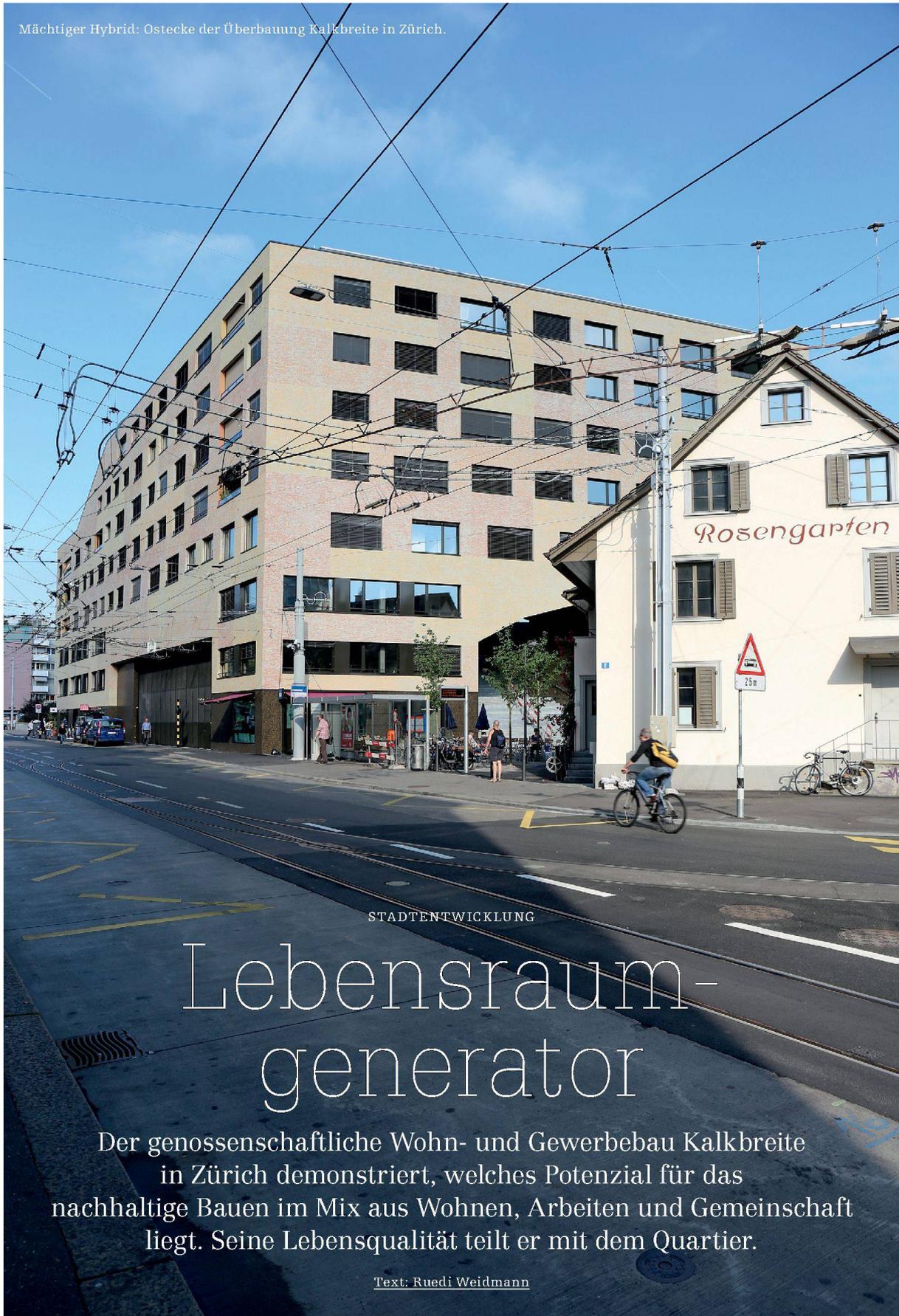


Hof und Terrassen der Überbauung Kalkbreite in Zürich.
Coverfoto von **Ruedi Weidmann**.

Seit 1907 unterstützt die Stadt Zürich Baugenossenschaften. Zunächst ging es darum, den Familien von Arbeitern und Angestellten angemessene Wohnverhältnisse in der Stadt zu ermöglichen. Doch mithilfe der Baugenossenschaften konnte die Stadt auch immer wieder wohntypologische und städtebauliche Neuerungen erproben und die Quartiere mit genügend Grünräumen, Kindergärten, Quartierläden usw. versorgen, was der gesamten Bevölkerung zugute kommt. Gegenwärtig erleben jüngere Zürcher Baugenossenschaften einen Aufbruch – TEC21 hat mehrfach auf innovative Projekte hingewiesen. Vier Aspekte machen sie interessant: Sie beteiligen die Mitglieder an der Planung, sie entwickeln ganz neue Wohnformen und Grundrisse, sie setzen auf soziale Nachhaltigkeit, und sie mischen Wohnen mit Arbeiten, Einkaufen und Kultur. Das Resultat ist darum weniger eine Wohnsiedlung als ein Stück Stadt. Dieser Tage wird das jüngste Grossprojekt vom Baugerüst befreit: der genossenschaftliche Wohn- und Gewerbebau Kalkbreite. Wir stellen ihn vor.

Ruedi Weidmann,
weidmann@haeuslerweidmann.ch

Mächtiger Hybrid: Ostecke der Überbauung Kalkbreite in Zürich.



STADTENTWICKLUNG

Lebensraum- generator

Der genossenschaftliche Wohn- und Gewerbebau Kalkbreite in Zürich demonstriert, welches Potenzial für das nachhaltige Bauen im Mix aus Wohnen, Arbeiten und Gemeinschaft liegt. Seine Lebensqualität teilt er mit dem Quartier.

Text: Ruedi Weidmann

Das Areal war eine schwarze Perle: 6350 m² städtischer Boden im dichten Zürcher Quartier Aussersihl, auf dem nur nachts ein paar blaue Züritrams schliefen. Kein Wunder, weckte dies bei Zürichs notorischem Mangel an günstigen Wohnungen schon vor Jahrzehnten den Wunsch nach einer Wohnüberbauung. Doch die Rahmenbedingungen waren komplex. Das Dreieck liegt in der Gabelung von Badener- und Kalkbreitestrasse, zwei lauten Strassen mit Tram- und Buslinien, und nach Süden hin am Seebahngraben, in dem die SBB-Linie Zürich–Thalwil verläuft. Dies dämpfte den Enthusiasmus der Stadtbehörden. Es zeigte sich auch, dass die Verkehrsbetriebe (VBZ) auf den Abstellplatz im Stadtzentrum angewiesen waren. Eine Wohnsiedlung musste also mit einer Trameinstellhalle kombiniert werden. Eine Motion im Gemeindeparlament verlangte 2003 von der Stadtregierung, Grundlagen für kommunale, allenfalls genossenschaftliche Wohn- und Gewerbebauten zu erarbeiten.

Urbanes Graswurzelpjekt

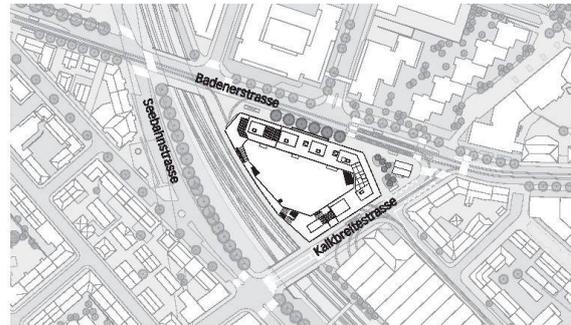
Doch wer sollte das Projekt realisieren? In Zürich begann man zu merken, dass eine Wohnsiedlung Läden und Restaurants braucht, wenn ein Stück Stadt und nicht ein monofunktionaler Pendlerpol entstehen soll. Damit wurde das Vorhaben definitiv so komplex, dass es jede traditionelle Genossenschaft überfordern hätte. Doch da kam Hilfe aus dem Quartier. Bewohnerinnen und Bewohner gründeten im Frühling 2006 den Verein Kalkbreite mit dem Ziel, das Areal zu übernehmen. Laien und Profis aus verschiedenen Berufen entwickelten in öffentlichen Debatten eine starke Vision für eine zeitgemässe Überbauung. Mit dabei waren Leute aus den Genossenschaften Dreieck und Karthago, die Erfahrungen mit innovativen Wohnformen und aus einem erfolgreichen Stadtreparaturprojekt mitbrachten (TEC21 6/2006, S. 11–14). Die Gruppe wollte einen Baustein für eine sozial und ökologisch nachhaltige Stadt entwickeln und dem Baugeschehen insgesamt Impulse verleihen. Sie beschränkte sich nicht auf technische Lösungen, sondern suchte möglichst konsequent nach dem Potenzial, das in gemeinsam genutzten Räumen, neuen Wohnformen und der innovativen Kombination von Nutzungen steckt. Nicht allein die neue Siedlung sollte davon profitieren, sondern das Quartier als Ganzes.

So konkretisierte sich die Vision von einem integralen Lebensraum, einem Stück Stadt mit hoher Lebensqualität, das nicht von vornherein auf eine komplementäre Ergänzung durch andere Quartiere und weit entfernte Landschaften angewiesen ist. Dieses Programm führte weg von der überholten Idee der «Wohnbaugenossenschaft» hin zur Wohn- und Gewerbe-genossenschaft. Weil eine Genossenschaft keinen finanziellen Gewinn abwerfen muss, kann sie eine grosse funktionale und soziale Komplexität organisieren und verwalten. Der Verein forderte keck die Abgabe im Baurecht an eine Genossenschaft, da die Aufgabe für die Stadtverwaltung zu anspruchsvoll sei.

Die Stadt liess sich das gefallen und schrieb das Gelände im Herbst 2006 im Baurecht aus, behielt sich aber vor, selbst zu bauen, falls der Baurechtnehmer an der Aufgabe scheitern sollte. Der Verein Kalkbreite gab sich die Form einer Genossenschaft und erhielt ein Jahr später das Areal zugesprochen. Es war eine mutige Entscheidung der Stadtregierung, das Gelände einer Genossenschaft anzuvertrauen, die noch kein Projekt realisiert hatte.

Gemeinsam zum Wettbewerbsprogramm

Das ehemalige Wirtshaus «Rosengarten» an der prominentesten Ecke wurde Geschäftssitz der Genossenschaft. Zu ihrer breiten Vernetzung lancierte sie ein Veranstaltungsprogramm, das im Quartier rasch beliebt wurde und bis heute andauert. Die «Intendanz Rosengarten» organisiert seither allerhand Veranstaltungen, die das Leben in der Stadt thematisieren und es zugleich bereichern.



Situation, Mst. 1:5000.

Die Vorgaben und das Raumprogramm für den 2009 durchgeführten offenen Projektwettbewerb erarbeitete die Genossenschaft in Workshops mit interessierten Genossenschaftsmitgliedern und in Abstimmung mit den VBZ sowie dem städtischen Amt für Hochbauten. Die Anforderungen an die Architekturschaffenden waren höher als üblich. Um alle zu erfüllen, waren Erfindungen nötig. Es galt, Wohnungsgrössen für Haushalte von einer bis zu fünfzig Personen zu planen und höchste energetische und ökologische Ziele zu erreichen. Die Lärmbelastung war auf allen Seiten hoch, die Stützenstellung der Tramabstellhalle musste berücksichtigt werden, auf ihrem Deckel sollte ein öffentlicher Raum entstehen. Und nicht zuletzt war ein passendes Gesicht für die umtriebige junge Genossenschaft gesucht. Das Zürcher Architekturbüro Müller Sigrüst gewann die Konkurrenz im Team mit Dr. Lüchinger+Meyer Bauingenieure, Zürich (TEC21 25/2009, S. 8–9). Die Landschaftsarchitektur stammt von der Freiraumarchitekten GmbH aus Luzern. Unterdessen begannen die VBZ als zweite Bauherrin mit der Vorarbeit für die Tramhalle, die als erste Etappe mit Baubeginn 2009 zu realisieren war.

Kosten, Finanzierung und Termine

Die Projektierung des Baus samt Trameinstellhalle kostete 6 Mio. Franken. 2 Mio. schoss die Stadt aus dem von ihr nur teilweise beanspruchten Projektierungskredit vor, 2 Mio. brachte die Genossenschaft über private Darlehen und Anteilscheine auf, die zu einem guten Teil von anderen Genossenschaften gezeichnet wurden, 2 Mio. steuerte eine Bank bei. Der Voranschlag sah Anlagekosten von 63.7 Mio. Franken vor (BKP 1–9). Die Landkosten entsprechen den von der Stadt geleisteten Vorinvestitionen und werden mit dem Baurechtzins abgegolten. Die Finanzierung konnte definitiv gesichert werden, nachdem der Gemeinderat 2011 dem Baukredit für die Tramhalle zugestimmt hatte und das Baurecht im Grundbuch eingetragen war.

Die Genossenschaftsmitglieder konnten sich auch an der Weiterentwicklung des Bauprojekts periodisch beteiligen. Dadurch flossen weitere Vorschläge und Ideen ein, und die Pläne wurden dem kritischen Blick potenzieller Nutzerinnen und Nutzer ausgesetzt. So identifizierten sie sich stärker mit dem Ort und engagierten sich mehr für das Vorhaben. Als erstes Teilprojekt erneuerten die VBZ Ende 2010 die Gleisanlage. Die Bauarbeiten am Gebäude begannen im Januar 2012.

Wohnen – Arbeiten 240:150

Der Neubau ist eine Art Hofrandbebauung; der Hof liegt auf dem Dach der Tramhalle. Der Baukörper mit seiner einprägsamen polygonalen Form nimmt ebenso selbstbewusst wie selbstverständlich seinen Platz im Stadtraum ein. Auf der Nordseite ist er achtstöckig, er überbrückt die Ein- und Ausfahrten für die Trams und sinkt auf der Südseite bis fast auf die Höhe des Hofes ab. So scheint die Sonne in den 2500 m² grossen Hof. Er ist von der Strasse her über eine breite, durch das Haus hindurchführende Treppe erschlossen und dient als öffentlicher Erholungsraum. Ab dem zweiten OG auf Ebene des Hofes und in den darüberliegenden bis zu vier Geschossen sind die 97 Wohneinheiten in 55 Wohnungen für 240 Personen untergebracht, in den unteren beiden Stockwerken entlang der Badener- und Kalkbreitestrasse die 25 Gewerbebetriebe und Büros mit rund 150 Arbeitsplätzen.

Günstige Mieten, ein breites Angebot an WG-, Familien-, Paar- und Singlewohnungen, eine sorgfältige Vermietung und die Zusammenarbeit mit der Stiftung Domicil, die günstige Wohnungen an Leute mit kleinem Budget vermittelt, fördern eine breite soziale und al-

tersmässige Durchmischung. Kleinwohnungen sind zu Clustern mit grossem Gemeinschaftsraum und Küche gruppiert, ein Grosshaushalt mit etwa 20 Wohnungen und 50 Personen unterhält eine Grossküche samt Speisesaal und Köchin. Über das Gebäude verteilt gibt es ausserdem «Jokerräume»: Einzelzimmer, die zu einer Wohnung hinzugemietet werden können.

Kleine und mittelgrosse Läden, dazu Gastrobetriebe beleben das Erdgeschoss entlang der Strassen und an der Treppe zum Hof. Sie machen die Ecke zu einem neuen Zentrum im Quartier. Die Neugass Kino-AG eröffnet das Kino Houdini mit fünf kleinen Sälen und einer Bar, gleich daneben liegen ein Gemüseladen und das grosse Café Bebek, dazu die Pension Kalkbreite mit elf Gästezimmern, zwei weitere Bars, ein Blumenladen und diverse Boutiquen. Eine Kinderkrippe, eine Hausarztpraxis und das Geburtshaus Delphys runden das Angebot ab. Im ersten und im zweiten Obergeschoss haben sich nebst kleineren Dienstleistern die Alternative Bank und Greenpeace Schweiz eingemietet.

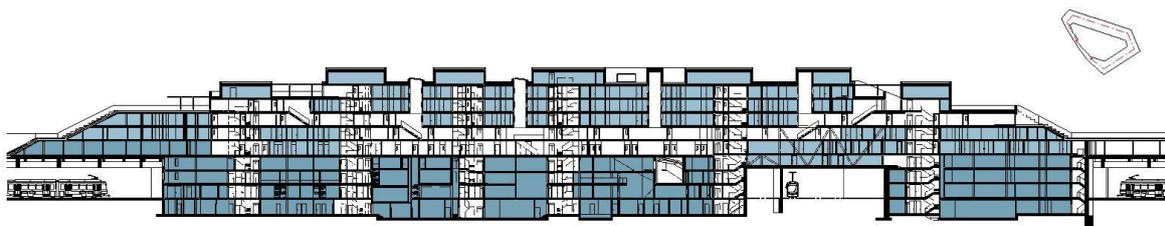
Rue intérieure als verbindendes Element

Die im Wettbewerbsprogramm formulierte Aufgabe, die diversen Wohnformen und das vielseitige Raumprogramm miteinander zu verknüpfen, lösten Müller Sigrist mit einer inneren Erschliessungskaskade, die sich als Rue intérieure durch das gesamte Haus zieht. Sie beginnt in der Eingangshalle am Hof, verbindet auf verschiedenen Geschossen Kleinwohnungscluster mit Gemeinschaftsräumen und führt auf die gemeinschaftlichen Terrassen. Diese sind über Freitreppen miteinander verbunden, sodass ein Rundlauf durch und über die ganze Siedlung und rund um den Hof entsteht.

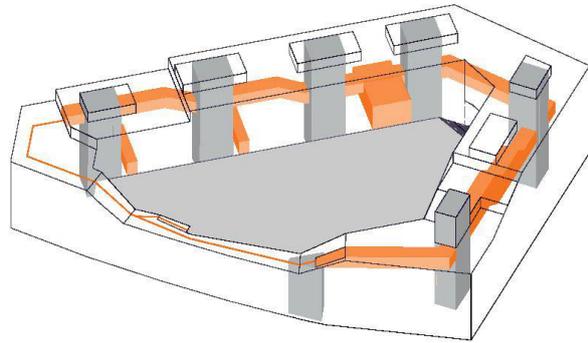
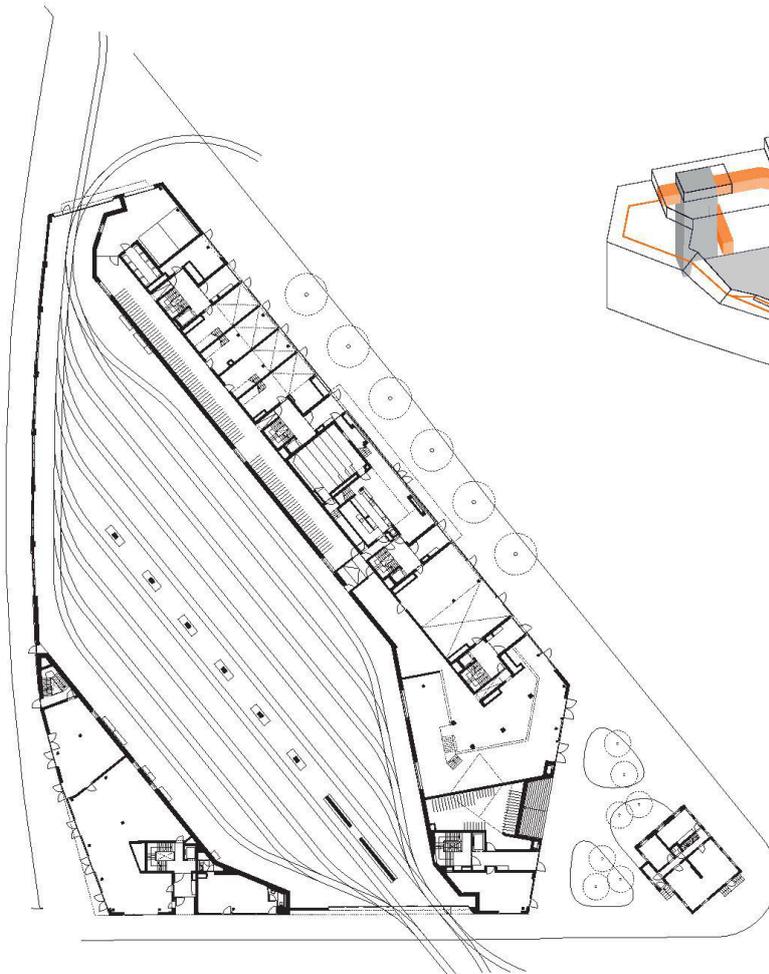
33 Quadratmeter sind genug, wenn ...

Die Genossenschaft Kalkbreite versteht Nachhaltigkeit als zwingenden Bestandteil aller Phasen von der Planung über den Bau bis zum Betrieb. Für alle drei Phasen hat sie einen Katalog mit Zielen in den Bereichen Ökonomie, Ökologie und Soziales erarbeitet, die zusammen mit den Planungsprofis und den Mieterinnen und Mietern umgesetzt werden. Im Unterschied zu den meisten Bauten mit Energielabel wird das Resultat hier auch tatsächlich gemessen, und das externe Monitoring empfiehlt bei Bedarf korrigierende Massnahmen.

Beim Flächenverbrauch pro Kopf zu sparen ist wohl der effektivste Beitrag, den der Bausektor an eine nachhaltige Entwicklung leisten kann. An der Kalkbrei-



Der Schnitt durch das Gebäude (Mst. 1:1500) macht die Rue intérieure und die Lichtschächte sichtbar.



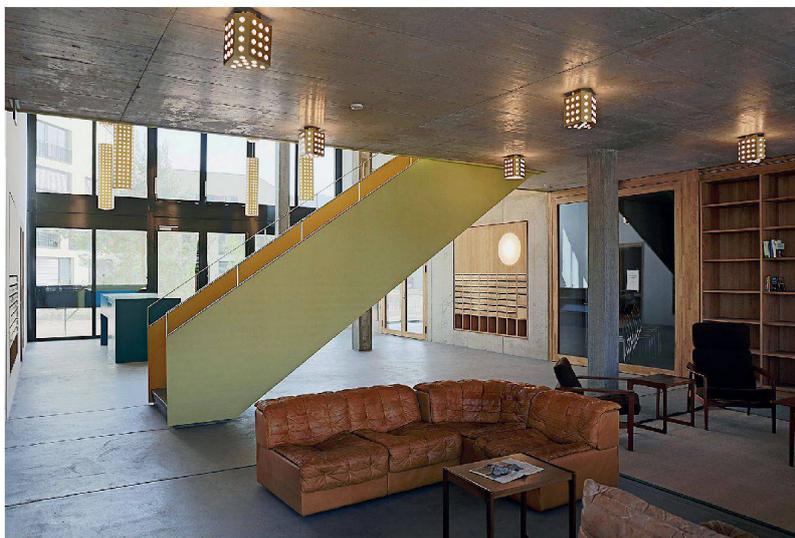
Grundrisse des EG mit der Tramhalle, des 2. OG mit dem Hof und eines Wohngeschosses (Mst. 1:1000); dazu ein Schnitt und ein Schema der Erschliessung, orange: Halle und Rue intérieure.



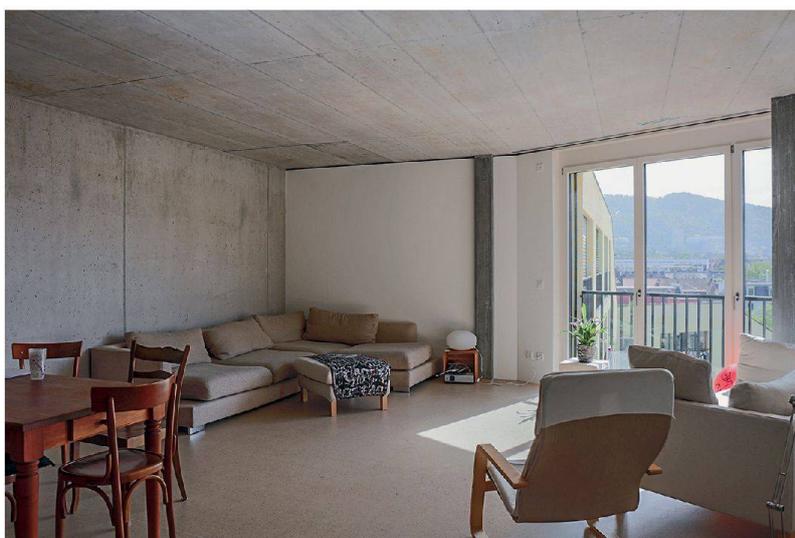
Belebte Treppe zwischen Hof und Strasse.



Eine der vielen Dachterrassen.



Die Halle mit Desk, Briefkästen und Bibliothek.



Skelettbauweise mit Sichtbetondecken: Blick in eine Wohnung.

Architektur

Müller Sigrist Architekten, Zürich

Umgebungsplanung

Freiraumarchitektur, Luzern

Architektur KinoStaufer & Hasler Architekten,
FrauenfeldBaumanagement

B&P Baurealisation, Zürich

StatikDr. Lüchinger + Meyer Bauingenieure,
ZürichHLK-Planung

3-Plan Haustechnik, Winterthur

Bauphysik

BWS Bauphysik, Winterthur

Holzbauplanung

Makiol + Wiederkehr, Beinwil am See

Signaletikplanung

HinderSchlatterFeuz, Zürich

Farbgestaltung

Jörg Niederberger, Niederrickenbach

Begleitung ökolog. Nachhaltigkeit

Durable Planung und Beratung, Zürich

FlächenGeschossfläche: 22900 m²Dach- und Terrassen: 5300 m²Hauptnutzfläche total: 13226 m²– Wohnen: 7811 m²– Gemeinschaft: 631 m²– Gewerbe und Kultur: 4784 m²Wohnungsmix

97 Wohneinheiten in 55 Whg.

9 Jokerzimmer à 27–29 m²30× 1–1.5-Zi. à 29–56 m² in 3 Clustern2× 1–1.5-Zi.-Whg. à 38–45 m²14× 2.5–3-Zi.-Whg. à 50–75 m²4× 2.5-Zi.-Atelierwhg. à 64–103 m²13× 4.5-Zi.-Whg. à 95–133 m²8× 5.5-Zi.-Whg. à 123–127 m²6× 6.5-Zi.-Whg. à 142–152 m²2× 7.5–9.5-Zi.-Whg. à 142–215 m²3× 13–17-Zi.-Whg. à 412 m²Gemeinschaftsräume

7 multifunktionale «Flexräume»,

4 «Boxen» (Zweck offen), Partyraum,

Werkstatt, Übungsraum, Kühlraum,

11 Gästezimmer, Dachauna, Garten-

küche, Waschsalon, 3 Waschküchen,

Arbeitsjokerzimmer, 2 Gemeinschafts-

büros, Halle, Cafeteria

Gewerbe und Kultur

Kindertagesstätte, 10 Verkaufsgeschäfte,

Kino mit 5 Sälen und Bar,

Restaurant, Bar, Take-away,

medizinische Praxisgemeinschaft,

Geburtshaus, 8 Büro-/Atelierräume

Kosten (Stand Jan. 2014)

Anlagekosten (BKP 1–9, Wohnen und

Gewerbe): 62500000 Fr.

BKP 1–9/m² GF: 2729 Fr./m²BKP 1–9/m² HNF: 4725 Fr./m²

te nutzt eine Person inklusive der 300 m² nicht zumietbarer Gemeinschaftsräume durchschnittlich 33 m² Wohnfläche (Schweiz: ca. 50 m², Zürich: ca. 40 m²). Dank den vielen Gemeinschaftsräumen ist dies ohne Verzicht auf Lebensqualität möglich. Gästezimmer, Büroarbeitsplätze, Schulungs- und Sitzungsräume, die Eingangshalle mit Cafeteria, ein Waschsalon und eine Pension entlasten die Wohnungen von nur sporadisch anfallenden Nutzungen. Ausserdem ist der Anteil von Wohnungen hoch, die von mehreren Personen bewohnt werden.

Der Standard Minergie-P-Eco galt als minimaler Zielwert. Die Vorgaben werden vor allem durch den gut gedämmten Gebäudekörper und die geringe Eigenverschattung erreicht. Die wenige Wärme, die zugeführt werden muss, holt eine Wärmepumpe aus dem Grundwasser. Vier nachgeschaltete Wärmepumpen erzeugen das warme Brauchwasser; dabei hilft auch die Abwärme der gewerblichen Kühlanlage und vom Gemeinschaftstiefkühler. Eine Photovoltaikanlage liefert einen grossen Teil des von der Wärmepumpe und den Lüftungsanlagen verbrauchten Stroms. Das gesamte Gebäude verfügt über Komfortlüftung mit Wärmerückgewinnung. Das Regenwasser wird für die Bewässerung der Dachterrassen gesammelt, der Rest versickert unter dem Gebäude. LED-Leuchten, Bestgeräte, Wasserspararmaturen und ein zentraler «Strom aus»-Schalter minimieren den Wasser- und Stromverbrauch in allen Räumen. Die Genossenschaft hat die baulichen Voraussetzungen für die 2000-Watt-Gesellschaft geschaffen, motiviert die Mieterinnen und Mieter aber auch zu einem schonenden Umgang mit Ressourcen. Die Kalkbreite ist eine autofreie Siedlung. Wer hier wohnen möchte, muss auf ein eigenes Auto verzichten, wer hier arbeitet, kommt ohne. Mit dem Tram im Haus und an dieser zentralen Lage lag das nah. Statt einer Tiefgarage gibt es ebenerdige Garagen für über 300 Velos.

Grünes Wohnzimmer fürs Quartier

Die Aussenflächen auf den Dächern, im Hof und auf den Trottoirs sind zentral für die integrativen Ziele des Projekts. Geht es nach dem Wunsch der Genossenschaft, soll die Terrasse über der Tramhalle im Sommer zum Wohnzimmer des an Freiflächen armen Quartiers werden. Die halböffentlichen Dachterrassen dienen den Bewohnerinnen und Bewohnern, die sie mitgestalten und pflegen. Schon in der Planungsphase legte die Genossenschaft einen temporären Garten an, der zum Labor des gemeinschaftlichen Gärtnerns wurde. Eine Mehrheit der Genossenschaftsmitglieder wünschte sich in einer Umfrage, auch künftig gemeinsam gärtnern zu können. Eine Terrasse wird darum zum Urban Gardening-Areal mit Hochbeeten.

Service-Wohnen trotz günstigen Mieten

Die wichtigste Voraussetzung für eine soziale Durchmischung und eine sozial nachhaltige Integration ins Quartier sind günstige Mieten. Eine 100-m²-Wohnung kostet rund 2000 Fr./Monat netto, der Grundpreis für

Büros und Ateliers inklusive technischen Grundausbau liegt zwischen 250 und 300 Fr./m² im Jahr. Für einen Neubau in der Zürcher Kernstadt ist das ausserordentlich günstig. Wer an der Kalkbreite einziehen will, muss Anteilscheine zum Preis von 260 Fr./m² kaufen. Das macht pro Person zwischen 6000 und 11 000 Franken. Dank einem Solidaritätsfonds kann dieser Beitrag aufgehoben oder verkleinert werden.

Trotz tiefen Mieten – wer an der Kalkbreite wohnt oder arbeitet, kann Serviceleistungen in Anspruch nehmen, wie sie bisher nur weit teurere Residenzen anbieten: In der am Innenhof gelegenen, grosszügigen Eingangshalle für die Bewohnerinnen und Bewohner befindet sich die Réception. Der Desk ist ganztags besetzt; die «Deskjockeys» kümmern sich um Betrieb und Unterhalt des Gebäudes, betreuen das Reservationssystem für Gästezimmer und Arbeitsplätze und bieten daneben Hilfen im Alltag an.

Die Mitbestimmung dauert an. Acht Arbeitsgruppen haben Regeln für den Betrieb und Nutzungskonzepte für die Gemeinschaftsräume erarbeitet. Dabei entstanden der «Gemeinrat», die monatliche Mieter- und Mieterinnenversammlung, sowie das «Gemeinwerk» zur Koordination der freiwilligen Aktivitäten.

Aus dem Mix an günstigen Wohnungen, Gemeinschaftsräumen, kulturellen Angeboten, sozialen Einrichtungen, Läden und Restaurants resultieren ein höchst urbaner Ort und eine hohe Lebensqualität, von der nicht nur wenige Mitglieder, sondern das Quartier und die Stadt Zürich profitieren. Diese erhält damit einen grossen Gemeinnutzen für den günstigen Baurechtszins, den sie der Genossenschaft gewährt.

Ohne GU flexibel bis zur Bauabnahme

Die Genossenschaft arbeitet ebenso visionär wie professionell. Für die Mitwirkung schuf sie in allen Phasen geeignete, effiziente Strukturen. Beeindruckend ist, dass sie das Projekt zusammen mit dem Architekturbüro Müller Sigrist ohne Generalunternehmen durchzog und selber eine zweiköpfige professionelle Projektleitung stellte. Dadurch wahrte sie sich viel Flexibilität während der Ausführung und konnte noch spät neue Materialien wählen, wie das massive Eichenholz in den Küchen, oder auf Wünsche der Mieter eingehen und Wohnungen zusammenlegen. Der Endausbau ist dem Zeitplan zurzeit einen Monat voraus, die Kosten werden vermutlich rund 1 Mio. Franken unter dem Budget bleiben. Die Wohnungen, Läden und Büros werden seit April etappenweise bezogen; am 22. und 23. August steigt das Eröffnungsfest. •

Ruedi Weidmann, Historiker, Partner von Häusler+Weidmann, Zürich, weidmann@haeuslerweidmann.ch



www.kalkbreite.net
anleitung.kalkbreite.net

WETTBEWERBE: STUDIEREN UND WOHNEN AM LAGERPLATZ

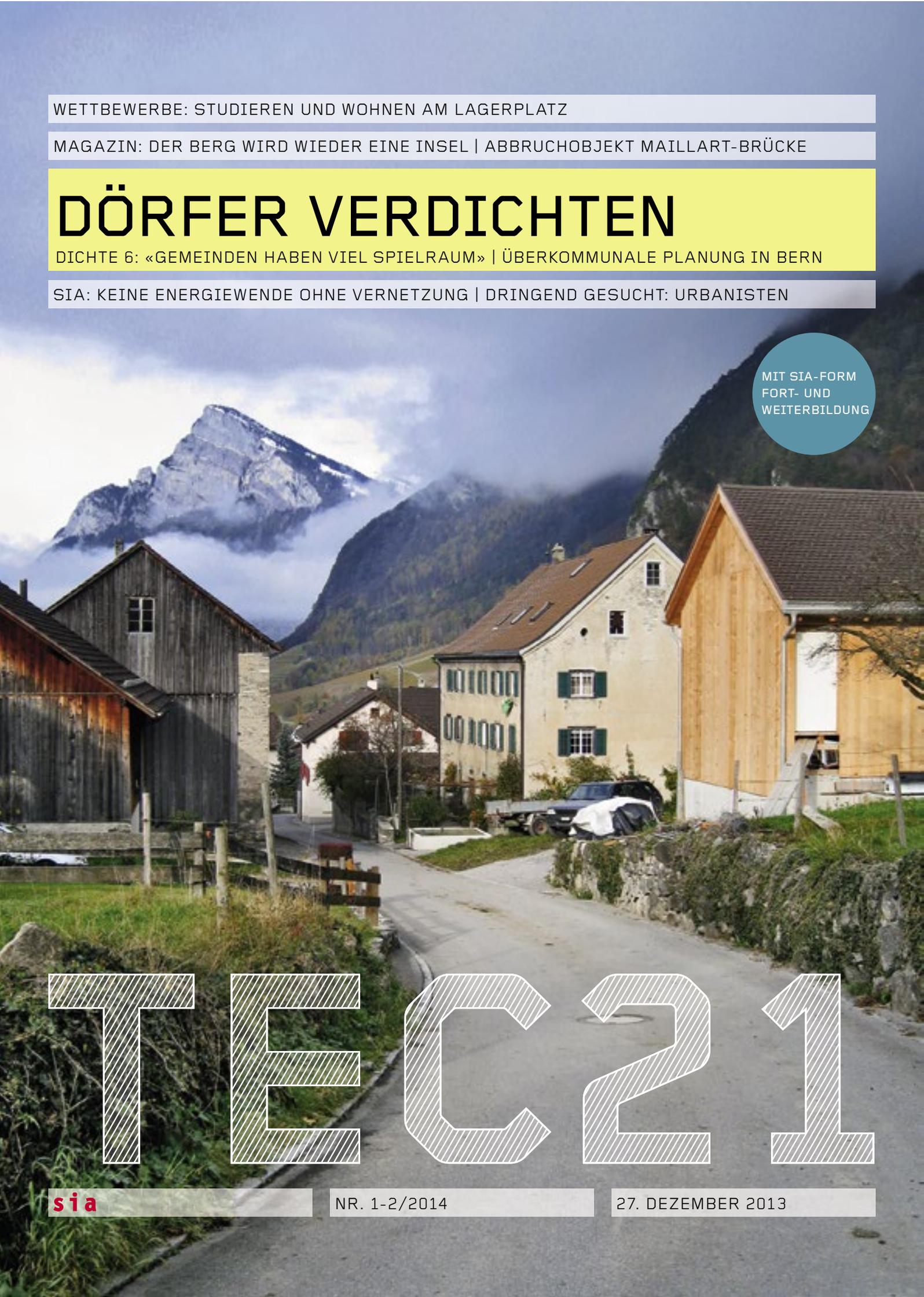
MAGAZIN: DER BERG WIRD WIEDER EINE INSEL | ABBRUCHOBJEKT MAILLART-BRÜCKE

DÖRFER VERDICHTEN

DICHTE 6: «GEMEINDEN HABEN VIEL SPIELRAUM» | ÜBERKOMMUNALE PLANUNG IN BERN

SIA: KEINE ENERGIEWENDE OHNE VERNETZUNG | DRINGEND GESUCHT: URBANISTEN

MIT SIA-FORM
FORT- UND
WEITERBILDUNG



TEC21

sia

NR. 1-2/2014

27. DEZEMBER 2013



Fläsch GR hat 2010 für seine sorgfältige bauliche Entwicklung und eine eigenständige Variante der Verdichtung den Wakkerpreis erhalten. (Foto: rw/Red.)

DÖRFER VERDICHTEN

Dem Verdichten hat TEC21 in den vergangenen Monaten eine ganze Heftserie gewidmet. Die Beiträge sind im Dossier «Nachhaltigkeit planen» auf espa.zium.ch versammelt. Dieses letzte Heft der Reihe lenkt den Blick aufs Dorf. Verdichten war bisher ein Thema für Städte und Agglomerationen, doch nun erreicht es die Dörfer. Denn nach der Annahme des revidierten Raumplanungsgesetzes durch das Schweizer Stimmvolk im März 2013 dürfen viele Gemeinden kein neues Bauland mehr einzonen. Die künftige Entwicklung muss daher nach innen gehen: Bereits eingezonte Wiesen müssen überbaut, Baulücken gefüllt, leerstehende Bauten ersetzt oder neu genutzt, niedere Häuser aufgestockt und kleine Bauten erweitert werden.

Das alles ist aber komplizierter, als eine Wiese für Einfamilienhäuser zu erschliessen. In der dörflichen Dichte müssen Bauvorhaben die Interessen der Nachbarn und wertvolle Altbauten berücksichtigen. Bauen heisst hier Planen: einen Prozess starten, Experten ins Boot holen, mit der Bevölkerung reden, Vorschläge erarbeiten lassen, erneut diskutieren usw. Das kostet Zeit und Geld. Für Städte ist dies selbstverständlich, aber wie sollen kleine Gemeinden, in denen die Milizpolitiker/-innen nach Feierabend tagen und die Baubehörde aus einer Teilzeitstelle besteht, eine solche Aufgabe meistern?

Hilfe kommt von der Vereinigung für Landesplanung. Ihr Beratungsprogramm «Dialog Siedlung» hilft Gemeinden, einen produktiven Planungsprozess anzustossen (vgl. S. 16). Die Vereinigung für Landesplanung wurde 1943 von Planern gegründet, die schon damals mahnten, die Ausdehnung unserer Siedlungen müsse beschränkt und die Landschaft geschont werden. Sie waren Rufer in der Wüste. 70 Jahre später stossen ihre Nachfolger nun erstmals auf offene Ohren. Doch allein werden sie es kaum schaffen. Es wäre darum sinnvoll, wenn die Kantone die Gemeinden beim Etablieren einer aktiven kommunalen Planungskultur unterstützen würden.

Einen Teil der Raumplanungsaufgaben gehen die Gemeinden sinnvollerweise gemeinsam mit ihren Nachbarn an. Wie sich die überkommunale Zusammenarbeit konsequent institutionalisieren lässt, demonstriert der Kanton Bern (vgl. S. 22).

Ruedi Weidmann, weidmann@tec21.ch

Liebe Leserin, lieber Leser

2014 wird für TEC21 ein besonderes Jahr. Wir feiern das 140-jährige Bestehen unserer Zeitschrift, die 1874 als «Die Eisenbahn» das Licht der Welt erblickt hat. Und weil das nicht alle Tage vorkommt, feiern wir in einem massgeschneiderten Kleid: TEC21 lanciert eine neue Grafik, inhaltliche Überraschungen und einen revidierten Heftaufbau. Die erste Ausgabe, TEC21 3-4/2014, erscheint am 17. Januar 2014, nach einer ungewohnt langen Pause von drei Wochen. Wir wünschen Ihnen ein gutes neues Jahr!

5 WETTBEWERBE

Studieren und Wohnen am Lagerplatz

10 MAGAZIN

Der Berg wird wieder eine Insel | Gebäude-technik mit Werten | Abbruchobjekt Maillart-Brücke | Farbkultur auf dem Land

16 «GEMEINDEN HABEN VIEL GESTALTUNGSSPIELRAUM»

Ruedi Weidmann Viele Gemeinden sind überfordert: Sie dürfen kein Land mehr einzonen und müssen gegen innen wachsen. Die Vereinigung für Landesplanung berät sie dabei. Direktor Lukas Bühlmann erzählt aus dem Beratungsprogramm «Dialog Siedlung».

22 DER BERNER WEG ZUR ÜBERKOMMUNALEN PLANUNG

Lukas Denzler Kein Kanton institutionalisiert überkommunale Zusammenarbeit so konsequent wie Bern. Die räumliche Entwicklung wird an Regionalkonferenzen diskutiert und von regionalen Gesamtverkehrs- und Siedlungskonzepten gelenkt.

27 SIA

Keine Energiewende ohne Vernetzung | Dringend gesucht: Urbanisten | Schweizer Plätze entdecken | SIA-Form Fort- und Weiterbildung

33 WEITERBILDUNG | PRODUKTE

Berner Fachhochschule Biel | Computerworks

37 IMPRESSUM

38 VERANSTALTUNGEN

«GEMEINDEN HABEN VIEL GESTALTUNGSSPIELRAUM»

Titelbild

Erhalten, Umnutzen und Verdichten im Dorf:
ein Beispiel aus Fläsch GR (Foto: rw)

«Die Gemeinden merken, dass sie nicht mehr um die Innenentwicklung herumkommen.»

«Die Siedlungsentwicklung gehört zu den ureigenen Kernaufgaben der Gemeinden.»

Die Revision des Raumplanungsgesetzes, die das Volk im März 2013 beschlossen hat, bedeutet für die meisten Schweizer Gemeinden, dass sie kein Bauland mehr einzonen können und künftig nach innen wachsen müssen. Planen und Bauen im Bestand ist komplizierter als auf der Wiese und verlangt kleinen Gemeinden viel ab. Die Vereinigung für Landesplanung (VLP-ASPAN) unterstützt sie mit dem Beratungsprogramm «Dialog Siedlung». Direktor Lukas Bühlmann erzählt, was er in den Dörfern erlebt.

TEC21: Die VLP bietet ihr Beratungsprogramm «Dialog Siedlung» Gemeinden an, die Fragen im Bereich der Ortsplanung haben. Wie helfen Sie den Gemeinden?

Lukas Bühlmann: Zuerst gehen wir auf Ortsbesichtigung mit einem Gemeinderat, dem Bauverwalter oder einer Behördendelegation. Wir lassen uns die Probleme erläutern, schauen aber auch nach links und rechts und stellen Fragen. Dann schreiben wir einen Bericht mit einer Einschätzung der Lage und schlagen der Gemeinde nächste Schritte vor. Diese bieten wir nicht selber an, sondern empfehlen dafür private Büros oder Hochschulinstitute. Je nach Ausgangslage und Problemstellung schlagen wir eine Machbarkeitsstudie, einen Studienauftrag oder eine Testplanung mit zwei bis drei Planungsbüros vor. Oder als günstigere Variante ein Projekt mit Studierenden.

TEC21: Warum war in ländlichen Gemeinden Verdichten bisher kein Thema?

L. B.: Weil sie einfach neues Bauland einzonen konnten, wenn jemand bauen wollte. Das ist viel einfacher als Bauen im Bestand. Doch das ist nun vorbei. Das Volk hat im März der Revision des Raumplanungsgesetzes zugestimmt (vgl. Kasten). Nun merken die Gemeinden, dass sie nicht mehr um die Innenentwicklung herumkommen. Kleine und mittlere Gemeinden – mit nebenamtlichen Gemeinderäten und minimalen Verwaltungen – sind damit rasch überfordert. Darum bieten wir die Beratung an.

TEC21: Sie sprechen von Innenentwicklung, nicht von Verdichten. Mit Absicht?

L. B.: Ja. Verdichten, im Sinn von dichter und höher bauen, ist nur ein Teil der Siedlungsentwicklung nach innen. Zu dieser gehören auch Massnahmen, die das Bauvolumen nicht vergrössern, sondern bestehende Bauten besser und vielfältiger nutzen. «Innenentwicklung» ist im ländlichen Raum auch weniger ein Reizwort als «Verdichten».

TEC21: Wie kommt das verschärfte Raumplanungsgesetz in den Gemeinden an?

L. B.: Unterschiedlich. Einige treten sogar aus der VLP-ASPAN aus mit der frustrierten Begründung, sie könnten nun nicht mehr planen, der Kanton schreibe ja jetzt alles vor. Viele merken aber, dass sie beträchtliche Gestaltungsspielräume haben. Natürlich ist es für die Gemeinden eine enorme Aufgabe, Lösungen für strukturelle Probleme zu entwickeln – ich beobachte aber oft, dass sie mit der Zeit Freude daran bekommen. Die Siedlungsentwicklung gehört zu den ureigenen Kernaufgaben der Gemeinden. Sie sind nun gefordert, etwas aus dem Bestehenden zu machen – wie sie das tun, können sie selber am besten bestimmen.

VERDICHTEN IN TEC21

Heftreihe «Dichte»

Diese Ausgabe beschliesst eine Heftreihe von TEC21 zu Aspekten des verdichteten Bauens (bisher erschienen: TEC21 9, 19, 22, 36 und 44/2013).

Online-Dossier

Artikel aus der Heftreihe «Dichte» werden auf espa.zurich.ch im Dossier «Nachhaltigkeit planen» abgelegt und können als PDF heruntergeladen werden. Artikel aus den vergangenen Jahren zum Thema finden sich ebenfalls im Online-Dossier «Nachhaltigkeit planen».



01

01 Verdichten durch Anbauen in Fläsch GR:
Der Altbau bleibt erhalten, Kurt Hauensteins angebaute «Casascura» fügt ihm moderne, grosszügige Wohn- und Atelierräume an und nimmt traditionelle Gestaltungselemente auf.
(Foto: rw)

TEC21: Welche neuen Fragen kommen auf die Gemeinden zu?

L. B.: Die Anliegen, mit denen sich die Gemeinden an uns wenden, sind vielfältig, doch drehen sie sich um ähnliche strukturelle Probleme. Meist werden diese zuerst im Ortszentrum bewusst, oft an einzelnen Problemliegenschaften: Soll die Gemeinde eine Wirtschaft am Dorfplatz kaufen, für die sich kein Pächter mehr findet? Bei der Begehung merken wir dann, dass man die Frage in einem grösseren Rahmen betrachten muss: Der ganze Ortsteil hat Probleme, Läden ziehen weg, Durchgangsverkehr macht das Wohnen unattraktiv, Wohn- und Ökonomiegebäude stehen leer usw. Aus der Distanz können wir eine gesamtheitliche Sicht einbringen, Potenziale für mögliche Entwicklungen erkennen und zeigen, wie andere Gemeinden mit ähnlichen Situationen umgehen.

TEC21: Wo brennt es mehr, in den Agglomerationen oder in Randgebieten?

L. B.: Überall. In boomenden Agglomerationsgemeinden ist zwar die Ausgangslage eine ganz andere als in schrumpfenden Berggemeinden. Aber die Aufgabe einer nachhaltigen Siedlungsentwicklung ist für alle eine enorme Herausforderung.

TEC21: Planen im Bestand ist gewiss komplex, vor allem, wenn noch Auflagen vom Ortsbild- und Denkmalschutz hinzukommen. Doch dünkt einen oft, dass Gemeinden das Potenzial ihres Bestands nicht erkennen: Wertvolle Altbauten, Gärten, Plätze oder Bachufer bleiben ungenutzt oder werden gar beseitigt.

L. B.: Ja, das stimmt leider. Ich glaube, das ist die Folge einer Überforderung. Die Gemeinden sind ja nicht nur in der Raumplanung, sondern auch bei der Bildung, im Sozialwesen laufend stärker gefordert; gleichzeitig steht weniger Geld zur Verfügung. Das kann Frust erzeugen. Aber ich treffe auch erfreuliche Situationen an und staune, wie stark sich manche Gemeindebehörden engagieren.

TEC21: Lähmend für die Innenentwicklung ist das Horten von Bauland: Eigentümer von eingezontem Land bebauen es nicht, weil sie hoffen, später mehr Geld dafür zu erhalten.

«Eine gute Planung kostet wenig, verglichen mit dem, was eine Gemeinde für die Erschliessung von neu eingezontem Land ausgibt.»

VLP-ASPAN

Die Vereinigung für Landesplanung wurde 1943 gegründet. Mitglieder des Verbands sind alle Kantone und rund zwei Drittel der Schweizer Gemeinden, ausserdem Kollektiv- und Einzelmitglieder wie Raumplanungs-, Immobilien- und Architekturbüros oder Anwaltskanzleien. Sie dient als Informations- und Diskussionsplattform in Raumplanungs- und Umweltfragen, fördert die Vernetzung der Akteure und bietet ihren Mitgliedern Beratung, Information, Dokumentation und Weiterbildung. www.vlp-aspan.ch

DIALOG SIEDLUNG

Das neue Beratungszentrum «Dialog Siedlung» der Vereinigung für Landesplanung (VLP-ASPAN) unterstützt Städte und Gemeinden bei Fragen zur Verdichtung, Zentrumsplanung, Gebietserneuerung und zur Förderung der Siedlungsqualität. Mitglieder des wachsenden Spezialistenteams verfassen nach einem Gespräch und einer Ortsbesichtigung einen Bericht zur Problemlage und zu Potenzialen und beraten die Gemeinden beim weiteren Vorgehen. Dabei hilft ihnen eine noch im Aufbau befindliche Datenbank mit Best-Practice-Beispielen. Die Dienstleistung wird landesweit angeboten und erfreut sich schon im ersten Jahr einer regen Nachfrage. www.vlp-aspan.ch → Dialog Siedlung

NETZWERK ALTSTADT

Das Kompetenzzentrum Netzwerk Altstadt bietet Expertenwissen und einen Werkzeugkasten für Gemeinden, die strukturellen Problemen in ihrer Altstadt begegnen wollen. Die 2007 von Urs Brülisauer und Paul Hasler entwickelte Initiative (TEC21 Nr. 40/2008, S. 23–27) fand Unterstützung beim Bundesamt für Wohnungswesen; die Geschäftsstelle wurde zunächst beim Städteverband angesiedelt und 2011 zur VLP transferiert. Seither wurden weitere Experten ausgebildet und der Service auf die Westschweiz ausgedehnt. Die Dienstleistung wird stark nachgefragt, sie soll allmählich in das Beratungszentrum Dialog Siedlung integriert werden. www.netzwerk-altstadt.ch

L. B.: Viele Gemeinden konnten Bauwilligen deswegen kein Land anbieten und zogen darum neues ein. Das revidierte RPG weist nun die Kantone an, rechtliche Massnahmen gegen die Baulandhortung vorzusehen, etwa ein Kaufrecht der Gemeinde nach zehn Jahren, wie es Obwalden kennt. So entsteht eine Baupflicht. Appenzell Auser Rhoden kann solche Flächen wieder auszonieren; deshalb kommen solche Parzellen dort heute auf den Markt. Ein Problem sind auch unternutzte Grundstücke: leere Scheunen oder einstöckige Gewerbehallen an gut erschlossenen Lagen, wo eigentlich Wohnungen und Läden sinnvoll wären. Im Entwurf für ein neues Planungs- und Baugesetz im Kanton St. Gallen schlägt die Regierung vor, dass die Gemeinden über solche Parzellen Entwicklungszonen mit einem kommunalen Enteignungsrecht verhängen können. Nur schon, dass solche Verfahren möglich sind, bringt Bewegung in den Grundstückmarkt.

Was auch nützt, sind Gespräche. Die Luzerner Gemeinde Ruswil hat den pensionierten Verwalter der Regionalbank als «Kümmerer» angestellt. Als Respektsperson, die die lokalen Verhältnisse gut kennt, führt er Gespräche, versucht zu überzeugen und Gelegenheiten wahrzunehmen. Das ist unbefangener, als wenn der Gemeindepräsident auftaucht, und günstiger, als wenn es der Ortsplaner macht.

TEC21: Wo liegen weitere Möglichkeiten für die Innenentwicklung ausser im Füllen von Baulücken und im Ersetzen von leer stehenden Bauten?

L. B.: Im Umnutzen von nicht mehr genutzten Ökonomiegebäuden und in Umzonungen: Viele ländliche Gemeinden haben zu grosse Industrie- und Gewerbezone. Auch Aufzonen kann sinnvoll sein. Wir hören zwar oft: «Verdichten ist etwas für die Stadt, wir sind hier ein Dorf.» Doch auch in ländlichen Gemeinden gibt es Potenzial für Aufzonungen, etwa um die Bahnstation herum. Man muss allerdings behutsam vorgehen! Gute Beispiele für sorgfältige Anbauten und Aufstockungen sind da sehr wertvoll.

TEC21: Ein zentrales Problem ist sicher, dass in kleinen Gemeinden das Wissen fehlt, wie man solche Planungsverfahren aufgleist und steuert. Dieses Wissen kann man einkaufen – oder ist das für die Gemeinden zu teuer?

L. B.: Ja, die Kosten sind ein grosses Problem. Wenn Gemeindevertreter hören, was eine Testplanung oder ein Studienauftrag kostet, werfen sie oft die Hände. Selbst wenn der Gemeinderat vom Nutzen überzeugt ist, kann der Kredit in der Gemeindeversammlung scheitern. Dabei geht es um niedrige sechstellige Beträge – wenig Geld, verglichen mit dem, was eine Gemeinde für die Erschliessung von neu eingezontem Land ausgibt. Aber das Resultat eines Studienauftrags ist eben nicht vorhersehbar, und danach folgen noch weitere Planungsschritte. Wir merken, dass wir die Gemeinden hier etwas länger begleiten und besser mit Argumenten versorgen müssen. Eine andere Möglichkeit ist, das Projekt als Modellvorhaben des Bundes anzumelden oder Finanzierungshilfen beim Kanton, bei Patengemeinden oder Stiftungen zu organisieren. Qualität kostet eben, aber eine gute Planung lohnt sich später x-fach. Letztlich kommt man nicht um Studienaufträge herum, trotzdem suchen wir nun nach günstigeren Verfahren, die wir kleinen Gemeinden anbieten können.

TEC21: Was könnte das sein?

L. B.: Gut moderierte eintägige Workshops etwa können schon viel leisten: die entscheidenden Akteure für Probleme sensibilisieren, verschiedene Sichtweisen eines Problems erfassen, Gründe für Blockaden aufspüren und auch bereits mögliche Lösungswege andeuten. Natürlich entsteht so noch kein Projekt, aber man kann einen Prozess lancieren und auf der wichtigen Ebene der Kommunikation schon erstaunlich viel erreichen.

TEC21: Der Erfolg solcher Entwicklungsprozesse hängt wohl gerade in kleinen Gemeinden davon ab, ob die Bevölkerung dahintersteht. Das bedeutet, dass partizipative Elemente nötig sind – eine weitere Überforderung? Was raten Sie Gemeinden bei diesem Thema?



02

02 Neubau im Dorf: Das Haus Meuli von Bearth & Deplazes fügt sich ebenso respektvoll wie selbstbewusst in die Dorfstruktur von Fläsch. (Foto: rw)

RAUMPLANUNGSGESETZ

Das Schweizer Stimmvolk hat am 3. März 2013 der Revision des Raumplanungsgesetzes mit 62.9% zugestimmt. Die Revision soll eine kompakte Siedlungsentwicklung in den Zentren fördern und die Zersiedelung der Landschaft bremsen. Bauzonen sollen dem Baulandbedarf der nächsten 15 Jahre entsprechen. Zu grosse Bauzonen sollen verkleinert, brachliegendes Bauland effizienter genutzt werden. Nur wo die Bevölkerung wächst und sich neue Unternehmen ansiedeln, kann neues Bauland eingezont werden. Die Kantone sollen dazu mit den Gemeinden Massnahmen erarbeiten und auf die lokalen Bedürfnisse abstimmen. Durch Landumlegungen soll Bauland verschoben werden können, damit bebaubare Parzellen entstehen. Besteht öffentliches Interesse an der Bebauung eingezonter Grundstücke, können die Eigentümer zum Bauen verpflichtet werden. Die kantonalen Richtpläne sollen die Siedlungsentwicklung stärker steuern, Lage und Grösse der Siedlungsflächen festlegen, Verkehrsinfrastruktur und Siedlungen koordinieren und Wege zu einer verdichteten Siedlungsentwicklung aufzeigen. Für die Anpassung der kantonalen Richtpläne sind fünf Jahre vorgesehen, dann werden die kommunalen Nutzungspläne angepasst, danach die Bauzonen bereinigt.

L. B.: Es gibt ein paar allgemeine Regeln: Die Frage nach dem richtigen Zeitpunkt für die Information der Bevölkerung ist zentral, man darf nicht zu hohe Erwartungen wecken, usw. – aber ein allgemeingültiges Rezept gibt es nicht. Es kommt auf die Art des Projekts, die Grösse des Perimeters und die Vorgeschichte eines Orts an: Wo schon mehrere Anläufe in Konflikten geendet haben, muss man umsichtiger vorgehen als an einer Stelle, wo alle sich einig sind, dass etwas geschehen muss.

Mich überzeugt nach wie vor die Vorgehensweise in unserem Programm «Netzwerk Altstadt», das wir schon länger für Gemeinden mit einer Altstadt anbieten (vgl. Kasten). Dort beginnen wir – noch ohne die Bevölkerung – mit einer «Stadtanalyse»: einer ersten groben Einschätzung des Bestands, der laufenden Veränderungen und von vorhandenem Potenzial. Dann erarbeiten wir – nun zusammen mit wichtigen Akteuren, vor allem dem Gewerbe – eine Nutzungsstrategie. Sie zeigt mögliche Entwicklungen auf und diskutiert mögliche Massnahmen. Diese Strategie besprechen wir dann mit der Bevölkerung. Anschliessend richten wir «Gassenclubs» ein: Die Eigentümer aus einer Gasse setzen sich an einen Tisch und diskutieren mit uns ihre Probleme, Wünsche, Bedenken und Möglichkeiten – ganz offen, denn nun ist bewusst niemand von der Gemeinde anwesend. So spüren wir, was wirklich nötig und möglich ist, und es entstehen neue Ideen. In Delsberg ist das beispielsweise ausgezeichnet gelungen. Diese Erfahrungen mit partizipativen Prozessen aus dem «Netzwerk Altstadt» übertragen wir nun ins Programm «Dialog Siedlung». Denn das Vorgehen kann durchaus auch in Land- und Agglomerationsgemeinden funktionieren.

TEC21: Sind solche Methoden nicht extrem anfällig? Kann da nicht ein einziger Besitzer, der sich querstellt, den Prozess zu blockieren?

L. B.: Jedem Planungsprozess drohen Blockaden, beispielsweise durch Rekurse. Der Erfolg ist immer eine Frage von erfolgreicher Kommunikation. Der Einbezug aller Stakeholder scheint zunächst aufwendig, und natürlich muss man dann auch mit Leuten diskutieren, die zunächst partout nichts ändern wollen. Aber mich überzeugen die Erfolge, die wir damit erzielen.

TEC21: Design und Moderation von partizipativen Prozessen und eine gute Öffentlichkeitsarbeit brauchen Erfahrung. Wenn sie nicht vorhanden ist, braucht eine Gemeinde Unterstützung: Entsteht hier ein neuer Beruf?

L. B.: Ja, tatsächlich, das kann ich mir vorstellen. Solche Projektbegleitungen sind zunehmend gefragt. Das muss kein Planer sein, es kann auch eine Kommunikationsspezialistin oder eine Fachperson mit Erfahrung in soziokultureller Entwicklung und Kenntnis der raumplanerischen Instrumentarien sein.



BENKEN: ZENTRUM BELEBEN

Die Idee für «Dialog Siedlung» entstand in Benken SG: Bei einer Ortsbesichtigung schlug die VLP-ASPAN vor, den Platz um das Gemeindehaus (im Bild links) zu beleben und die teilweise schlecht genutzten Altbauten im Dreieck südlich davon sowie die Strasse dazwischen in die Überlegungen mit einzubeziehen. Die Gemeinde schrieb später einen entsprechenden Studienauftrag für die Neugestaltung des Dorfzentrums aus.



BLATTEN: STADEL UMNUTZEN

Studierende am Lehrstuhl von Gion A. Caminada an der ETH Zürich untersuchten Möglichkeiten zur Umnutzung der leer stehenden Stadel (Stallscheunen) im zentralen Ortsteil Bodmen in der Lötschtaler Gemeinde Blatten. Die erarbeiteten Projekte und Entwicklungsszenarien präsentierten sie in einer Ausstellung in den Stadeln, die zu diesem Zweck beleuchtet wurden.

www.caminada.arch.ethz.ch/Schlussdokument_Tourismus_FS11_klein.pdf



DISENTIS: BAUMEMORANDUM

Christian Wagner, Professor für Architektur an der Hochschule für Technik und Wirtschaft (HTW) Chur, untersuchte die Bauweise in Disentis GR. Für nur 15000 Franken entstand das Baumemorandum. Die Ergänzung zum Zonenplan formuliert Ziele für die Weiterentwicklung der 23 Ortsteile und sorgt so für mehr bauliche Qualität. www.htwchur.ch/fileadmin/user_upload/institute/IBAR/Bilder/Projekte/Baumemorandum_Disentis.jpg



FLÄSCH: ANDERS VERDICHTEN

Fläsch GR zeigt den Spielraum bei der Innenentwicklung auf: Die Gemeinde erkannte die Baumgärten im Dorf als wertvolles Merkmal. Ihre aktive Bodenpolitik ermöglichte Landabtausch und das Auszonen der Gärten. Christian Wagner, Professor an der HTW Chur, leitete aus der traditionellen Bauweise Regeln ab für das dichte Weiterbauen um die Baumgärten herum.

www.htwchur.ch/bau/institut-ibar/ortsbildentwicklung-siedlungsplanung

TEC21: Wäre es eine Aufgabe der Kantone, die Gemeinden hier zu unterstützen?

L. B.: Ja. Die Kantone würden nämlich entlastet, wenn alle Gemeinden in der Lage wären, selbstständig eine nachhaltige Siedlungsentwicklung zu planen. Einige Kantone unterstützen die Gemeinden bereits fachlich, etwa der Kanton Aargau, der dafür vor einigen Jahren ein Team eingerichtet hat. Finanzielle Hilfe vom Kanton für eine Prozessbegleitung können Gemeinden jedoch nicht erwarten. Es wäre aber grundsätzlich zu überlegen.

TEC21: Für die Gemeinden ist die Situation belastend – Sie sehen sie als Chance?

L. B.: Ja, die Entwicklung macht mir viel Freude! In der Kommunalplanung wird eine ganz neue Dimension erkennbar. Ich bin zuversichtlich, dass sich bald in vielen Gemeinden etwas bewegt. Es sind ja nicht nur Bund und Kantone und das RPG, die eine nachhaltige

«Was gerade geschieht, ist mehr als eine Trendwende beim Bodenverbrauch. Ich sehe, dass sich ein Paradigmenwechsel in der Siedlungsentwicklung abzeichnet.»

Entwicklung fordern. Es ist auch die Bevölkerung, die begriffen hat, dass wir das Siedlungsgebiet nicht mehr ausdehnen dürfen. Heute wehren sich auch die Bauern für das Kulturland. Und immer mehr Leute, alte und junge, in der Stadt oder im Dorf, möchten wieder in einem lebendigen Ortskern wohnen, nah beim Geschehen, bei den Dingen des täglichen Bedarfs und den öffentlichen Verkehrsmitteln. Es besteht also auch ein Wunsch nach Innenentwicklung. So entstehen neue Koalitionen. Die Siedlungsqualität erhält einen grösseren Stellenwert. Was hier gerade geschieht, ist mehr als eine Trendwende beim Bodenverbrauch: Ich sehe, dass sich ein Paradigmenwechsel in der Siedlungsentwicklung abzeichnet. Damit er wirklich stattfindet, muss die Aufbruchstimmung, die in einem Teil der Gemeinden schon herrscht, sich auf andere übertragen und möglichst lang anhalten.

TEC21: Steckt darin nicht ein gehöriger Schuss Wunschdenken?

L. B.: Zugegeben: Zu uns kommen nur Gemeinden, die etwas tun wollen. Das prägt meine Wahrnehmung. Die Kantonsplaner sind da sicher skeptischer, da sie sich auch mit allen anderen Gemeinden auseinandersetzen müssen. Natürlich ist der Paradigmenwechsel erst in einigen Pioniergemeinden deutlich sichtbar – die ja dann den Wakkerpreis erhalten. Viele Gemeinden lassen die Ortsentwicklung immer noch schlittern, andere sind erst am Anfang.

«Dass die Gemeinde Land besitzt, ist ein Schlüsselement für die Innenentwicklung.»

TEC21: Was sind Erfolgsfaktoren für die Innenentwicklung?

L. B.: Sich nicht zu viel vornehmen, behutsam vorgehen, gut informieren, die Bevölkerung einbeziehen. Wenn die Bevölkerung nur hört, dass etwas im Tun ist und dass es Geld kostet, aber nichts Genaues weiss und sich nicht äussern kann, dann ist die Gefahr des Scheiterns gross. Lang bevor gebaut wird, braucht es sichtbare Meilensteine gegen die Ungeduld: Veranstaltungen, eine Ausstellung, ein Fest, öffentliche Zwischennutzungen ... Hilfreich sind auch gute Beispiele. Ganz wichtig ist eine Schlüsselperson, die sich des Prozesses annimmt, idealerweise eine Gemeinderätin oder der Bauverwalter, eventuell eine Bürgergruppe oder ein Investor mit Sinn für den Gemeinnutzen. Es braucht eine engagierte Projektleitung.

Die geeigneten Planungsinstrumente müssen gefunden und ein Netzwerk für fachliche, ideelle und finanzielle Unterstützung aufgebaut werden.

Wir empfehlen auch dringend eine aktive Bodenpolitik: Dass die Gemeinde in den Besitz von Land kommt, ist ein Schlüsselement der Innenentwicklung. Es schafft vor allem Spielraum: Gute Projekte können dann mit einem Landabtausch ermöglicht werden. Die Gemeinde kann ihr Land danach wieder verkaufen, aber vorher dafür sorgen, dass darauf ein gutes Projekt entsteht, in das die Interessen der Dorfgemeinschaft einfließen. Noch besser kann sie ein Projekt steuern, wenn sie das Land im Baurecht abgibt.

«Nur ein schönes Dorf ist ein nachhaltiges Dorf.»

TEC21: Man sieht heute Bauten, die Postulate der Innenentwicklung erfüllen. Doch oft fehlt die architektonische Qualität. Was können Sie in dieser Hinsicht ausrichten?

L. B.: Um diesen Aspekt wird man sich künftig stärker kümmern müssen. Denn nur ein schönes Dorf ist ein nachhaltiges Dorf. Wir weisen die Gemeinden darauf hin, dass gute Architektur allen nützt, und empfehlen Architekturwettbewerbe. Einige Gemeinden erlassen Gestaltungsregeln für bestimmte Bauzonen oder verlangen von den Grundeigentümern vor Einzonungen Überbauungsstudien, die in der Gemeinde diskutiert werden. Der Kanton Luzern hat dazu eine Arbeitshilfe geschaffen. Der Kanton Graubünden bietet Bauherrschaften und Gemeinden Beratung in Gestaltungsfragen an. Gemeinden wie Disentis oder Fläsch haben die Elemente der traditionellen Bauweise analysieren lassen und daraus Regeln für die bauliche Weiterentwicklung abgeleitet. Dort wissen Investoren, dass die Gemeinde sie unterstützt, dass aber über die Qualität der Gestaltung diskutiert wird. Da ab jetzt im Bestand gebaut wird, werden sich ästhetische Fragen häufiger und schärfer stellen.

WETTBEWERBE: KAMMERMUSIK IM «STÄDTLI»

MAGAZIN: FESTE BURG – LEICHTES ZELT | LEHRE UND FORSCHUNG KARTOGRAFIERT

GENF PLANT DIE ZUKUNFT

NEUES STÄDTEBAU-KAPITEL | PROMENADE FÜRS QUARTIER | UMBAU DER LANDSCHAFT

SIA: URHÜTTE «WUND» | VOM PLAN ZUM MODELL? | BAUKULTUR ALS NEUES POLITIKFELD



TEC21

sia

NR. 43

18. OKTOBER 2013



Blick über den Röstigraben:
Genf vom Pont de la Jonction.
(Foto: rw)

GENF PLANT DIE ZUKUNFT

Dieses Heft verdankt sich einer engen Kooperation mit unserer Schwesterzeitschrift «Tracés». Unsere Kolleginnen und Kollegen in Lausanne haben Texte beigesteuert, ihr Wissen und ihre Beziehungen haben die gemeinsame Recherche in Genf erleichtert. Diese umfasste die Lektüre des mittlerweile umfangreichen Konvoluts von Texten zur Genfer Stadtplanung, ein Interview mit dem Kantonsarchitekten, Gespräche mit Stadtplanerinnen, Beamten und Politikern, Stadtrundgänge, Besichtigungen von Siedlungen und Besuche von Ausstellungen zum Thema.

Einmal mehr wurde dabei deutlich, wie gross die Unterschiede zwischen den Kantonen und Sprachregionen in diesem Land sind. Zwar gibt es einige Grenzgänger, die zweisprachig arbeiten, doch sind wohl die wenigsten Fachleute gut über das Geschehen in den anderen Landesgegenden informiert. Die Sprachgrenze ist und bleibt eine Barriere – die Schweiz funktioniert ja trotzdem leidlich.

Dabei würde sich im Bereich Planen und Bauen gerade jetzt ein intensiver Austausch lohnen. Denn die Genferseeregion befindet sich nach einer langen Krise, während der sie in der Stadtentwicklung kaum mehr innovativ war und in Sachen Umwelt und Verkehr weit ins Hintertreffen geriet, wieder im Aufbruch. Der gegenwärtige Wirtschaftsboom hat den Nachholbedarf bei der Infrastruktur und im Wohnungsbau bewusst gemacht und eine höchst vitale, von öffentlichen Debatten begleitete Planertätigkeit ausgelöst. Insbesondere Genf hat deshalb, was Konzepte für eine nachhaltige Stadtentwicklung anbelangt, heute mehr zu bieten als die Deutschschweiz.

Hingegen fehlt dort fürs Erste – nach der langen Krise liegt das auf der Hand – das pragmatische Know-how zum raschen Bauen, das in der Deutschschweiz in den vergangenen Jahren weidlich trainiert werden konnte. Viele gute Architektur- und Ingenieurbüros stehen bereit, aber die Baugesetze und die behördlichen Verfahren in Genf sind noch zu kompliziert, und kaum jemand hat Erfahrung mit der Moderation von komplexen Planungsprozessen.

In dieser Situation könnten beide Landesteile von einem Austausch profitieren: wir von ihren umfassenderen Überlegungen zu zukunftstauglichen Siedlungsformen, sie von unseren praktischen Erfahrungen bei der Realisierung. Genfs riesiges Bauprogramm ist nicht zuletzt eine Chance für Deutschschweizer Planer, Projektentwickler, institutionelle Anleger und Baugenossenschaften. Wenn es gelingt, die Differenzen und Ungleichzeitigkeiten zwischen den Sprachregionen hin und wieder zu nutzen, dann sind sie ein kreativer Vorteil dieses Landes. Deshalb betrachten es TEC21 und seine Schwesterzeitschriften als Auftrag, regelmässig über Entwicklungen und Projekte in den anderen Landesteilen zu informieren.

Ruedi Weidmann, weidmann@tec21.ch

5 WETTBEWERBE

Kammermusik im «Städtli»

12 MAGAZIN

Feste Burg – leichtes Zelt | Chancen und Grenzen der Partizipation | Leserbrief | Den g-Wert von Glas vor Ort messen | Lehre und Forschung kartografiert

22 GENFS RICHTPLAN 2030 – ENDE DER ZONENPLANUNG

Ruedi Weidmann Der neue Richtplan des Kantons Genf ist ein historischer Schritt hin zu einer nachhaltigen Raumplanung.

24 GENFS LUST AUF EIN NEUES STÄDTEBAU-KAPITEL

Cedric van der Poel, Ruedi Weidmann Genfs Regierung rechnet mit der jüngsten Stadtentwicklung ab und schafft Grundlagen für eine städtebauliche Neuorientierung.

28 PROMENADE FÜRS QUARTIER

Pauline Rappaz Die Siedlung «Coupe Gordon Bennett» in Vernier setzt Anliegen des neuen Richtplans um. Wohnen, Arbeiten und Einkaufen: Das Quartier erhält ein Zentrum.

32 VOM NATURSCHUTZ ZUM UMBAU DER LANDSCHAFT

Lukas Denzler Genfs Agglomerationspolitik vernetzt Naturräume über die Landesgrenzen hinweg. Das ist einmalig in Europa. Ein Spaziergang entlang der renaturierten Aire.

37 SIA

Urhütte «Wund» | Vom Plan zum Modell? | Kommission für Informatiknormen | Baukultur als neues Politikfeld

42 FIRMEN | PRODUKTE

Egger | Aizo | Sika Sarnafil | Colores | Krapf | HMQ

53 IMPRESSUM

54 VERANSTALTUNGEN

GENFS RICHTPLAN 2030: ENDE DER ZONENPLANUNG

Genfs Kantonsparlament hat den neuen kantonalen Richtplan genehmigt. Er ist von historischer Bedeutung, denn er verlässt das überholte Prinzip, die Stadt in Wohn-, Industrie- und Dienstleistungszonen aufzuteilen. Künftig soll der Raum im Kanton Genf entweder Stadt oder Land sein: entweder dicht bebaut und funktional gemischt oder unbebaut und naturnah. Die bestehende Bebauung wird radikal verdichtet. Die grosse Frage aber ist: Wer soll das alles bauen?

Titelbild

Dicht und multifunktional: die zentrale Promenade mit Läden und Restaurant in der neuen Siedlung «Coupe Gordon Bennett» in Vernier bei Genf. (Foto: rw)

Im Kanton Genf waren Verkehrs- und Stadtentwicklung und der Wohnungsbau in den letzten Jahrzehnten politisch weitgehend blockiert. Alle Projekte scheiterten an der Urne. Daraus resultierten Versäumnisse: Die 1.5-Millionen-Metropole hat bis heute keine S-Bahn, dafür einen katastrophal hohen Anteil der Autos am Gesamtverkehr, tägliche Staus, Luft- und Lärmwerte im Alarmbereich. Die Agglomeration ist rasch gewachsen, jedoch nur in Frankreich, da in Genf kaum Wohnungen gebaut wurden. Ein Grund dafür liegt in der kantonalen Politik, die stark auf soziale Gerechtigkeit ausgerichtet ist. Das ist aus Sicht einer nachhaltigen Entwicklung zwar positiv, doch bremsen etliche Gesetze Investitionen in den Wohnungsbau. Das Resultat: grosse Wohnungsnot in Genf, Abwanderung über die Grenze und noch mehr Pendlerverkehr (TEC21 36/2011).

RAUMPLANUNG ÜBER DIE LANDESGRENZEN

Nach einem langen Vernehmlassungsverfahren und etlichen Modifikationen hat nun aber das Kantonsparlament am 20. September den neuen kantonalen Richtplan 2030 angenommen. Er basiert auf den Hauptthemen Stadtentwicklung, Verkehr und Landschaftsraum. Neu und ausserordentlich an diesem Plan ist zunächst, dass er das Genfer Agglomerationsprogramm konkretisiert, das neben dem Kanton Genf auch den Waadtländer Bezirk Nyon und Teile der französischen Departemente Ain und Haute-Savoie umfasst. Somit beschreibt der Richtplan die künftige Entwicklung Genfs auf überkantonaler, ja internationaler Ebene.

50 000 WOHNUNGEN IN 17 JAHREN

Im Bereich Stadtentwicklung sieht der Richtplan den Bau von 50000 neuen Wohnungen bis 2030 vor. Zur Erinnerung: Das boomende Zürich realisierte im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts «10000 Wohnungen in 10 Jahren». Bemerkenswert ist auch, wo und wie dieses Wachstum stattfinden soll: Das dichte, multifunktionale Stadtzentrum Genfs dient als Vorlage für die Stärkung von Subzentren und die Nachverdichtung bestehender Quartiere entlang von Achsen des öffentlichen Verkehrs. Ziel ist eine Stadt der kurzen Wege, in der man sich zu Fuss, mit dem Velo und in öffentlichen Verkehrsmitteln zwischen Wohnung, Arbeitsplatz, Einkaufsläden und Erholungsorten bewegen kann. Im Richtplan sind dafür zehn prioritäre Entwicklungszonen bestimmt worden, die «Grand Projets» (vgl. Kasten).

10 GRAND PROJETS

Die zehn im neuen Genfer Richtplan 2030 vorgesehenen prioritären Entwicklungsgebiete (Grand Projets):

- Praille-Acacias-Vernets (PAV)
- Les Cherpines
- Les Grands Essertes
- Bernex
- Les communaux d'Ambilly
- Chênes-Bourg-Chêne Bougeries
- Châtelaine
- Vernier-Meyrin-Aéroport
- Grand-Saconnex
- Industriezonen Meyrin, Satigny, Vernier

STADT ODER LAND

Ziel ist auch eine Stadt, die bis an ihre Ränder so dicht und lebendig bleibt wie in ihrem Zentrum, aber von naturnahen und landwirtschaftlichen Grünzügen umgeben und durchdrungen ist. Denn zwischen den dichten Stadtteilen liegt ein Netz von öffentlichen Grünräumen, die bis in die Kernstadt führen. Der ländliche Raum wird nicht mehr als Reserve für die Siedlungsentwicklung betrachtet, sondern als Raum für die stadtnahe Lebensmittelproduktion und für Projekte zur Vernetzung der natürlichen Lebensräume (vgl. S. 32).



01 Historisches Dokument: provisorisches Titelblatt des Plan directeur cantonal Genève 2030 mit den vom Kantonsrat vorgenommenen Änderungen. (Bild: Kanton Genf)

ÖFFENTLICHER NAHVERKEHR

Im Bereich Verkehr sieht der Richtplan endlich ein ausreichendes Regionalverkehrsnetz vor. Kernstück ist die S-Bahnlinie CEVA, die seit 2011 im Bau ist (TEC21 36/2011). Rund um ihre von Jean Nouvel entworfenen Stationen soll die Bebauung nachverdichtet werden. Der Richtplan stärkt auch die Renaissance des Genfer Trams, das vor 60 Jahren fast ganz abgeschafft wurde. Das heute wieder existierende Netz soll mit Linien nach Bernex und über die Landesgrenzen nach St. Julien, Ferney-Voltaire und Annemasse ergänzt werden.

ANFANG VOM ENDE DER ZONENPLANUNG

Die Verdichtung geschieht zum einen auf einigen neu eingezonten Flächen, vor allem aber in bestehenden Industrie- und Einfamilienhausgebieten, von denen viele für mehr Ausnutzung und gemischte Nutzung geöffnet werden. Ein Beispiel ist das auch im internationalen Vergleich herausragende Projekt zur Umwandlung des Industriegebiets Praille-Acacias-Vernets (PAV) in ein Zentrumsgebiet (TEC21 36/2011). Auch wenn der Zonenplan erhalten bleibt, läutet der neue Genfer Richtplan damit das Ende der klassischen Zonenplanung ein. Er überwindet das überholte Konzept der Aufteilung in Wohn-, Industrie- und Dienstleistungszonen. Die nachhaltige Stadt bietet alles im Quartier und produziert keinen Zwangspendelverkehr. Das ist ein historischer Schritt hin zu nachhaltigen Siedlungsmustern.

WENIG POLITISCHER WIDERSTAND

Auf dieser planerischen und konzeptionellen Ebene überholt der Kanton Genf alles, was bisher in der Deutschschweiz in Sachen nachhaltiger Raumplanung gelaufen ist, um Längen. Der politische Widerstand war diesmal, zum Erstaunen aller Beteiligten, nicht unüberwindbar. Gegen das Aufzonen der Einfamilienhausgebiete gab es einigen Protest, doch scheinen das Genfer Stimmvolk und die wichtigsten Parteien und Verbände eingesehen zu haben, dass es einfach nicht weitergehen konnte wie bisher. Auch der Gewerkschaftsbund und der ebenso mächtige Mieterverband unterstützen den Aufbruch, nachdem sie teilweise höhere Anteile für den gemeinnützigen Wohnungsbau aushandeln konnten.

UND WER BAUT DAS ALLES?

Das grösste Hindernis liegt für einmal nicht in der Politik, sondern in der Macht der Gewohnheit. Die Frage ist nämlich, wer das alles bauen soll. Private und institutionelle Anleger werden in Genf durch Gesetze gebremst, die für soziale Gerechtigkeit im Wohnungsmarkt sorgen sollen, diesen jedoch kompliziert und unlukrativ gemacht haben. Non-Profit-Investoren wie Genossenschaften, Stiftungen oder die Gemeinden sind in den vergangenen Jahren auch nicht durch Initiative aufgefallen. Hier gäbe es Anregungen ennet dem Röstigraben – der für junge Genferinnen und Genfer übrigens kaum mehr von Bedeutung ist. Die jahrzehntelange Blockade in der Stadtentwicklung hat eine Planermentalität gefördert, die alles berücksichtigen will und sich nicht traut, Fehler zu machen. Deshalb wurden in Genf in den letzten Jahren in umfassenden Überlegungen und beeindruckenden Diskussionen zahllose kluge Studien, überzeugende Konzepte, wunderbare Pläne und schöne Publikationen erarbeitet – jedoch kaum Bauten realisiert, an denen die Ideen endlich sichtbar würden und überprüft werden könnten. Das Savoir-faire, der Mut zum Versuch scheint verloren gegangen zu sein. Beschleicht einen in der Deutschschweiz in neuen Quartieren nicht selten das Gefühl, etwas mehr konzeptionelle Überlegungen wären der Nachhaltigkeit und der Lebensqualität zuträglich gewesen, so packt einen in Genfs epischer Debatte pure Ungeduld: Baut doch endlich! Dann kann man die ersten Bauten evaluieren und die Konzepte und Verfahren aufgrund erster konkreter Erfahrungen justieren (vgl. S. 24). Nur in realen Projekten können Architekturschaffende adäquate Formen für die neuen Ansprüche finden – etwa im Wohnungsbau, wo die Genfer Büros mangels Gelegenheit offensichtlich aus der Übung gekommen sind (vgl. S. 28).

GENFS LUST AUF EIN NEUES STÄDTEBAU-KAPITEL

Schonungslos rechnet die Genfer Regierung mit der Stadtentwicklung der vergangenen Jahrzehnte ab. Der neue kantonale Richtplan soll die Folgen von 40 Jahren planerischem Stillstand korrigieren. Dafür werden gesetzliche Grundlagen und Planungsverfahren erneuert. Neue Bauformen sollen Genfs Rückkehr zu einem innovativen Städtebau beflügeln, das für die Stadt so charakteristische Scheibenhochhaus hat ausgedient.

Im Februar 2013 verabschiedete die Genfer Kantonsregierung den neuen kantonalen Richtplan 2030. Die vorangegangene Konsultation der Verwaltung und die öffentliche Vernehmlassung hatten die grundsätzlichen Ziele des Entwurfs nicht infrage gestellt. Da der technisch formulierte Richtplan nicht für alle verständlich ist, hat der Regierungsrat dazu eine Broschüre herausgegeben und sie mit dem ebenso reizvollen wie doppeldeutigen Wortspiel «Genève Envie» betitelt.² Die Publikation übersetzt die technischen Paragraphen in politische Willensbekundungen und macht die Absichten der Regierung im Bereich der Stadt- und Raumentwicklung deutlich, nicht zuletzt im Hinblick auf die Behandlung des neuen Richtplans im Kantonsrat, der ihn am 20. September ebenfalls gutgeheissen hat. Die Broschüre enthält erstaunliche Aussagen, auch wenn sie nicht viel Konkretes über den Inhalt des neuen Richtplans verrät und jenen, die sich zur Sache äussern wollen, dessen Lektüre nicht erspart. Die Illustration tendiert in Richtung Stadtmarketing, der Text jedoch überhaupt nicht. Bei aufmerksamem Lesen wird klar, dass er eher zur Kategorie der politischen Weissbücher gehört, die einen historischen Bruch markieren wollen.

SCHONUNGSLOSE STADTKRITIK

Wer den Willen zu einem Bruch bekundet, hat eine Bestandsaufnahme gemacht. Der Befund der Kantonsregierung ist schonungslos. Er beschreibt den Kanton in der Broschüre als monozentrisches Gebiet, in dessen Kern «sich alle Begierden und alle Frustrationen kristallisieren»³, mit einem Zentrum, das der Arbeit und dem Konsum vorbehalten sei, tagsüber belebt, doch «nachts und am Wochenende verlassen, abgesehen von einigen Touristen und unerlaubten Aktivitäten», und mit Randgebieten, «in denen man nichts tut ausser schlafen»⁴. Ein Kanton, in dem die Wohnungsknappheit und die Höhe der Mieten für einen «neuen Feudalismus» und «Schmugglerpraktiken»⁵ gesorgt hätten, in dem Familien verarmten und die Nettoeinkommen der Haushalte zu den niedrigsten der Schweiz gehörten, wo «junge Familien mehr arbeiten müssen und mehr Zeit brauchen, um vom Wohn- zum Arbeitsort zu gelangen, dafür weniger Zeit für ihre Kinder finden und am Monatsende nach dem Begleichen von Miete und Kinderbetreuungskosten weniger Geld haben.»⁶ Schliesslich beurteilt der Regierungsrat trocken und ohne Umschweife die Wohnbauarchitektur der vergangenen Jahre: «Seit mehreren Jahrzehnten scheinen Fantasie und Kreativität, was den Wohnungsbau angeht, unseren Kanton verlassen zu haben. Die behördliche Praxis und die kantonalen Normen sind dafür mitverantwortlich. Wir errichten nur noch standardisierte Bauten, rechteckige Quader mit ebenso normierten, traurigen Rasenstreifen. Diese sind zu klein für die Ballspiele der Kinder und zu nah an den Fassaden, als dass Geruch und Rauch einer Grillade erträglich wären, umgekehrt aber so gross, dass auf den Trottoirs kein Raum bleibt, wo sich eine urbane Betriebsamkeit entfalten könnte», kurz: «Quartiere, die niemanden zum Träumen bringen.»⁷ Nach dieser Zustandsanalyse würde man Genf am liebsten verlassen – doch die Broschüre verkündet Lust auf Veränderungen. Sie betreffen



01



02

01–02 Heute ungeliebte Zeugen überholter Stadtkonzepte: Hochhausscheiben im Kanton Genf. (Fotos: rw)

die Gesetzgebung und die behördliche Praxis in den Bereichen Architektur, Städtebau und Stadtentwicklung und auch die Architektur selbst: Statt der «Barres», der in Genf allgegenwärtigen Scheibenhochhäuser, sollen endlich andere bauliche Formen gefunden werden. Die im Richtplan 2030 vorgesehenen Stadterweiterungen und Nachverdichtungen bieten reichlich Gelegenheit zur architektonischen Formsuche, allerdings müssen noch einige hemmende gesetzliche Grundlagen und behördliche Verfahren modernisiert werden, bevor die jahrzehntealte Blockade der Genfer Stadtentwicklungspolitik überwunden werden kann.

GESETZESÄNDERUNGEN FÜR DIE SOZIALRÄUMLICHE ENTWICKLUNG

Im August 2013 wurde das Gesetz über die Zonen für industrielle oder gemischte Nutzung⁸ angepasst; dabei wurden die strikten Nutzungsvorschriften für Industriezonen aufgeweicht. Diese dürfen künftig 40% Dienstleistungen, Kultur und Veranstaltungen enthalten. Das führt zur Frage, wie solche Mischzonen gestaltet werden und wie Architekturen aussehen sollen, die gleichzeitig Produktionsbetriebe, Dienstleistungen und Freizeitaktivitäten aufnehmen. Dass die Industriezonen nicht mehr einer unkoordinierten, chaotischen Entwicklung geopfert werden, zeigt sich auch darin, dass für die Industriezonen von Meyrin, Satigny und Vernier – eines von zehn prioritären Grossprojekten im Richtplan 2030 – vor Kurzem ein übergreifender Planungsauftrag ausgeschrieben wurde.

Eine andere vom Regierungsrat angestrebte Änderung betrifft einen neuen Lastenausgleich. Heute zahlen Bewohner des Kantons Genf einen Grossteil der Gemeindesteuern am Arbeitsort und nicht, wie in anderen Kantonen, in der Wohngemeinde. Dies regt die Gemeinden nicht zur Förderung des Wohnungsbaus an und trägt zum finanziellen Gefälle zwischen ihnen bei. Eine Korrektur erscheint im Hinblick auf die Grossprojekte des Richtplans 2030 und auf die Investitionen, die etliche Gemeinden dafür erbringen müssen, zwingend.

NEUE PLANUNGSVERFAHREN FÜR BESSERE ARCHITEKTUR

Während diese Änderungen auf Gesetzesebene vor allem die funktionale Vielfalt der Quartiere und die soziale Durchmischung der Bevölkerung beeinflussen und für ein Gleichgewicht in der sozialräumlichen Entwicklung sorgen wollen, zielen Veränderungen bei den behördlichen Verfahren auf bauliche Verdichtung und architektonische Vielfalt. Seit November 2012 beraten Stadtplaner, Architekturschaffende, Projektentwickler und Vertreter verschiedener Verwaltungsebenen ausführlich über die Art und Weise, wie das Verfahren des «Plan localisé de Quartier» (PLQ, vgl. Kasten) künftig durchgeführt werden soll. Die Ziele sind einfachere und systematischere Abläufe, eine grössere Effizienz des Verfahrens und eine bessere Qualität. Die Diskussion ist noch im Gang, doch konnte Kantonsarchitekt Francesco della Casa schon einige Wege vorsehen. Eine wichtige Änderung betrifft die Reichweite des PLQ: Die heute übliche Regulierungsdichte könnte durch einen «Mantelperimeter» ersetzt werden, auf dem Varianten getestet werden können. Dies zielt auf die bisherige behördliche Praxis, nicht nur die Lage der Bauten, sondern auch deren Form und Nutzung zu diktieren. Della Casa räumt ein: «Der Kanton hat seine Rolle manchmal überinterpretiert. Unser Ziel ist nicht, im Städtebau und in der Stadtgestaltung die Hauptrolle zu spielen, son-

PLQ

Der «Plan localisé de Quartier» (PLQ) ist im Kanton Genf ein zentrales Instrument der Stadtentwicklung. Als Quartier- oder Arealentwicklungsplan legt er Strassenraster, Baulinien und Nutzungsanteile fest, darüber hinaus (in der jetzigen behördlichen Praxis) die Verteilung der Nutzungen auf dem Gelände sowie Lage und Form der Gebäude. Damit ist er zwischen dem Quartierplanverfahren und dem Gestaltungs- oder Sondernutzungsplan angesiedelt, wie sie in der Deutschschweiz bekannt sind. Der PLQ wird für grosse und kleine Areale angewandt; er kann Gegenstand eines Wettbewerbs sein. Ein PLQ muss von der Kantonsregierung genehmigt werden, als nächster Planungsschritt folgt darauf das Ausarbeiten von Bauprojekten.



03

03–06 Noch prägen Hochhausscheiben die städtebauliche Struktur im Kanton Genf.

(Fotos: rw)



04

den Regeln aufzustellen – etwa über die Bezüge zwischen Baufront und Strasse –, zwischen Privatgrund und öffentlichem Raum oder zwischen Erdgeschoss und Strasse, auf deren Basis die Planer ihr Projekt entwickeln und realisieren können.»⁹

Künftig soll das PLQ-Verfahren in vier Etappen unterteilt werden: In einer ersten Phase werden die Interessen der verschiedenen Akteure, namentlich der Grundbesitzer, geklärt. Es folgt eine Phase mit Machbarkeitsstudien, in der bereits zum ersten Mal die Vertreter der bewilligenden Amtsstellen zusammenkommen sollen, um technische Rahmenbedingungen und Hauptziele des PLQ herauszuschälen. Diese Phase soll das Verfahren wesentlich vereinfachen, denn «die 42 behördlichen Instanzen, die zu einem PLQ Stellung nehmen müssen, sollen das nicht mehr einzeln, eine nach der andern tun, sondern mehrere von ihnen werden zusammengerufen – je nach thematischer Prioritätensetzung die einen früher, die anderen etwas später. Das sollte uns erlauben, den Planungsgebieten einen deutlicheren Charakter zu geben und dann rasch eine Übereinstimmung zu erzielen», erklärt della Casa. Die beiden letzten Phasen betreffen die Koordination und die technische Umsetzung des Plans. Diese Änderungen sollen das Planungsverfahren stärker im konkreten städtischen und landschaftlichen Kontext verankern, den Architekturschaffenden mehr Freiheit bei der Ausarbeitung der Bauprojekte lassen und die architektonische Vielfalt fördern.

Die politische wie die fachliche Debatte werden gegenwärtig von der baulichen Verdichtung beherrscht. Die politische, weil das Volk nach einem Referendum zum erneuerten Gesetz über die Entwicklungszonen Stellung nehmen muss und dieses Gesetz für jede Zone Mindestausnutzungsziffern in den PLQ einführen will. Die fachliche Debatte, weil diese Mindestausnutzungsziffer nicht alle Fachleute überzeugt. Denn sie kommt zu der bereits im Zonenplan festgelegten Ausnutzungsziffer hinzu und droht damit die Planung noch komplizierter zu machen, als sie jetzt schon ist. Und Baudirektor François Longchamp liess verlauten, die Idee stamme nicht von der Regierung, diese könne auch ohne sie leben.¹⁰

DAS SCHEIBENHOCHHAUS IST TOT

Betrachtet man alle diese Gesetzes- und Verfahrensänderungen, zeichnet sich der Umriss einer neuen städtebaulichen Vision ab. Sie verwirft Teile der architektonischen Produktion der Nachkriegszeit und gliedert sich in den aktuellen Diskurs ein, der sich um die soziale und funktionelle Durchmischung, den öffentlichen Raum, Dichte und urbane Intensität, die gemeinsame Nutzung von Räumen und um typologische und formale Vielfalt dreht. «Vergleicht man Luftaufnahmen von Basel und von Genf, springt ein Unterschied ins Auge», erläutert della Casa. «Zwei relativ flache, von einem Fluss durchströmte Gegenden im selben Land – doch zwei ganz verschiedene Traditionen: Blockrandbebauung in Basel, Scheibenhochhäuser in Genf. Das vom Architekten Denis Honegger in Genf in der Nachkriegszeit perfektionierte System der Vorfabrikation von Hochhausscheiben aus Beton war so effizient, dass es alle anderen Formen verdrängen konnte.»



05



06

Anmerkungen

- 1 Informationen und Dokumente zum Richtplan 2030: http://etat.geneve.ch/dt/amenagement/projet_pdcn_2030-686-4369.html
- 2 République et Canton de Genève: Genève Envie, Februar 2013. (PDF: http://etat.geneve.ch/geo-data/SIAMEN/PDCn/PDCn_CE_Brochure.pdf)
- 3 République et Canton de Genève: Genève Envie, Februar 2013, S. 11.
- 4 Ebd. S. 8.
- 5 Ebd. S. 16.
- 6 Ebd. S. 20.
- 7 Ebd. S. 24.
- 8 Loi générale sur les zones de développement industriel ou d'activités mixtes (LGZDI).
- 9 Alle Aussagen von Kantonsarchitekt Francesco della Casa stammen aus einem Gespräch mit Koautor Cedric van der Poel im August 2013 in Genf.
- 10 «Décroître, pour une ville, c'est la mort» in: *Le Temps*, 18. 7. 2013.
- 11 Jacques Lucan: *Où va la ville aujourd'hui? Formes urbaines et mixités*. Paris 2012, S. 9.
- 12 Christian de Portzamparc: «La ville âge III», Vortrag an den Conférences Paris d'architectes im Pavillon de l'Arsenal 1994. *Les mini-PA*, Nr. 5, Paris 1995, zit. nach Lucan, a. a. O., S. 43–46; vgl. auch Lucan, a. a. O., S. 45.

Der historische Bruch, den die Regierung in «Genève Envie» verkündet, vollzieht mit einigen Jahren Verspätung eine Entwicklung nach, die der an der ETH Lausanne lehrende französische Architekt und Architekturhistoriker Jacques Lucan in seinem Buch «Où va la ville aujourd'hui? Formes urbaines et mixités» beschreibt. Ausgehend von einer gründlichen Untersuchung der Erfahrungen, die in Frankreich seit den 1990er-Jahren mit den «Zones d'aménagement concertés» (ZAC) gemacht werden, zeigt er, dass sich aus den wichtigsten inhaltlichen Anliegen der Stadtentwicklung eine neue Art von Planungsverfahren entwickelt hat.¹¹ Hier finden sich Vokabular und Leitmotive der aktuellen Genfer Debatte wieder: soziale Durchmischung und funktionale Vielfalt, gemeinsame und flexible Nutzungen, Partnerschaft und Verhandlung zwischen Behörden und privaten Akteuren. Und wie in den jüngsten Genfer Planungen kommt die differenziert gestaltete offene Blockrandbebauung als Bauform zum Zug. Lucan bezieht sich dabei auf Bauten und Theorie des französischen Architekten Christian de Portzamparc. Ihm zufolge tritt die moderne europäische Stadt – nach dem 19. Jahrhundert mit geschlossener Blockrandbebauung und der klassischen Moderne mit frei im Raum stehenden Bauten – heute mit dem differenziert und individuell überbauten Block als prägender Bauform in ihre dritte historische Phase ein.¹² Steht Genf vor diesem städtebaulichen Übergang? Politik und Architekturszene haben genug vom Scheibenhochhaus. Zwar ist der Richtplan 2030 nicht auf eine bestimmte architektonische Form angewiesen, doch scheint es in erster Linie um einen psychologischen Faktor zu gehen: Man sehnt sich nach neuen Formen, die den Aufbruch signalisieren, um den längst umfassend diskutierten Richtplan endlich umsetzen zu können. Den Mumm, aus dessen Prinzipien eigene Formen zu entwickeln, scheint man allerdings noch nicht gefunden zu haben und sucht deshalb Referenzen in der französischen Postmoderne. Doch Zeichen des Aufbruchs gibt es viele: die Rede vom historischen Bruch, die Dringlichkeit, die Grossprojekten wie der Entwicklung des Gebiets Praille-Acacias-Vernets eingeräumt wird (TEC21 36/2011, S. 22), die Fortschritte beim Bau der S-Bahn CEVA (TEC21 36/2011, S. 27), die Aufmerksamkeit, die dem öffentlichen Raum zukommt, und der Eifer, den Bauvorstand François Longchamp bei der Erneuerung der Gesetze an den Tag legt. Vorerst eher kleine Projekte privater Akteure, bei denen das Vorgehen an neuere französische Quartierplanungen erinnert, bestärken die Hoffnung (vgl. S. 28). Doch der Nachholbedarf aus den vergangenen Jahrzehnten ist enorm und die Skepsis der Fachleute nach wie vor gross. Der einzige Weg, die «Envie» der Genferinnen und Genfer wieder zu wecken, ist wohl, die bisherige Übervorsichtigkeit aufzugeben, den Mut zum Fehlermachen zu finden und von einer Planungspraxis der Berichte, Studien und Pläne endlich zum Bauen und Ausprobieren überzugehen.

Cedric van der Poel, Ethnologe, Redaktor der Zeitschrift «Tracés», cvdpr@revue-traces.ch
Ruedi Weidmann, weidmann@tec21.ch

WETTBEWERBE: IM GLANZ DER SONNE

MAGAZIN: SIMÓN VELÉZ INS BILD GESETZT | LESERBEFRAGUNG | LESERBRIEFE | BÜCHER

INSPIRATION GRANDHOTEL

DICHTE 4: DICHTER UND LEBENSQUALITÄT | WALDHAUS SILS | RUNDGANG MIT DEM DIREKTOR

SIA: NEUE ORDNUNG FÜR LEISTUNGSOFFERTEN | WAHLEN IN KOMMISSIONEN 1/2013

MIT SIA-FORM
FORT- UND
WEITERBILDUNG

TEC 21

sia

NR. 36

30. AUGUST 2013



Sitzecke mit Aussicht im Treppenhaus des Hotel Waldhaus Sils. (Foto: rw)

INSPIRATION GRANDHOTEL

In der Architektur ist es gang und gäbe, nach Referenzen und Anregungen für die Weiterentwicklung eines Bautyps zu suchen. Ein berühmtes Beispiel ist Le Corbusiers Verweis auf den Passagierdampfer als Inspirationsquelle für moderne Mehrfamilienhäuser. Auch im Städtebau werden oft Analogien aus anderen Disziplinen herangezogen. Lange hielt sich im 20. Jahrhundert etwa das biologistische Bild von der Stadt als Körper mit Organen und Arterien.

In diesem Heft kehren wir dies für einmal um: Statt eine Maschine oder einen Organismus heranzuziehen, um ein Gebäude zu entwickeln, untersuchen wir ein bestehendes Haus daraufhin, ob es als Inspirationsquelle für die Entwicklung von nachhaltigen Siedlungen, Quartieren und Ortschaften dienen kann. Denn das Grandhotel kombiniert Eigenschaften, die in neuen nachhaltigen Überbauungen hochwillkommen wären: Es ist gross, kompakt gebaut und dicht belegt, es vereint die Funktionen Wohnen, Arbeiten und Erholung, es ist sozial durchmischt und darauf getrimmt, mit seinen Räumen und Dienstleistungen höchste Lebensqualität herzustellen. Diese Kombination macht es unserer Meinung nach zu einem Bautyp, der ein genaueres Hinsehen verdient.

Wir haben dafür das Hotel Waldhaus in Sils-Maria ausgewählt, weil hier das Grandhotel quasi noch in Reinform vorliegt: Der imposante «Hotelkasten» über dem Silsersee ist seit seinem Bau 1908 zwar immer wieder neuen Bedürfnissen angepasst, in seinem Wesen jedoch nie verändert worden. Als Familienbetrieb wird das Fünfsternehaus noch ganz im guten alten Stil geführt: mit grossen Gesellschaftsräumen, Bibliothek, Hausorchester, Konzerten und Dichterlesungen und mit treuen Stammgästen aus dem europäischen Bildungsbürgertum. Wer meint, eine hohe Bewohnerdichte und hohe Lebensqualität würden nicht zusammengehen, den wird ein Aufenthalt hier eines Besseren belehren: Der Erholungswert ist ungemein gross. Warum das so ist, erfahren Sie in unserem Themenschwerpunkt. Nach einigen Bemerkungen zu den Problemen im heutigen Siedlungsbau folgen eine Beschreibung des Hotel Waldhaus und das Protokoll eines Rundgangs mit Hotelier Urs Kienberger.

Wir hoffen – das wäre der Zweck der Übung –, dass das im Grandhotel gespeicherte Wissen über die Produktion von Lebensqualität in der Dichte zur Reflexion darüber anregt, ob wir heute in Wettbewerben und bei der Planung von Überbauungen wirklich die richtigen Prioritäten setzen.

Ruedi Weidmann, weidmann@tec21.ch

5 WETTBEWERBE

Im Glanz der Sonne

8 PERSÖNLICH

Leserbriefe

10 MAGAZIN

Simón Vélez ins Bild gesetzt | Leserbefragung TEC21: die Ergebnisse | Bücher | Energieeffiziente Klimakälte

16 GRANDHOTEL – DICHTER UND LEBENSQUALITÄT

Andreas Hofer, Ruedi Weidmann Bleibt die Nutzung monofunktional, bringt verdichtetes Bauen weder urbane Qualitäten, noch trägt es zu nachhaltigen Lebensweisen bei. Kann das Grandhotel Inspiration liefern?

18 HOTEL WALDHAUS SILS: RÄUME, SERVICE UND STIL

Ruedi Weidmann Karl Kollers Bau von 1908 wird von der Hotelierfamilie mit den Architekturbüros Miller & Maranta und Armando Ruinelli sorgfältig weiterentwickelt. Der Gedanke der Pflege steht im Mittelpunkt.

21 RUNDGANG MIT DEM HOTELDIREKTOR

Andreas Hofer, Ruedi Weidmann Beim Gang durch das Hotel Waldhaus Sils mit dem Hotelier Urs Kienberger wird deutlich, wie aus Dichte Lebensqualität entsteht.

27 SIA

SIA.Form Fort- und Weiterbildung | Neue Ordnung für Leistungsofferten | Wahlen in Kommissionen 1/2013

32 FIRMEN

Vigier Beton | CRH | Pöyry

37 IMPRESSUM

38 VERANSTALTUNGEN

INSPIRATION GRANDHOTEL

16 GRANDHOTEL – DICHTER UND LEBENSQUALITÄT Andreas Hofer, Ruedi Weidmann

18 DAS WALDHAUS SILS: RÄUME, SERVICE UND STIL Ruedi Weidmann

21 RUNDGANG MIT DEM HOTELDIREKTOR Andreas Hofer, Ruedi Weidmann

TECS1

sia

NR. 36

30. AUGUST 2013

GRANDHOTEL – DICHTER UND LEBENSQUALITÄT

Viele Qualitäten, die heute Ziel von nachhaltigen Überbauungen sein müssen, finden sich im Grandhotel: Es ist kompakt, dicht, vereint Wohnen und Arbeiten, ist sozial durchmischt und darauf getrimmt, mit seinen Räumen und Dienstleistungen hohe Lebensqualität zu schaffen. Kann das Grandhotel der Siedlungsplanung als Inspirationsquelle dienen? Die Artikel in diesem Heft gehen dieser Frage am Beispiel des Hotels Waldhaus Sils nach. Die vielleicht wichtigste Antwort: Nicht immer führt Sparsamkeit zu mehr Nachhaltigkeit, denn die Schönheit von gemeinsam genutzten Räumen ist vermutlich Voraussetzung für eine nachhaltige Lebensweise.

Titelbild

Reparieren als Kulturtechnik der Nachhaltigkeit: die Werkstatt des Hausmechanikers im Hotel Waldhaus Sils. (Foto: A. Hofer)

Die Schweiz wächst, und dieses Wachstum findet heute auch wieder in den Städten statt. Es entstehen Grosssiedlungen, eigentliche Stadterweiterungen, die in ihrer Dimension mit den Projekten der 1960er- und 1970er-Jahre vergleichbar sind. Waren diese Höhe- und Endpunkt der funktionalistischen Konzepte aus den 1920er-Jahren, so ist man sich heute einig in der Kritik am monofunktionalen Siedlungsbau, an den im Abstandsgrün stehenden, infrastrukturell unterversorgten Wohnblocks, die oft schlecht an die öffentlichen Verkehrsnetze angebunden sind. Heute geht es um Verdichtung, urbane Qualitäten und Vielfalt.

WAS IST EINE NACHHALTIGE SIEDLUNG?

An guten Lagen versuchen Investoren Zentralität neu zu schaffen, indem sie Stadtteile mit einer eigenen Nachfrage und hoher Attraktivität für die weitere Nachbarschaft entwickeln. Diese urbanen Implantate bedienen sich häufig bei Bildern aus dem 19. Jahrhundert, und ihre Vermarktung spielt mit Assoziationen der dichten europäischen Stadt. Beispiele sind die an S-Bahnstationen im Grossraum Zürich liegenden Quartiere im Limmatfeld in Dietikon, das im Rahmen eines Gestaltungsplans von Hans Kollhoff mit dem Slogan «Unsere kleine Stadt» wirbt, und das Richti-Areal in Wallisellen, dem Vittorio Magnago Lampugnani ein gründerzeitliches Gepräge mit Blockrandbebauung, Innenhöfen, Plätzen und Arkaden verliehen hat.

Als Vorbilder für eine weitere nachhaltige Entwicklung sind diese Grossüberbauungen aber nicht geeignet. Denn eine Massstabsebene kleiner und an weniger prominenten Standorten fehlen dieser Strategie Masse und Überzeugungskraft. Die Einkaufs- und Freizeitlandschaften an den Autobahnkreuzen saugen die Kaufkraft aus Quartieren und Ortschaften, und die Produktion ist – bestenfalls – in Gewerbegebiete ausgelagert. Für eine urbane Vielfalt in den neuen Bebauungen fehlen deshalb die Nutzungen; es entstehen Siedlungen mit Wohnungen bis ins Erdgeschoss, deren private Vorzonen an Freiräume grenzen, die keine wirklichen Plätze sind. Der Versuch, mit guter Architektur und hochwertiger Materialisierung Identität zu schaffen, bleibt an der Oberfläche. Die mittlerweile hohen Dichten in diesen behaupteten «Zentrumsgebieten» und «Stadtentwicklungsschwerpunkten» führen nicht zu urbaner Lebendigkeit, sondern einzig zu Beengtheit.

ANREICHERUNG DURCH SOZIALE FUNKTIONEN

Wenn die Siedlung als Ort für nachhaltige Lebensstile mit hoher Lebensqualität tauglich werden soll, muss sie neu erfunden und angereichert werden. Material dafür bieten der demografische Wandel und die komplexeren Lebensentwürfe. Kollektive Organisation der Kinderbetreuung, neue Formen von Heim- und Teilzeitarbeit, Unterstützung bei Krank-

HEFTREIHE DICHTER

Der Beitrag «Vierfach verdichten» von Ruedi Weidmann in TEC21 9/2013 hat aufzuzeigen versucht, was zu beachten ist, wenn bauliche Verdichtung die Lebensqualität fördern und nicht schmälern soll. Er bildete den Auftakt zu einer Heftreihe zum Thema Dichte. Bisher erschienen sind die Heftnummern 9, 19 und 22/2013. Die Beiträge der Heftreihe finden sich im Dossier «Nachhaltigkeit planen» auf espa.zum.ch.

heit und Pflegebedürftigkeit, Wellness, Sport und Erholung, Geselligkeit und Mitbestimmung, Mitarbeit bei der lokalen Nahrungsproduktion und -versorgung: All diese Bedürfnisse brauchen Räume und können Erdgeschosse zu verschiedenen Tageszeiten beleben. Die damit verbundene Kultur der Nähe und gegenseitigen Hilfe kann die Gemeinschaft gegenüber einer immer prekäreren Lohn- und Geldwirtschaft robuster machen. Vielleicht gelänge mit dieser Relokalisierung sozialer Funktionen im Wohnkontext auch eine Trendwende bei der Mobilität.

«Man muss die Leute verteilen, damit sie genug Platz haben, aber auch konzentrieren, damit sie sich nicht verloren fühlen. Es darf keine toten Ecken geben.»

«Wenn ein Ort dicht genutzt ist, braucht es darin Freiräume ohne definierte Funktion, damit nicht das Gefühl von Unentrinnbarkeit entsteht. Diese undefinierten Räume müssen schön sein und sorgfältig gepflegt werden, sonst wirken sie unwirtlich und bleiben leer.»

«Wir versuchen, laufend zu erneuern, aber dabei möglichst die Tradition zu wahren.»

«Keine Gruppe soll überhand nehmen und die Räume dominieren.»

Zitate: Urs Kienberger (vgl. S. 21)

KEINE HISTORISCHEN VORBILDER

Für diese neuen planerischen Aufgaben taugen als Referenz weder Rückgriffe auf dörfliche Strukturen noch der Fundus der Wohnutopien frühsozialistischer Gemeinschaften. So eindrücklich etwa die soeben als nationales Monument renovierte Familistère in Guise¹ einen verantwortungsvollen Kapitalismus als Alternative im 19. Jahrhundert dokumentiert – solche historischen Beispiele leiten das Wohnen von ökonomischen Zwangsgemeinschaften ab. Ihnen fehlt die luftige Freiwilligkeit einer reichen, postindustriellen Gesellschaft. Eine Reihe von genossenschaftlichen Projekten im Grossraum Zürich erprobt zurzeit das Potenzial dieser sozialen Funktionen für den Siedlungsbau. Diese Pionierprojekte sind äusserst ambitioniert und stellen sich breit den gesellschaftlichen Herausforderungen, sie können aber leicht als Einzelfälle und «gated communities» für Gutmenschen kritisiert werden. Deshalb haben wir in der Baugeschichte nach Beispielen für die Kraft von dichten, integrierten, hybriden Gebäuden gesucht. Fündig geworden sind wir bei der Luxushotellerie, die sich am Ende des 19. Jahrhunderts in den Schweizer Alpen entwickelte.

DAS GRANDHOTEL ALS INSPIRATION

Gerade in ihrer Künstlichkeit, ihrem Exotismus sind die Grandhotels umfassende Organismen. Hier leistete sich zum ersten Mal eine erfolgreiche bürgerliche Gesellschaft einen voll ausgestatteten Raum jenseits der alltäglichen Arbeits- und Familienzwänge und ausserhalb der Stadt. Das Grandhotel ist kompakt gebaut, dicht belegt, vereint Wohnen und Arbeiten unter einem Dach, ist sozial durchmischt (Gäste und Angestellte) und darauf getrimmt, durch hoch verdichtete Dienstleistungen Lebensqualität zu produzieren – Charaktereigenschaften, die in ihrer Kombination in dichten, nachhaltigen Siedlungen und Quartieren hochwillkommen sind (TEC21 9/2013, S. 18). Viele der in diesem Kontext entwickelten Qualitäten, Infrastrukturen und Dienstleistungen, nicht zuletzt das damit verbundene Wissen über die «Herstellung» von Lebensqualität, scheinen uns aufschlussreich und anregend für die aktuelle Debatte um Stadt- und Raumentwicklung, Nachhaltigkeit und Suffizienz. Wohl wissend, dass das ökonomische Modell eines Hotels nicht dem einer Wohnsiedlung entspricht, wollten wir herausfinden, ob und in welcher Hinsicht das Grandhotel als Inspirationsquelle für die Siedlungsplanung dienen kann. Deshalb haben wir die Leitung des Hotels Waldhaus in Sils angefragt, ob sie bereit wäre, mit uns zusammen ihr Haus daraufhin zu durchleuchten und diese Frage zu erörtern. Das Resultat dieser Recherche umfasst auf den folgenden Seiten eine Beschreibung der Räume und der Dienstleistungen dieses Fünfsternehauses im Oberengadin und das Protokoll eines Rundgangs und eines langen Gesprächs mit dem Hoteldirektor.

Andreas Hofer, dipl. Arch. ETH, hofer@archipel.ch

Ruedi Weidmann, weidmann@tec21.ch

Anmerkung

¹ www.familistere.com

HOTEL WALDHAUS SILS: RÄUME, SERVICE UND STIL

Im Gegensatz zu vielen anderen Grandhotels wurde das Waldhaus Sils nie durch grobe Umbauten verändert. Noch immer führt die Gründerfamilie das 1908 eröffnete Haus. Im Mittelpunkt ihrer Arbeit steht das Prinzip der Pflege – von Gästen und Personal, von Architektur und Mobiliar, von Dienstleistungen und Räumen, von Tradition und sanfter Erneuerung.

Josef und Amalie Giger-Nigg hatten in Bad Ragaz, St. Moritz und im Ausland erfolgreich grosse Hotels geleitet, als sie sich entschlossen, ein eigenes Haus zu eröffnen. Der Aufschwung des Oberengadins zur Feriendestination für die Reichen Europas war seit Mitte des 19. Jahrhunderts im Gang und beschleunigte sich mit der Erschliessung durch Strasse und Bahn. Das Paar wählte den Ort sorgfältig: Sein Waldhaus steht über dem Dorf Sils-Maria auf einem Felssporn, der am Ausgang des Fextals in die Ebene zwischen Silser- und Silvaplannersee vorstösst und Aussicht nach allen Richtungen bietet.

EIN STÜCK STADT IM BERGWALD

Der mächtige Bau entstand 1906–1908 nach Plänen des jungen, aber bereits erfolgreichen Architekten Karl Koller. Das kompakte Volumen wächst mit mehreren Untergeschossen aus dem steilen Fels. Auf dem Eingangsniveau, Saaletage genannt, reihen sich die Empfangs- und Gasträume in schönen Enfiladen aneinander; mehrere Sichtachsen eröffnen Blicke quer durch die Säle in die baumbestandene Landschaft hinaus und lassen Sonnenlicht bis tief in die Räume dringen. Ein grosses Treppenhaus steigt aus der Eingangshalle in die vier Obergeschosse, auf denen an breiten Gängen 140 Zimmer liegen.

Die Implantation eines mondänen Wohnkomplexes in ein alpines Bergdorf samt allen Annehmlichkeiten, die sonst nur die Stadt bot, verlangte eine umfangreiche Infrastruktur: Ein kleines Kraftwerk mit Dieselmotoren erzeugte eigenen Strom, eine Grossküche mit diversen Lagerräumen versorgte die Gäste, ebenso Bäckerei und Wäscherei. Dazu gab es eine Kapelle, ein Hausorchester, einen Coiffeursalon, eine Floristin usw. Die vielen Angestellten wohnten unter dem Dach und in den Halbgeschossen unter und über der Saaletage.

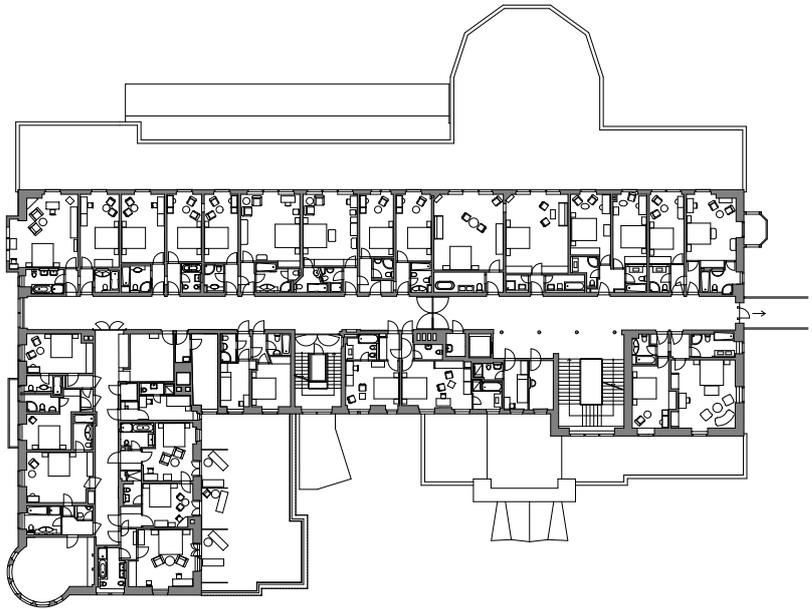
Den Gästen standen zahlreiche Gemeinschaftsräume zur Verfügung, allen voran die grosse Hotelhalle, dazu zwei Speisesäle, ein Restaurant, eine Bar, eine Bibliothek und weitere Aufenthaltsräume, eine Gartenterrasse im Wald und ein eigenes Schiff samt Kapitän, mit dem die Gäste Ausflüge auf dem Silsersee unternehmen konnten. In der Hochsaison lebten in diesem Stück Stadt mitten im Bergwald über 400 Gäste und Angestellte – damals doppelt so viele Menschen wie in Sils-Maria und im nahen Sils-Baselgia zusammen.

Das Hotel erlebte nach seiner Eröffnung einige erfolgreiche Jahre, durchlitt dann mit dem Zusammenbruch des Tourismus im Ersten Weltkrieg seine erste schwere Krise und folgte in den folgenden Jahrzehnten dem Auf und Ab des Luxustourismus im Engadin und den wirtschaftlichen Konjunkturen und sozialen Moden des 20. Jahrhunderts. Es blieb immer in Familienbesitz. Seit 2010 wird es von Claudio und Patrick Dietrich in fünfter und ihrem Onkel Urs Kienberger in vierter Generation geführt. In der Hochsaison hat es 290 Gäste, etwa 70 davon sind Kinder, und über 150 Angestellte.

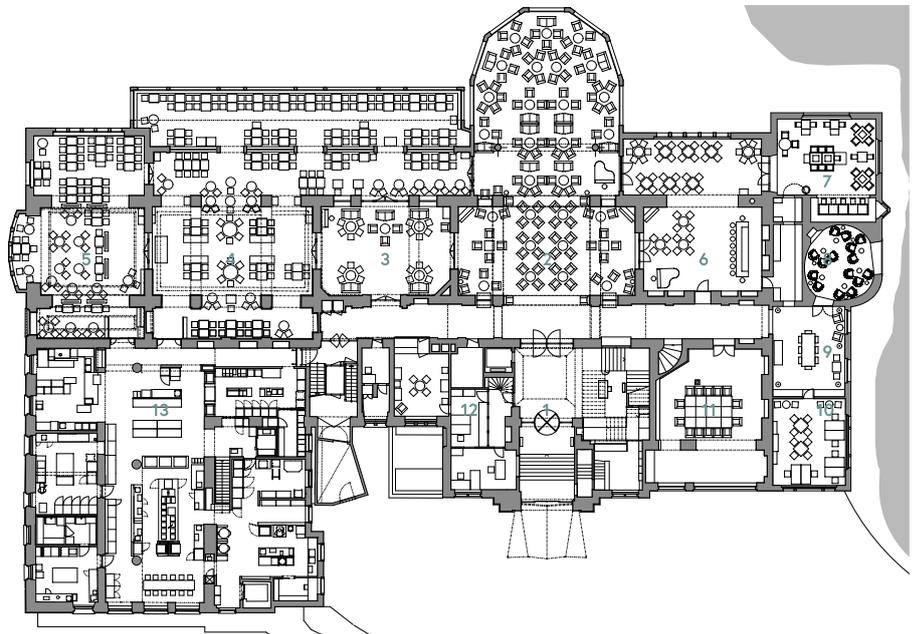
Die starke Bindung an die Betreiber- und Besitzerfamilie prägt Charakter, Ökonomie und Entwicklungsstrategie. Das Waldhaus versteht sich als temporäre Heimat, Gasthaus und dauerhaftes Projekt. Überschüsse in guten Jahren werden in die Werterhaltung, die Anpassung an neue Bedürfnisse und die zurückhaltende Erweiterung der Infrastruktur investiert.



02



03



01 Hotel Waldhaus Sils, Exot im Bergwald.

(Foto: A. Hofer)

02 Zimmergeschoss. (Pläne: Miller & Maranta)

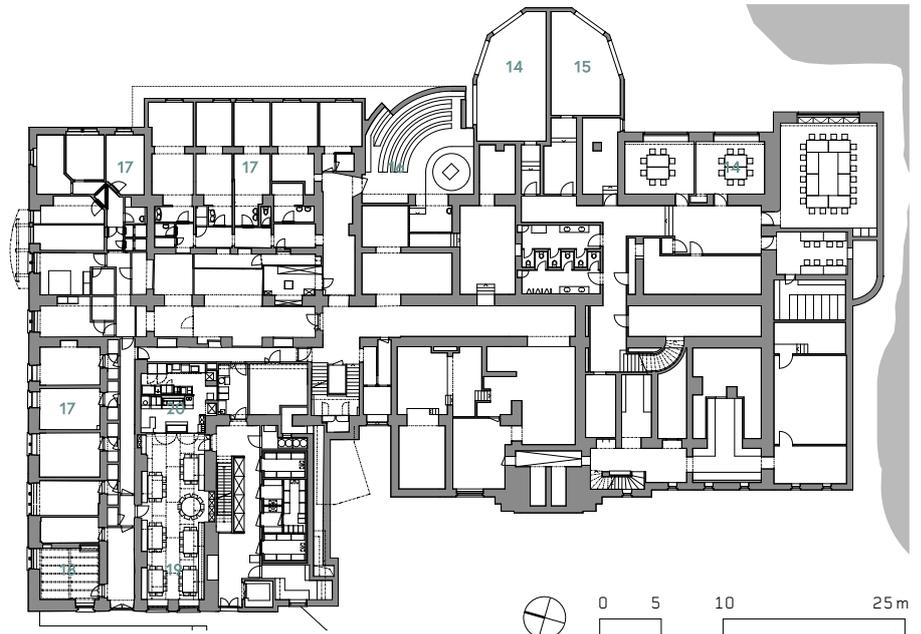
03 Saaletage

- 1 Eingangshalle
- 2 Hotelhalle
- 3 Empire-Salon
- 4 Speisesaal
- 5 Hochzeitssaal
- 6 Bar
- 7 À-la-carte-Restaurant «Arvenstube»
- 8 Fumoir
- 9 Foyer
- 10 Bibliothek
- 11 Vortragssaal
- 12 Büro
- 13 Küche

04 Parterre

- 14 Vier Konferenzräume
- 15 Kinderbetreuung
- 16 Kapelle
- 17 Personalzimmer
- 18 Fumoir Personal
- 19 Speisesaal Personal
- 20 Personalküche

04



ANGESTELLTE IM WALDHAUS SILS

(Stand Januar 2013)

Total 154Davon 20 Lernende und Praktikantinnen/
Praktikanten sowie einige Teilzeitstellen**Gastronomie: 78**33 Service (Chef de Service, Sommelier,
Kellnerinnen und Kellner)

25 Küche

14 Economat, Reinigung Küche

6 Bar

Zimmerservice: 33

22 Etage

11 Lingerie/Wäscherei

Verwaltung und Unterhalt: 32

5 Geschäftsleitung

12 Büro

10 Reception

5 Handwerker (Haustechnik, Sicherheit,
Elektriker, Schreiner, Gärtner)**Gästeprogramm und Wellness: 11**

3 Musik

8 Hallenbad, Masseur, Kinderbetreuung,
Floristin, Tennis- und Skilehrer**TRADITION, ERNEUERUNG UND RÄUMLICHE VIELFALT**

In den letzten Jahren hat das Architekturbüro Miller&Maranta den Eingang und einen Teil der Aufenthaltsräume neu organisiert und gestaltet (TEC21 13/2009, S. 22). Dabei wurden dem Dolomit unter dem Haus drei Konferenzzimmer abgerungen. Das Haus ist äusserst kompakt gebaut und soll auch kompakt bleiben. Beim jüngsten Eingriff 2012 schufen die Architekten durch Demontage, Drehung um 90 Grad und Wiedereinbau des kleinen À-la-carte-Restaurants Platz für ein ovales Fumoir mit Cheminée. Grosser Respekt vor dem Bestand und viel Gespür für ein Weiterbauen im Geist des Hauses leitet diese Umbauten. 2005 wurde es als historisches Hotel des Jahres ausgezeichnet.

Der Architekt Armando Ruinelli aus Soglio erneuert fast jährlich einige Zimmer. Der hohe Installationsgrad eines Hotels führt zu einer «vertikalen Baustrategie»: Über alle Geschosse hinweg werden jeweils einige nebeneinander liegende Zimmer erneuert. Somit wechseln sich die Epochen horizontal ab; neu gestaltete Zimmer liegen neben solchen aus den 1920er-Jahren mit historischem Mobiliar. Alle haben mittlerweile ein eigenes Bad. Dafür mussten einige kleine Zimmer zusammengelegt werden. Dank Ausbauten im Dach und der Auslagerung von Personalzimmern in Neubauten mit 29 Wohnungen blieb aber das Raumangebot für Gäste und Personal erhalten. Im Hotelgebäude sind 48 Personalzimmer verblieben.

Die Betreiber wirtschaften mit unterschiedlichsten Raumgrössen, Bettformaten und Ausstattungen und nehmen es auf sich, dem Gast, der «das gleiche Zimmer wie letztes Jahr» wünscht, Varianten zu erklären, falls sein Lieblingszimmer schon belegt ist. Der Anspruch, jeden Gast persönlich zu begrüssen und zu betreuen, begrenzt die Grösse des Betriebs auf sein heutiges Mass. Die Besitzerfamilie empfindet den behutsamen Umgang mit dem denkmalgeschützten Bestand nicht als lästige Pflicht, sondern als permanente Pflege und Ergänzung einer reichen Geschichte, durch die der Charakter des Hotels erhalten bleibt.

WOHNEN UND ARBEITEN

Diese respektvolle, aber nie erstarrte Haltung zeigt sich auch in der Gestaltung des Hotelalltags. Der Stil des Hauses ist traditionsbewusst, nicht nur was die bauliche Substanz, sondern auch was die angebotenen Dienstleistungen betrifft. Das feine, öffentlich zugängliche Kulturprogramm mit Schwerpunkten in Musik, Literatur und Theater ist das Markenzeichen des Waldhauses und zieht ein internationales kulturinteressiertes Publikum an. Ein grosser Teil davon sind Stammgäste. Unter ihnen wie unter den Angestellten gibt es etliche, die schon in zweiter und dritter Generation hier Ferien machen oder arbeiten. Die Stimmung im Haus ist entspannt, der Umgang unter den Gästen und mit dem Personal ausgesprochen herzlich. Man kommt ungezwungen ins Gespräch, es ist ein Ort, wo man Bekanntschaften macht.

Das Waldhaus Sils bietet die üblichen Dienstleistungen eines Fünfsternehotels: eine gepflegte Küche mit grossem Weinkeller, warmes Essen und Zimmerservice rund um die Uhr, tagsüber Bedienung in allen Gasträumen, Limousinenservice zum Bahnhof St. Moritz und zum Flugplatz Samedan usw. Die ursprünglichen Gemeinschaftsräume existieren im Waldhaus alle noch, während sie in Grandhotels, die heute im Besitz von Investitionsgesellschaften sind, Labelshops Platz gemacht haben. Vergleichsweise bescheiden ist das Wellnessangebot. Das von Otto Glaus und Robert Obrist 1970 in den felsigen Lärchenwald eingepasste Hallenbad hat heute bereits Denkmalwert und wird auch in diesem Sinne gepflegt. Dafür spielt im Waldhaus nach wie vor täglich das Hausorchester – nachmittags klassisch in der Halle oder im Garten, abends Jazz in der Bar.

Ruedi Weidmann, weidmann@tec21.ch

RUNDGANG MIT DEM HOTELDIREKTOR

Ein Rundgang durch das Hotel Waldhaus Sils mit dem erfahrenen Hotelier Urs Kienberger zeigt auf, wie aus Dichte Lebensqualität entsteht. Bis zu 450 Menschen wohnen und arbeiten im kompakten Gebäude. Die hohe Aufenthaltsqualität entsteht durch gute Architektur, achtsam erbrachte Dienstleistungen und die tägliche Regie der Nutzungen in den sorgfältig gepflegten Gemeinschaftsräumen.

Urs Kienberger begrüsst uns mit einem Bonmot, als wir uns zu einem Rundgang durch das Hotel treffen: «Willkommen im Waldhaus – dem Ort der Dichte und der Denker!» Die Frage nach dem Zusammenhang von Dichte und Lebensqualität hat ihn beschäftigt, seit wir angefragt haben, ob wir ihr am Beispiel des Waldhauses nachgehen dürften. Er nimmt sich Zeit, obwohl er offensichtlich viel beschäftigt ist: Alle paar Augenblicke entschuldigt er sich, um Gäste zu begrüßen, sich bei Angestellten nach ihrem Befinden oder dem Fortgang einer Arbeit zu erkundigen und dringende Fragen zu beantworten.

EIN GEFÜHL FÜR MENSCHEN UND RÄUME

Als Erstes erläutert er uns die räumliche Organisation der Saaletage. «Die Halle ist das Herz des Hauses», erklärt er. Um sie herum gruppieren sich alle Gemeinschaftsräume; hier kommen alle vorbei auf dem Weg vom Speisesaal ins Fumoir, von der Bibliothek in die Bar, von den Konferenzzimmern ins Treppenhaus. Hier kreuzen sich auch vier Sichtachsen: Eine führt vom Haupteingang durch die Eingangshalle und die Hotelhalle bis in deren halbrunden Abschluss mit den hohen Fenstern. Quer dazu liegen drei Längsachsen. «Diese Sichtachsen wurden teilweise durch Einbauten unterbrochen. Schon als Bub wünschte ich mir, dass sie wieder geöffnet werden könnten. Mit den Fenstern im Foyer und in der Arvenstube ist uns das nun an zwei Stellen gelungen. Wir versuchen, die Räume visuell zu verbinden, ein Raumkontinuum zu erhalten oder neu zu schaffen. Das ist zwar nicht immer praktisch, aber nötig für das Raumgefühl.»

Das Raumgefühl wird Kienberger auf unserem Gang durch Säle, Korridore und Zimmer wiederholt ansprechen. Neben optimierten Betriebsabläufen ist es für ihn das zentrale Kriterium für die bauliche Weiterentwicklung – aber auch für die tägliche Pflege der Räume: Immer wieder rückt er ein Möbel zurecht, öffnet eine Flügeltüre ganz, zieht einen Vorhang vor oder richtet ein Blumenbouquet etwas schöner aus. Der Teufel – die angestrebte Raumwirkung – steckt im Detail. Dieses muss je nach Tageszeit, Lichteinfall und Frequentierung der Räume angepasst werden. Sind nur wenige Gäste hier, bleibt etwa der Hochzeitssaal geschlossen: «Man muss die Gäste verteilen, damit sie genug Platz haben, aber auch konzentrieren, damit sie sich nicht verloren fühlen. Es darf keine toten Ecken geben.»

SOZIALE DICHTEN ALS ANGEBOT

Wir gehen durch den eleganten Empire-Salon, durchqueren den Speisesaal, wo für das Mittagessen gedeckt wird, und gelangen in den Hochzeitssaal. «Das Hotel ist ein Ort des Kollektiven; die Gäste sollen und wollen sich sehen. Es sollen sich nicht isolierte Gruppen bilden, die voneinander keine Notiz nehmen.» Bald fällt auf, dass Kienbergers Wissensschatz über Menschen und Räume, den er sich mit den Jahren erworben hat, nicht nur für sein Hotel gilt. Seine Sätze könnten ebensogut als Maximen für eine Stadtentwicklung mit hoher sozialer Qualität dienen.

01 Raumkontinuum und Sichtachsen im Hotel Waldhaus Sils: Blick vom Treppenhaus durch die Eingangs- in die Hotelhalle.

(Fotos 01, 03 und 04: rw)

02 In der Hotelbar. (Foto: A. Hofer)

03 Die Halle: Treffpunkt und Herz des Hauses.

04 Blick vom Empire-Saal durch die Halle in die Bar.

Vorbei an Grüppchen von Gästen durchqueren wir erneut die prunkvolle Halle und gelangen in die dunkel getäfelte Bar, wo Kienberger sich – alte Gewohnheit – ein vormittägliches Orangina genehmigt. Dann zeigt er uns das gemütliche Foyer und das elegante Fumoir, die 2000 und 2012 neu geschaffen wurden, und daneben die Bibliothek von 1920. Hier sitzen einzelne Gäste und lesen, es ist still. «Ein dicht bewohntes Haus sollte niemandem allein gehören. Keine Gruppe soll überhand nehmen, das Hotel vereinnahmen und die Räume dominieren. Deshalb achten wir darauf, keine zu grossen Tagungen oder Veranstaltungen ins Haus zu holen.» Dichte als soziale Qualität also, jedoch laufend sorgfältig gesteuert, als Angebot, nicht als Zwang.

UNDEFINIERTER RÄUME UND WECHSELNDE NUTZUNGEN

Dazu gehört, dass es im Waldhaus trotz regem Kulturprogramm viele ruhige Ecken gibt, in die man sich mit einem Buch oder auf ein Gespräch zurückziehen kann: die Bibliothek, ein Sofa am Cheminée in der Halle – sogar im Treppenhaus und auf den breiten Fluren gibt es Lesecken an Fenstern mit wunderschöner Aussicht. «Wenn ein Ort dicht genutzt ist, braucht es darin Freiräume ohne definierte Funktion, wie zum Beispiel unser Foyer, damit nicht das Gefühl von Unentrinnbarkeit entsteht. Sie sind eine Art Puffer, im akustischen wie im sozialen Sinn. Hier kann jeder Gast selber entscheiden, was er tun will. Diese bewusst undefinierten Räume müssen jedoch schön sein, einen starken Charakter haben und sorgfältig gepflegt werden, sonst wirken sie unwirtlich und bleiben leer», erklärt Kienberger. Für die Hotelleitung bedeuten dieses Moderieren der sozialen Dichte und das Optimieren der Räume eine stete diskrete Präsenz, genaues Beobachten, rasches Reagieren auf wechselnde Tageszeiten und Bedürfnisse. In den Räumen überlagern sich Nutzungen; oft werden die Möbel umgestellt: Der Empire-Salon dient einmal für eine Musikvorführung, dann wieder für ein Käsebuffet; die Halle als Lounge, zum Tanz oder für eine szenische Lesung. «Qualität ist unsichtbar. Möbel, Licht, Akustik, Belüftung, Service – alles braucht dauernde Qualitätskontrolle. Nur so bleibt der Charakter des Hauses erhalten. Manchmal ist es eine Gratwanderung zwischen dem Erhalten des Charakters und optimalen Betriebsabläufen.»

GESCHICHTE ALS KAPITAL UND IDENTITÄT

Kienberger zeigt uns Gästezimmer aus verschiedenen Epochen: einen Art-déco-Salon mit Möbeln und Bad von 1908, eine Suite mit modernem Bad und ein Dachkammerchen, in dem nur ein kurzes Bett Platz hat. Jedes Zimmer hat seinen eigenen Charme und jedes seine Stammgäste. Die Grösse der Zimmer variiert beträchtlich. Insgesamt sind die privaten Räume pro Gast aber eher knapp bemessen. Ein kleiner Rückzugsort genügt hier auch,



01



02



03

denn für alles andere gibt es kollektive Räume. «Die Zahl der Gästezimmer und die der öffentlichen Räume müssen im Gleichgewicht sein. Weil sich die Bedürfnisse ändern, müssen wir laufend umbauen. Mehr Komfort und neue Dienstleistungen kommen hinzu, gewisse Nutzungen kommen dafür aus der Mode.»

Wir durchqueren die imposante Küche – die Crew ist am Rüsten – und dringen an den Vorratskellern vorbei tiefer in den Bauch des Waldhauses vor. Der Weg führt vorbei an Kantine, Küche und Aufenthaltsräumen des Personals, an den Zimmern der Lehrlinge. Das Interieur ist hier etwas schlichter als auf der Beletage. Nach einem Besuch in der Lingerie geht es schliesslich ins «Maschinendeck» hinab. Es wird heiss und laut, wir nähern uns einer Kraft-Wärme-Maschine von imposanten Ausmassen und beträchtlicher Lautstärke, die das Haus mit Wärme und Strom versorgt. Ist die Halle das Herz des Hauses, so sind wir hier wohl in seiner Lunge angelangt – und ausserdem in seinem Gedächtnis: Im vierten Untergeschoss hat der Künstler Giuseppe Reichmuth in der einstigen Bäckerei das skurrile Hotelmuseum eingerichtet. Nie entsorgte Gegenstände aus Grossmutter Kienbergers Rumpelkammer, ausgediente Küchenapparate und Spielsachen führen hier unscheinbare Tänzchen auf, Skifahrer ziehen ihre Spur durch eine Badewanne mit Löwenfüsschen, und Sportwagen fahren durch das Backrohr. In einem Raum lagern Holzskis und Koffer von Gästen, die nach 1945 nie mehr ins Waldhaus zurückgekehrt sind.

«Wir versuchen, das Haus laufend zu erneuern, aber dabei immer möglichst die Tradition zu wahren.» Die Pflege der Geschichte geht bis ins Detail. Deshalb gibt es im Waldhauskeller nebst dem Museum noch ein zweites Gedächtnis: die Werkstatt des Hausmechanikers Guido Schmidt. Seine Aufgaben sind so vielfältig wie der Maschinen- und Apparatepark im Haus. Er hat die neun im ganzen Haus verteilten Wanduhren von 1908, die von der Mutteruhr im Büro über einen elektrischen Impuls gesteuert werden, ebenso repariert wie das automatische Welte-Mignon-Klavier, das längst vergessene, auf Papierstreifen gestanzte Melodien spielt. Heute beugt er sich mit seinem Mitarbeiter über eine Kaffeemaschine aus den 1950er-Jahren und steuert beiläufig seine Wahrheit bei: «Ersetzen kann jeder, Flicker



04

PUBLIKATIONEN UND FILME ZUM WALDHAUS SILS

Marion Kollbach: Sils-Maria und das Waldhaus. Dokumentarfilm, Deutschland, 2009. NDR.

Christoph Marthaler, Sarah Derendinger: Familientreffen – Marthaler Theater im Grand Hotel. Dokumentarfilm, Schweiz, 2009. Freihändler Filmproduktion GmbH/SRF/ZDF.

Zora Del Buono, Stefan Pielow: Waldhaus Sils: A Family Affair since 1908, Sils-Maria 2008.

Roland Flückiger-Seiler: Hotel Waldhaus Sils-Maria. Kunstführer GSK. Bern, 2005.

Welte-Mignon Piano im Hotel Waldhaus Sils. Tudor Recording, 2001. Compact Disc mit Klavierwerken von Delibes, Mozart, Chopin usw.

A. T. Schaefer: Das Waldhaus Sils-Maria. Insel mit Brücken. Mönchengladbach 1998.

Rolf und Urs Kienberger: Streiflichter aus der Waldhausgeschichte 1908–1983. Sils-Maria 1983.

ist Kunst.» Reparieren als Kulturtechnik der Nachhaltigkeit, die liebevolle Pflege des eigenen Charakters als Identität. – Und wie bedeutend ist die Rolle des Kulturprogramms für das Waldhaus? «Es würde wohl auch ohne funktionieren», räumt Kienberger ein, «aber ich glaube, dann wäre ich schon längst nicht mehr hier. Nachhaltigkeit bedeutet doch auch, dass man sich die Arbeit so einrichtet, dass man sie lang machen mag.»

Am Ende des Rundgangs angelangt sind wir – wo sonst? – wieder in der Halle gelandet. Wir sinken in die Polster und fragen den Hoteldirektor nach der Quintessenz der Waldhaus-Philosophie. «Ich glaube, im Kern unseres Unternehmens steht nicht die Frage «Was rentiert?», sondern vielmehr: «Was können wir uns leisten?» Was mag es leiden an Räumen, Service- und Kulturangeboten, die wir gern anbieten möchten, weil sie die Aufenthaltsqualität der Gäste und unsere Lebensqualität verbessern? – Interessant ist übrigens auch die komplementäre Frage: «Worauf können wir verzichten?» Es ist manchmal erstaunlich, was man alles nicht braucht.» Mit dieser letzten Anregung lässt uns Kienberger in der Halle zurück und setzt den Rundgang fort, der für ihn nie endet.

WOHNEN WIE IM HOTEL?

Das Grandhotel ist als Privatbetrieb auf den steten Zustrom von viel Geld von den Gästen angewiesen. Diese bezahlen pro Person und Monat einen Preis in der Grössenordnung von 10000 Franken; das Geld fliesst zum grossen Teil in Löhne für Dienstleistungen. Die Bewohnerschaft ist in betuchte Gäste und Angestellte mit zum Teil niedrigen Löhnen gespalten. Die Eigentümerfamilie moderiert die ungefähr gleich grossen Gruppen. Im Grandhotel herrscht gewissermassen Kostenwahrheit: Die sonst unbezahlte Hausarbeit ist zu 100% monetarisiert: Putzen, Kochen, Bettenmachen usw. ist im Zimmerpreis inbegriffen.¹

Im Grandhotel leisten sich die Gäste Annehmlichkeiten, die sie im Alltag nicht dauernd brauchen: täglich ein bis zwei Fünfgangmenüs, frische Handtücher und Livemusik usw. Wenn wir diese Frivolitäten einmal abziehen und einen Teil der Hausarbeit (nicht die ganze!) wieder selber übernehmen, bleiben Servicedienstleistungen, wie sie verschiedene Wohnprojekte bereits erproben. Die Genossenschaft Karthago in Zürich leistet sich seit 16 Jahren einen Speisesaal mit Koch, und in der Überbauung James hat die Investorin eine Firma mit dem Betrieb einer Reception beauftragt (TEC21 46/2007, S. 22). Im Mehrgenerationenprojekt Giesserei in Winterthur (TEC21 9/2013, S. 12) sind die Kosten der gemeinschaftlichen Infrastruktur akribisch aufgeschlüsselt; die Wohnenden haben ein Paket aus alltäglichen Pflichten und gemeinschaftlichen Aktivitäten definiert – von der Wartung der Gebäudetechnik bis zur Moderation von Arbeitsgruppen – und errechnet, dass für diese Leistungen 36 Stunden Mitarbeit pro Jahr von allen nötig sind.

05 Arbeit in der Küche. (Foto: rw)

06 In der Lingerie. (Fotos 06 und 07: A. Hofer)

07 Haupteingang.



05



06



07

Am weitesten geht wohl die Genossenschaft Kalkbreite in Zürich mit etwa 350 Wohnenden und Arbeitenden, die im Frühling 2014 bezogen wird. Der komplexe Hybrid ist in einem mehrjährigen partizipativen Prozess entstanden und bietet eine Fülle von Dienstleistungen. Zum gastronomischen, kommerziellen und kulturellen Angebot, das an diesem zentralen, städtischen Ort selbsttragend funktionieren kann, kommen eine Gästepension, zumietbare Zimmer und Arbeitsräume, eine Eingangshalle mit Reception, Cafeteria, Kindertagesstätte, Waschsalon und ein Dachgarten mit angrenzender Sauna. Selbst das Wohnen hat in vielen Bereichen hotelähnlichen Charakter: Kleine Studios sind mit einem Gemeinschaftsraum zu Wohnclustern gruppiert, und ein Grosshaushalt verfügt über einen Speisesaal und eine Gastküche.

Für die Umsetzung von Hotelqualitäten in der Siedlungsplanung sehen wir drei Möglichkeiten, die sich auch kombinieren lassen: Funktionen wie Restaurants, Bars usw. können als kommerzielle Privatbetriebe ins Bauprogramm aufgenommen werden. Wenn die Nachfrage für kommerzielle Betriebe zu klein ist, bieten sich die vielfältigen Formen von Selbstorganisation, Sharing, Freiwilligenarbeit, Freizeitengagement und Integrationsprojekten, die heute weit über die alternative Szene hinaus einen Aufschwung erleben, als gemeinschaftliche Nutzungen im Erdgeschoss an. Schliesslich sind gemischte Organisationsformen denkbar, zum Beispiel unter Beteiligung der Gemeinde, die gemeinnützige Aufgaben mit kommerziellen Angeboten kombinieren können. Damit wird eine Planung nach dem Waldhaus-Prinzip «Was können wir uns leisten?» möglich.

LERNEN VOM GRANDHOTEL

Das Luxushotel Waldhaus Sils lehrt uns sparen und am richtigen Ort grosszügig zu sein: Die individuellen Räume können knapp sein, wenn eine kompetente Verwaltung genügend gemeinschaftliche Räume sorgfältig pflegt. Das Grandhotel lehrt uns, dass ein sozialer Ort, wo jegliche Form von Austausch möglich wird, ein schöner Ort sein muss. Doch in Planungen und Wettbewerben minimieren wir in einer funktionalistischen Blindheit Eingänge, Treppenhäuser und Flure und den Aufwand zu ihrer Pflege, statt sie zu schönen Lebensräumen auszuweiten – immer grössere Individuallflächen kompensieren dann die so entstandene Unwirtlichkeit.² Der Grund dafür ist vermutlich weniger Profitstreben als Skepsis gegenüber funktional unbestimmter Kollektivität. In jüngster Zeit jedoch manifestiert sich ein wachsendes Bedürfnis nach gemeinschaftlicher Organisation des Alltags, sei es bei der Kinderbetreuung, in der Freizeitgestaltung oder im Alter. Mehr Gemeinschaft – in neuer Form, mit weniger Konformitätsdruck als früher – ist nötig, nicht nur, weil wir emotional darauf angewiesen sind, sondern weil in ihr das grösste Potenzial für nachhaltige Lebensweisen steckt. Nur durch sie kann es gelingen, die verhängnisvolle Verknüpfung von Wohlstandszuwachs, Individualisierung und Ressourcenverschleiss zu durchbrechen. Für die Planung von lebendigen Siedlungen und Quartieren sind gemeinschaftliche Nutzungen eine grosse Chance. Gemeinschaft entsteht an schönen Orten. Die Frage, die zu einer nachhaltigen Siedlungsweise führt, ist deshalb nicht: «Wie bauen wir energiesparend, kostengünstig und unterhaltsarm?», sondern: «Welche schönen Räume, welche Serviceleistungen und welche Sorgfalt bei der täglichen Pflege der Räume wollen wir uns leisten?» Dies stellt die gängigen planerischen Strategien infrage und öffnet ihnen ein neues Feld: Wer kümmert sich um wirkliche Gemeinschaftsflächen (nicht Gemeinschaftsräume, die nach dem Kindergeburtstag sauber geputzt an die Verwaltung zurückgegeben werden müssen)? Wer betreibt alltägliche Räume, gibt ihnen einen Charakter, reagiert auf wechselnde Bedürfnisse und gestaltet sie permanent neu und attraktiv? Eines scheint uns nach der Analyse des Hotels Waldhaus klarer denn je: Solange Stadtentwicklung und Siedlungsplanung nicht breite Diskussionen über Lebensqualität und gesellschaftliche Organisation beinhalten, bleiben sie blutleer und tragen nicht zu einer nachhaltigen Entwicklung bei.

Anmerkungen

1 Die Kostenwahrheit gilt hier auch in globaler Perspektive: Die Löhne fallen in Schweizerfranken an, die Angestellten sind fair bezahlt, die Gäste «profitieren» nicht wie bei Pauschalbadeferien in Billiglohnländern von der Ausbeutung der Arbeitskräfte.

2 Zu diesem Zusammenhang vgl. Alexander Mitscherlich: Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Frankfurt 1965.

Andreas Hofer, dipl. Arch. ETH, hofer@archipel.ch

Ruedi Weidmann, weidmann@tec21.ch

WETTBEWERBE: WOHNÜBERBAUUNG BERN BRÜNNEN

MAGAZIN: MEHRGENERATIONEN-GIESSEREI AUS HOLZ

VERDICHTEN IST ...

DICHTE 1: VIERFACH VERDICHTEN | BABEL – EIN QUARTIER GESTALTET SEINE ZUKUNFT

SIA: STELLUNGNAHME ZUR ENERGIESTRATEGIE | «DARUM RAUMPLANUNG» – TOUR 2013

MIT SIA-FORM
FORT- UND
WEITERBILDUNG

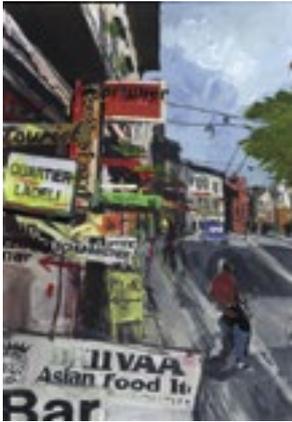
TEC21

sia

NR. 9

22. FEBRUAR 2013

Asian Food It



Szenariobild «Kulturelle Vielfalt als Bereicherung» aus dem Projekt Nachhaltige Quartierentwicklung Basel-/Bernstrasse Luzern. (Illustration: Luca Schenardi)

VERDICHTEN IST ...

Dass verdichtetes Bauen angesichts der Zersiedlung unserer Landschaft und des wachsenden Drucks auf die Städte nötig ist, darin sind sich Planerinnen und Stimmbürger weitgehend einig. Nicht jedoch über das Wie und Wo. Das Angstbild von geichtslosen Trabantensiedlungen auf Abstimmungsplakaten gegen die Revision des Raumplanungsgesetzes ist ein Indiz dafür, dass die Diskussion bisher zu einseitig geführt worden ist. Quartiere sind nicht allein wegen ihrer dichten Bebauung lebendig, sondern auch, weil sie sozial dicht sind, also eine vielfältige, gemischte Bevölkerung haben, und weil sie funktional dicht sind, also Wohnen, Arbeiten und Einkaufen eng beieinanderliegen. Zu einer qualitativ hochwertigen Dichte mit mehr Begegnungen und weniger Mobilität, mehr Angeboten und höherer Lebensqualität gehört auch, dass die Geschichte und vertraute Ecken erhalten bleiben dürfen. Und nachhaltig ist die Dichte nur, wenn sie nicht auf Kosten von Erholungsräumen geht und die Artenvielfalt fördert. Wird diese Vielschichtigkeit beim Verdichten nicht beachtet, machen Reboundeffekte seine Vorteile zunichte.

Ein anspruchsvolles Programm, dessen Umsetzung viele Fragen stellt – dessen Ziele und Mechanismen aber deutlicher werden, wenn das in verschiedenen Disziplinen vorhandene Wissen zusammengetragen wird. Dies versucht der Artikel «Vierfach verdichten». Er lanciert eine Heftreihe, die wir 2013 dem Verdichten widmen und die viele Facetten des Themas genauer untersuchen wird. Der zweite Beitrag stellt die Arbeit des Vereins BaBeL vor, dem es gelingt, das Luzerner Quartier Untergrund zusammen mit der Bevölkerung wiederzubeleben und eine soziale Dichte zu schaffen, die inzwischen auch bauliche Veränderungen zugunsten des Viertels nach sich zieht. Gerade am Beispiel eines Stadtteils mit Defiziten zeigt sich, welche Ingredienzien für ein lebendiges Quartier mit hoher Lebensqualität notwendig sind – und dass erst die vielen Köche für die nötige Würze sorgen.

Andrea Wiegelmann, wiegelmann@tec21.ch, **Ruedi Weidmann**, weidmann@tec21.ch

In eigener Sache

Wir freuen uns, Ihnen mit dieser Ausgabe von TEC21 gleich zwei Beilagen zu überreichen: Das Metron-Themenheft «Das Geräusch der Anderen» passt inhaltlich besonders gut dazu. Es befasst sich mit Lärm – einer der grossen Herausforderungen, wenn es um Verdichten geht – und beleuchtet Lärmschutz aus architektonischer, planerischer, psychologischer, soziologischer und rechtlicher Sicht.

Um die Wünsche unserer Leserschaft genauer kennenzulernen, legen wir einen Fragebogen bei. Entwickelt hat ihn das Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung der Universität Zürich; wir bitten Sie, ihn auszufüllen und zu retournieren. Eine digitale Version steht auf espa.zum.ch zur Verfügung. Unter den Einsendern werden 20 Büchergutscheine im Wert von je 50 Franken verlost. Ihre Teilnahme hilft uns, TEC21 zu verbessern – herzlichen Dank!

5 WETTBEWERBE

Wohnüberbauung Bern Brünnen

12 MAGAZIN

Mehrgenerationen-Giesserei aus Holz

18 VIERFACH VERDICHTEN

Ruedi Weidmann Wir müssen unsere Ortschaften baulich, aber auch funktional, sozial und historisch verdichten, damit sie nachhaltiger und attraktiver werden. Eine These, Gedanken und Fragen zu bisher vernachlässigten Aspekten des Verdichtens.

26 BABEL – EIN QUARTIER GESTALTET SEINE ZUKUNFT

Thomas Glatthard Das Untergrundquartier in Luzern ist dicht, aber die Lebensqualität lässt zu wünschen übrig. Was ein Quartier dagegen tun kann und was sich davon lernen lässt.

33 SIA

SIA-Form Fort- und Weiterbildung | Stellungnahme zur Energiestrategie | «Darum Raumplanung» – Tour 2013

37 MESSE

Natur 2013

45 IMPRESSUM

46 VERANSTALTUNGEN

VIERFACH VERDICHTEN

Um die Landschaft zu schonen, Energie zu sparen und die Mobilität zu begrenzen, müssen unsere Siedlungen dichter werden. Doch das löst Widerstand aus, wenn die Bevölkerung darin nur Nachteile und keinen Gewinn sieht. Dabei kann Verdichten die Lebensqualität steigern. Die Frage ist nur: wie? Als Auftakt zur TEC21-Heftserie «Dichte» versammelt dieser Beitrag Erkenntnisse aus verschiedenen Disziplinen. Er liefert keine Rezepte, sondern will bisher vernachlässigte Aspekte des Verdichtens in die Diskussion einbringen. Dazu stellt er eine These auf: Verdichten ist nur nachhaltig und mehrheitsfähig, wenn es vierfach geschieht – baulich, funktional, sozial und historisch.

Titelbild

Verdichten ist manchmal Verbinden: Die Bevölkerung im Luzerner Untergrund wünscht sich einen neuen Durchbruch durch den Bahndamm, der das Quartier vom Flussufer trennt. (Foto: alw)

01 Konsensszenario aus dem Projekt Nachhaltige Quartierentwicklung Basel-/Bernstrasse Luzern (vgl. «Babel – Ein Quartier gestaltet seine Zukunft», S. 26). (Illustration: Luca Schenardi)

Dass wir dichter bauen müssen, ist in Planerkreisen heute unbestritten. Auch die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger haben gezeigt, dass sie gewillt sind, die Zersiedelung zu stoppen. Doch niemand ist derzeit in der Lage, aus den vielen Aspekten einer nachhaltigen Siedlungsentwicklung die Vision eines dichten, nachhaltigen Quartiers zusammenzufügen, eine Vision, die bauliche, ökologische, technische und soziale Themen verbindet und wirtschaftliche Überlegungen und politische Schwierigkeiten berücksichtigt. Wie werden solche Quartiere aussehen? Wie wird man dort leben? Was ist ein 2000W-1t-CO₂-pro-Kopf-und-Jahr-Lebensstil?

Mehr bauliche Dichte hätte viele Vorteile: Sie würde helfen, die Zersiedelung zu bremsen, Energie zu sparen, Verkehr zu reduzieren, Infrastruktur und öffentliche Verkehrsmittel besser auszulasten und noch mehr.¹ Doch ein Bonmot in Planer- und Politikerkreisen besagt, alle Verdichtungsprojekte hätten einen Feind: den Nachbarn – und den fürchten alle. In Diskussionen unter Befürwortern baulicher Dichte herrscht Ratlosigkeit, wie dem befürchteten Widerstand begegnet werden könnte. Und zuweilen scheint auch auf, wie tief die städtebaulichen Dogmen der Moderne, das Auflockern der Besiedlung und das Trennen der Funktionen, in Fleisch und Blut übergegangen sind. So verkünden heute alle fast unsono: «Verdichten ohne Verlust an Lebensqualität.» Warum nicht: «Mehr Lebensqualität dank Verdichten»? Wieso sollen wir die Energie- und Umweltkrise nicht dazu nutzen, besser weiterzuleben als bisher? Und so ist es bis jetzt – nebst gesetzlichen Einschränkungen, veralteten Denkweisen und offenen Fragen – vor allem fehlender Mut, der Projekte verhindert, die wirklich dicht genug wären, um wirkungsvoll im Sinn der Nachhaltigkeit zu sein.

Die Bauwirtschaft hingegen weiss, wie sie die Gunst der Stunde nutzen will: «Zur nachhaltigen Umgestaltung des Gebäudeparks Schweiz ist der vermehrte Abbruch und Neubau von Immobilien erforderlich», behauptet der Verein Greenbuilding. Das steht im Widerspruch zu einem nachhaltigen Umgang mit Ressourcen, grauer Energie und kulturellem Erbe. Trotzdem gibt es im Namen der Energiewende vorläufig viel politischen Support für diese grobe Ersatzstrategie.² Eine nachhaltige Siedlungsentwicklung verlangt jedoch nach differenzierteren Konzepten.

Um nachhaltige Lebensstile zu entwickeln, werden wir viele Dinge und Tätigkeiten wieder mischen müssen, die im 20. Jahrhundert voneinander getrennt wurden. Man versprach sich davon bessere Lebensbedingungen und Rationalisierungen. Doch heute merken wir, die Art und Weise, wie wir unser Leben organisiert haben, hat viele Irrationalitäten und ungewollte negative Folgen für die Gesellschaft und die Umwelt hervorgebracht: Verkehr produziert, Energie, Ressourcen und Landschaft verbraucht, die Artenvielfalt dezimiert und immense Infrastruktur-, Sozial- und Gesundheitskosten generiert. Wir brauchen wieder Siedlungsmuster mit kurzen Wegen: Was wir im Alltag benötigen, muss zu Fuss erreichbar sein. Bisher realisierte Beispiele für verdichtetes Bauen, oft Neuüberbauungen von Industrie-

VERDICHTEN IN TEC21

Heftreihe «Dichte»

TEC21 wird im laufenden Jahr in loser Folge Ausgaben zu verschiedenen Aspekten des verdichteten Bauens publizieren. Geplant sind neun Nummern.

Online-Dossier

Artikel aus der Heftreihe «Dichte» werden auf espa.ium.ch im Dossier «Nachhaltigkeit planen» abgelegt und können dort als PDF heruntergeladen werden.

Bereits erschienen

TEC12 beschäftigt sich nicht erst seit heute mit dem Verdichten. Ausgaben und Artikel der letzten Jahre zum Thema finden sich ebenfalls im Online-Dossier auf «Nachhaltigkeit planen» auf espa.ium.ch



brachen oder Ersatzneubauten von Genossenschaftssiedlungen oder von Villen, bringen zwar energieeffizientere Gebäude und mehr Wohn- oder Arbeitsraum, reproduzieren jedoch meist die (zonenkonforme) monofunktionale Nutzung und damit für weitere Jahrzehnte die irrationale Stadtstruktur des 20. Jahrhunderts. Zu kürzeren Wegen tragen sie nichts bei.

VIERFACH VERDICHTEN

In einem Schweizer Durchschnittsquartier oder -dorf mit den Qualitäten, die es heute hat, die Zahl der Wohnungen, der Menschen und der Autos zu verdoppeln – das reizt die Bewohner selbstverständlich nicht. Was hätten sie davon? Deshalb müssen Ortschaften und Quartiere nach dem Verdichten mehr Lebensqualität bieten als heute. Wer verdichten will, muss von dem erzählen, was dank höherer Dichte möglich wird: Sie bringt mehr Menschen und damit mehr Nachfrage ins Quartier und ermöglicht dadurch mehr Versorgungs-, Kultur- und Freizeitangebote. Dieser einfache ökonomische Zusammenhang zwischen Dichte und Nutzungsvielfalt lässt sich auf einem Spaziergang durch die nächstgelegene Stadt überprüfen. Dörfer und Quartiere, in denen es dank mehr Einwohnern wieder eine Post, Läden und Cafés gibt – das wäre ein Gewinn. Grössere Nutzungsvielfalt hebt die Lebensqualität. Auch weil sie den Verkehr reduziert, indem sie die Wege verkürzt. Verdichten heisst also, nicht nur über Gebäudehöhen und -formen nachzudenken, sondern öffentlich über Nutzungen zu diskutieren: über ihre Art und ihre Mischung, ihre Anteile und ihre Verteilung. Sinnvollerweise auf Dorf- und Quartierebene, aber auch bei jedem Bauprojekt. Doch es braucht noch mehr. Es kann ja nicht sein, dass wir das Leben nur noch aushalten, wenn wir pro Person 50 m² Wohnfläche belegen und jedes Wochenende in die Berge fahren. Warum sollen die verdichteten Quartiere nicht so schön werden wie unsere Ferenziele? Hier tut eine Trendumkehr Not: Die Wohnung sollte nicht mehr als dauernd wachsendes privates Reich die strukturellen, ästhetischen und emotionalen Defizite unserer Siedlungen kompensieren müssen. Würden unsere Häuser, Quartiere, Dörfer und Städte ein reiches Angebot an angenehmen Räumen für Arbeit und Freizeit, Einkauf und Erholung bieten und unsere Strassen und Plätze eine hohe Aufenthaltsqualität, dürfte die Wohnung als privater Rückzugsort wieder kleiner werden. Das wäre ein substanzieller Beitrag zur nachhaltigen Entwicklung.

Folgende These soll das Spektrum der Faktoren erweitern, die in der Diskussion um das Verdichten eine Rolle spielen sollten: Verdichten (in einem Mass, wie es nötig ist, um eine nachhaltige Siedlungsstruktur zu erreichen) ist politisch nur möglich, wenn es gleichzeitig vierfach geschieht – baulich, funktional, sozial und historisch.

1. BAULICH VERDICHTEN

Bauliches Verdichten allein bringt nichts ausser Widerstand der Nachbarn und eine Perpetuierung oder gar Akzentuierung der strukturellen Probleme unserer heutigen Ortschaften. Nachhaltige Häuser müssen nicht nur Platz und Energie sparen, sondern einen gesamthaft nachhaltigen Lebens-, Wohn- und Arbeitsstil ermöglichen. Das würde bedeuten, dass Arbeiten und Wohnen, Einkaufen und Erholen wieder zusammenrücken (damit Verkehr vermieden wird), die Generationen wieder Nachbarn werden (damit die Pflegekosten nicht weiter steigen) und die verschiedenen Bevölkerungssegmente wieder näher beisammen leben (damit sie sich nicht weiter voneinander entfremden).

Das Trennen ist vorbei. Die Ortsplanung mittels Zonen mit verschiedenen Funktionen ist nicht mehr zeitgemäss. In dieser Hinsicht dürfte es sich lohnen, nach Genf zu schauen, das bis 2030 um 100 000 Einwohner und 50 000 Arbeitsplätze wachsen will und 50 000 neue Wohnungen plant. Der kantonale «Richtplan 2030», den die Kantonsregierung dieser Tage dem Parlament vorlegt, sieht dazu 12 Grossprojekte und 16 strategische Entwicklungsprojekte vor. Sie liegen in locker überbauten Gebieten oder neu eingezontem Land, jedoch alle an neuen ÖV-Linien. Die Nutzung ist gemischt und die Dichte hoch (Ausnutzungsziffern bis 3, teilweise höher). Der Wohnanteil schwankt um 80 %, wobei 25 % der Wohnungen gemeinnützig und weitere 25 % subventioniert sein müssen. Im Prinzip wird so die Qualität der

AUSNÜTZUNGSZIFFER

Die Ausnutzungsziffer bezeichnet das Verhältnis der Bruttogeschossfläche eines Gebäudes zur Parzellenfläche. Die Bruttogeschossfläche ist die Summe aller ober- und unterirdischen Geschossflächen einschliesslich Mauer- und Wandquerschnitten. Bei einer zur Hälfte zweistöckig und ohne Keller bebauten Parzelle ist demnach die Ausnutzungsziffer 1.

DICHTEN AM BEISPIEL ZÜRICHS

Die Bebauungsdichte in den Siedlungsgebieten der Schweiz hat in den vergangenen Jahrzehnten nicht etwa zu-, sondern laufend abgenommen. Zahlen dazu sind nicht einfach greifbar und vergleichbar. Für die Stadt Zürich lassen sich aus den im Statistischen Jahrbuch 2012 ausgewiesenen Bruttogeschossflächen und den von Gebäuden und Umschwung besetzten Flächen folgende durchschnittlichen Ausnutzungsziffern der Gebäude berechnen:

Ganze Stadt: 1.38

City-Quartier: 4.5 (Bahnhofstrasse)

Rathaus-Quartier: 3.9 (Altstadt)

Aussersihl: 2.3 (Arbeiterquartier, Blockrandbebauung)

Kreis 6: 1.5 (bürgerliche Mehrfamilienhäuser und Gartenstadt)

Kreis 7: 1.0 (Zürichberg, bürgerliche Mehrfamilienhäuser und Villen)

Kreis 12: 0.9 (Schwamendingen, Wohnsiedlungen der Nachkriegszeit)

dichten, funktional und sozial vielfältigen Genfer Innenstadt kopiert. Der Richtplan fördert aber das Verdichten und die funktionale und soziale Durchmischung auch in den bestehenden Stadt- und Vorstadtquartieren; dort werden Ausnutzungsziffern von 1.5 bis 3 in zentralen, gut vom ÖV erschlossenen Gebieten und 1 bis 1.5 in allen übrigen stadtnahen Quartieren angestrebt.³ Gleichzeitig erhalten der Schutz von Kulturland und Naturräumen und der Denkmalschutz mehr Gewicht. Damit ist der neue Genfer Richtplan ein historischer Schritt zur Überwindung der Ortsplanung mittels monofunktionaler Zonen.⁴

Für die Häuser heisst das: Dem Hybrid gehört die Zukunft – unten Läden und Restaurants, Veranstaltungsorte und Märkte, darüber Schulen, Amtstellen und Büros, oben und hinten hinaus Wohnungen, auf den Dächern Gärten und Solaranlagen. Damit all diese Funktionen überleben können, braucht es Ausnutzungsziffern von 2.5 bis 4 (Kasten S. 20). Die dichteste in Zürich geplante Siedlung mit gemischter Nutzung, ein Neubau der Genossenschaft Kalkbreite, hat eine Ausnutzungsziffer von 2.8, andere Siedlungsprojekte liegen zwischen 1.1 und 2.6.⁵ An der Europaallee, dem neuen Stadtteil am Hauptbahnhof, erlaubt der Gestaltungsplan eine Ausnutzung von etwa 4.1, doch ist der Wohnanteil dort minimal.⁶

Wie müssen Häuser und der Raum dazwischen gestaltet sein, damit wir solche Dichten nicht nur aushalten, sondern angenehm finden? Damit wir uns in der Dichte erholen können, ohne sie verlassen zu müssen? Wo kommt welche Nutzung hin? Wie gestalten wir die überquellende Markthalle, den stillen Dachgarten, die ruhige Wohnung? Was ist ein angemessener architektonischer Ausdruck für den Hybrid? Die Frage der Gestaltung betrifft auch die Aussenräume, denn die Aufenthaltsqualität auf Strassen, Höfen und Plätzen, in privaten und öffentlichen Grünräumen wird umso wichtiger, je dichter das Siedlungsmuster ist.

2. FUNKTIONAL VERDICHTEN

Funktional verdichten meint: die Vielfalt der Funktionen im Haus, in der Strasse, im Quartier fördern und innovativ kombinieren. Als Resultat winken grössere kulturelle und soziale Abwechslung, mehr Dienstleistungen, kurze Wege, weniger Verkehr, mehr Lebensqualität. Doch nicht in jedem Haus trägt sich ein kommerzielles Erdgeschoss. Gefragt wäre hier mehr mikroökonomisches Wissen über den Zusammenhang von Stadtgestalt und Überlebensbedingungen für Kleinbetriebe.

Vor allem aber liegt in der innovativen (Re)Kombination von Funktionen, die im 20. Jahrhundert getrennt wurden, eine neue Art von Effizienz brach. Das zeigen erste, noch vorsichtige Versuche, etwa in der Zürcher Genossenschaft Dreieck⁵: Möglichkeiten sind das Verbinden zweier Branchen in Läden wie «Buch & Wein», Service-Public-Angebote durch Gewerbetreiber oder fallspezifische Kombinationen eines kommerziellen Geschäfts mit einer gemeinnützigen Dienstleistung. So lässt sich beispielsweise die Poststelle in einer Gemeinde halten, wenn sie in die Apotheke integriert wird, oder ein Café kann überleben, wenn der Wirt auch für das Altersheim kochen und so mangelnden Umsatz mit dem Lohn von der Gemeinde wettmachen kann.

Wir können auch Berufe wieder einführen, die wir einst einer vermeintlich fortschrittlichen Technik geopfert haben. Ein Portier beispielsweise bietet einer Siedlung mehr als eine Gegensprechanlage, nämlich vielfältige Dienstleistungen von der Türkontrolle über das Postverteilen, Blumengiessen und Reparaturen bis zum Kinderhüten. Und vielleicht teilt sich eine Gruppe von Pensionierten den Portierjob und entwickelt dabei weitere nachhaltige Dienstleistungen, einen Mittagstisch für Kinder oder eine Kleiderflickwerkstatt? Dass das funktionieren kann, zeigen heute immer mehr Alterswohnprojekte, Mehrgenerationenhäuser und der Boom beim Service-Wohnen.

Noch weiter gehen gegenwärtig innovative Genossenschaften wie Kraftwerk1, «Mehr als Wohnen» und Kalkbreite in Zürich mit ihren grossen hybriden Bauprojekten.⁸ «Wohnen wie im Hotel» ist das Stichwort: Die grosse Dichte bringt genug Leute zusammen, damit zahlreiche Dienstleistungen wie ein Kochteam und Annehmlichkeiten wie ein Wellnessbereich und somit höchste Lebensqualität auch für Leute mit schmalen Budget finanzierbar werden. Es wäre nun nahe liegend zu überlegen, ob solche Dienstleistungen nicht auch eine Sub-

sistenzstrategie wären. Ein Portier kann ja auch, wenn sich ein heisser Tag ankündigt, über die Laubengänge gehen und die Klappläden auf der Südseite schliessen. Das spart viele Elektromotoren. Kreative Kombinationen von Lowtech mit sozialen Tätigkeiten eröffnen im Siedlungsbau neue Möglichkeiten, wie nachhaltige Bilanzen auch anders als durch die bekannten Labels erreicht werden können. In einer nachhaltigen Siedlung wird möglicherweise vieles wieder von Menschen statt von Apparaten gemacht.

Wichtig ist, dass Dienstleistungen, die in einer Siedlung oder Gemeinde erwünscht, aber nicht per se rentabel sind, aus verschiedenen Kassen finanziert werden können, wenn man sie geschickt kombiniert. Hier liegt ein noch nicht abschätzbares, enormes Potenzial für eine neue Art von gesellschaftlicher Effizienz und für funktionale Vielfalt. Natürlich bedingen alle diese Kombinationen mehr Aufwand und Sorgfalt bei der Erstvermietung und der Verwaltung. Erste Immobilienverwaltungen setzen aber bereits erfolgreich auf diese Strategie.⁹

3. SOZIAL VERDICHTEN

Nicht jede bauliche ist auch eine soziale Verdichtung. Wenn das zusätzliche Bauvolumen durch grösseren Wohnflächenkonsum pro Kopf «aufgefressen» wird, hat es keinen positiven Effekt auf das Quartierleben. Generell ist zu bedenken, dass die Mieten in dichteren Neubauten und aufgestockten Altbauten stets höher sind als im Altbestand, selbst bei gemeinnützigen Projekten. Wird Verdichten ohne soziale Auflagen möglich, treibt es Mieten und Bodenpreise in die Höhe. Das verdrängt bisherige Nutzer und Bewohner – häufig ältere Leute und Gewerbe – aus zentralen Lagen und fördert so die politisch wie volkswirtschaftlich unerwünschte soziale Segregation und die weitere Zersiedelung an den Rändern der Agglomerationen.

Bestehende soziale Netze, etwa funktionierende Nachbarschaften, sind vermutlich etwas vom Nachhaltigsten, was es überhaupt gibt. Wir sollten ihnen Sorge tragen und sie stärken, wo immer es geht (vgl. «Babel – Ein Quartier gestaltet seine Zukunft», S. 26). Werden sie auseinandergerissen und müssen sie durch Institutionen ersetzt werden – etwa Nachbarschaftshilfe durch Pflegeheime, soziale Kontrolle durch Polizei –, können enorme Kosten anfallen: im Verkehr, beim Sozialamt, im Gesundheitswesen, bei der Sicherheit und Prävention, bei der sozialen Integration usw.

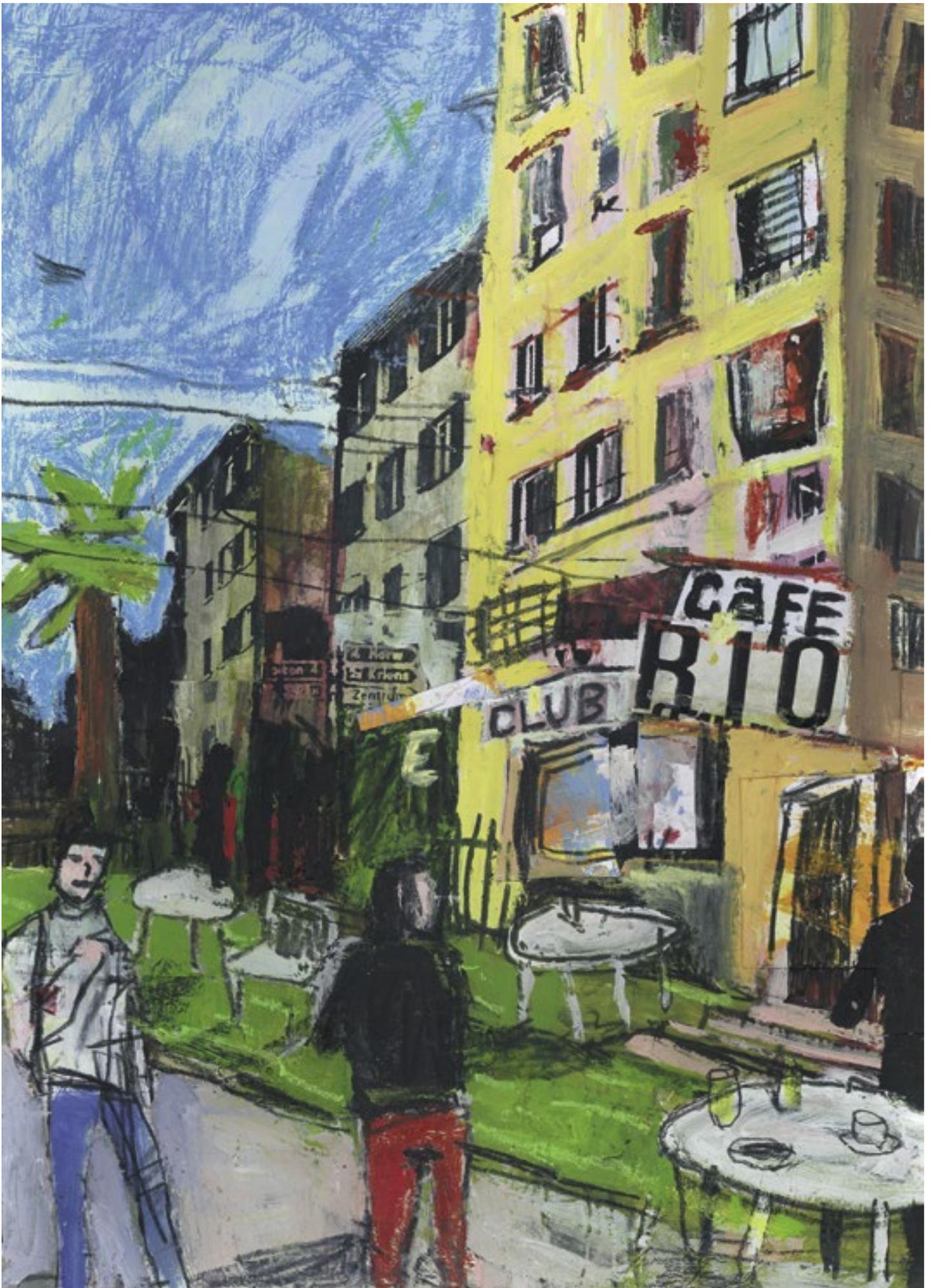
Damit solche Reboundeffekte vermieden werden, sollten Verdichtungsstrategien ganzheitlich und interdisziplinär evaluiert werden. Aus volkswirtschaftlicher Perspektive braucht das Verdichten flankierende Massnahmen: den Erhalt billiger Wohn- und Gewerberäume und einen Anteil günstiger Neubauten. Das liesse sich über Auflagen für Bauprojekte, durch Landkäufe der Gemeinden, gemeinnützige Bauträger oder kommunale Einrichtungen erreichen. Teure und bezahlbare Wohnungen kann man bauen, billige gibt es aber nur in Altbauten. Diese sind deshalb wertvolle Bausteine für nachhaltige Quartiere.

Verdichten kann aber auch eine Chance zur Stärkung sozialer Netze sein, wenn bei der Planung darauf geachtet wird, dass sich soziale Schichten, Berufe und Generationen wieder besser mischen können. Natürlich steckt in dicht bewohnten Siedlungen Konfliktpotenzial, etwa im Lärm der Nachbarn, was beim architektonischen Entwurf und bei der Organisation des Siedlungslebens berücksichtigt werden muss. Dichte Siedlungen mit einem vielfältigen Wohnungs- und Dienstleistungsangebot und flexibel verfügbaren Räumen erleichtern aber auch gemeinsame Aktivitäten, Nachbarschaftshilfe, Entlastungen für Familien, das Betreuen alter und kranker Menschen, die Integration von Migranten und Alleinstehenden und die Aufrechterhaltung von sozialer Kontrolle im öffentlichen Raum. Sie tragen so zum gesellschaftlichen Zusammenhalt insgesamt bei.

4. HISTORISCH VERDICHTEN

Verdichten bringt Ersatzneubauten und neue Menschen in die Quartiere. Beides bedroht die lokale Identität, die Identifikation der Bewohnerinnen und Bewohner mit ihrem Quartier – ihr Heimatgefühl. Dagegen wehren sie sich zurecht. Als politische Vorbedingung für das Verdichten muss deshalb wohl ein wesentlicher Teil des Vertrauten erhalten bleiben. Es darf

02 Szenariobild «Cartier Latin, Campus Luzern» aus dem Projekt Nachhaltige Quartierentwicklung Basel-/Bernstrasse Luzern (vgl. «Babel – Ein Quartier gestaltet seine Zukunft», S. 26). (Illustration: Luca Schenardi)



MASSVOLL ODER EFFEKTIV?

Um Ängsten in der Bevölkerung zu begegnen, wird heute oft «massvolles» Verdichten angestrebt. Doch möglicherweise sind gerade dabei die Reboundeffekte am grössten. Damit Effekte im Sinn einer nachhaltigen Siedlungsentwicklung entstehen und bauliches Verdichten auch soziale und funktionale Dichte bewirkt, muss es vermutlich deutlich sein.

Die Metron AG zeigt in ihrer Publikation «7 Tools zur Innenentwicklung: die Metron Dichtebox» (Themenheft 27, Nov. 2011), dass die Gewinne des Verdichtens in ein- bis zweistöckigen Wohnzonen am grössten sind, weil die Bewohnerzahl nicht linear mit der Stockwerkzahl zunimmt, sondern in dreistöckigen Zonen zwei- bis dreimal so viele Menschen leben wie in zweistöckigen. Hingegen schafft die Aufzoning eines fünfstöckigen Quartiers um eine Etage nur 20% mehr Raum. Und weil das Aufstocken die Mieten verteuert, würde ein Teil der Bewohnerschaft durch kaufkräftigere Schichten ersetzt, die das zusätzliche Bauvolumen mit grösserem Flächenkonsum kompensieren. Die höhere bauliche Dichte trüge hier also nichts zu einer höheren sozialen und funktionalen Dichte bei, sondern würde nur die soziale Segregation fördern.

Verdichtungspotenzial besteht deshalb weniger in Ortszentren, die bereits dicht und vielfältig sind, sondern vor allem in den ausufernden monofunktionalen Gewerbe- und Einfamilienhauszonen an den Ortsrändern.

nicht passieren, dass die verdichteten Quartiere überall gleich aussehen. Sie müssen Heimat bleiben und brauchen Einzigartigkeit, sonst werden sie zu Unorten.

Häuser und Stadtteile haben eine umso stärkere Identität, je mehr Menschen Erinnerungen damit verbinden. Das heisst, dass Identität Zeit braucht, um zu wachsen. Alte Bauten, Plätze und Winkel besitzen sie schon, sie ist ein Kapital, das leicht übersehen wird und lange Zeit braucht, um nachzuwachsen. Wir sollten es erhalten und pflegen. So kann ein Patchwork aus vertrauten alten und dichten neuen Bauten entstehen.

Für historisches Verdichten spricht auch die nachhaltige Ressourcenbewirtschaftung.

«Wir werfen heute noch zu viele ganze Bauwerke fort», sagt Ingenieur und EPFL-Professor Eugen Brühwiler. Und Paul Lüchinger, Projektleiter der neuen SIA-Norm 269 «Erhaltung von Tragwerken», meint: «Die Erhaltung ist einer der wirksamsten Beiträge des Baubereichs an die Nachhaltigkeit.»¹⁰ Das widerspricht der Forderung der Bauwirtschaft nach genereller Förderung von Ersatzneubauten. Da wir nicht nur Energie und Landschaft, sondern auch die Ressourcen und das Kulturerbe schonen müssen, wird Bauen in Zukunft wohl vor allem heissen: umnutzen, umbauen, renovieren, restaurieren, ergänzen, aufstocken.¹¹ Die SIA-Norm 269 bietet hierfür die technische Handhabe. Die Bauwirtschaft wird deshalb nicht weniger zu tun haben, jedoch ihr Know-how stärker auf Umbauten ausrichten müssen, bei denen sich neue Aufgaben mit hoher Wertschöpfung auf tun und neue, auf das Instandsetzen und Umnutzen von Materialien und Bauteilen spezialisierte Berufe entstehen werden. Das betrifft auch die Denkmalpflege. Unser Kulturerbe möglichst intakt den nächsten Generationen weiterzugeben gehört auch zur Nachhaltigkeit. Und zwar nicht einfach, weil es schön ist: Analog zur Artenvielfalt müssen wir lernen, die Baugeschichte als Genpool konstruktiven Wissens zu begreifen; als Reservoir von Bautechniken, Formen und Nutzungsweisen, die zu Zeiten entwickelt wurden, als die Ressourcen ebenfalls knapp waren und es weder Strom noch Erdöl gab. Auf diesen Wissensschatz an einfachen, ressourcenschonenden Bautechniken aus der präfossilen Epoche können wir beim Bauen im postfossilen Zeitalter zurückgreifen. Ein Beispiel dafür ist die wiederentdeckte Kellerlüftung in den Zürcher Baumeisterhäusern aus dem 19. Jahrhundert, die ohne Energieverbrauch allein durch das Gewicht kalter Luft funktioniert.¹²

Historisch verdichten¹³ meint also, einen wesentlichen Anteil der Bauten und der gestalteten Aussenräume aus früheren Epochen zu erhalten, umzunutzen und allenfalls zu erweitern – wegen der günstigen Mieten, ihrer identitätsstiftenden Funktion, der darin gespeicherten grauen Energie und als Schaulager von ressourcensparenden Bautechniken. Wie viel soll stehen bleiben? Wer bestimmt, was bleiben darf? Woran hängen die Erinnerungen? Brauchen wir Inventare der lokalen Identitätsecken?

FRAGEN

Aus all dem ergeben sich viele Fragen. Es ist klar, dass ein solches Programm für eine einzelne Disziplin zu komplex ist und auch nicht verordnet werden kann. Es muss interdisziplinär und im öffentlichen Dialog erarbeitet und zusammen mit der Bevölkerung konkretisiert und umgesetzt werden. Ebenso klar scheint uns, dass eine inhaltlich breitere Diskussion als bisher über die Definition von Wohlstand und von Lebensqualität in unseren Ortschaften nötig ist, über die Ziele und das Mass des Verdichtens und darüber, welche Teile unserer gebauten Umgebung wir behalten wollen. Als Diskussionsgrundlage wären konkretere Bilder und Beschreibungen der möglichen Zukunft hilfreich, dazu Inputs der Sozialwissenschaften und der Regionalökonomie. Ziel der Diskussion sollten Verdichtungsstrategien mit einer Art Gesamtnachhaltigkeitsbilanz sein und natürlich gebaute Beispiele, die man besuchen kann – damit Dichte nicht mehr Angst macht, sondern das dichte 2000-Watt-Quartier ein Ort wird, wo wir gern leben möchten.

Welcher Weg führt in eine nachhaltige Dichte? Soll das ganze Siedlungsgebiet aufgezonnt und für alle Nutzungen geöffnet werden? Oder muss das kontrolliert geschehen? Wie stark sollen wir aufzonen? Wer wählt die Teile aus, die wir davon ausnehmen wollen? Wie kann der Umbau gemeindeübergreifend koordiniert werden? Brauchen Kernstädte, Agglomera-

tionsgemeinden und Dörfer auf dem Land verschiedene Strategien? Und wie kommen wir zur gestalterischen Qualität, die nötig ist, damit die Dichte angenehm sein wird? Oder sollen wir die Zonenpläne lassen, wie sie sind, und arealweise mit Sonderbauvorschriften und Ausnützungsboni operieren, die an Auflagen geknüpft werden? Es dürfte dann massiv verdichten, wer viele Nutzungen, soziale Vielfalt, partizipative Verfahren und den Erhalt von Altbauten garantiert und die Bebauung in Wettbewerbsverfahren entwickelt. Was tun wir mit Baugesetzen, die Dichte verhindern? Sollen wir sie abschaffen, lockern oder ebenfalls als Pfand für hohe Qualität einsetzen?

INGENIEURWESEN UND ARCHITEKTUR IN DER DICHT

Höhere Dichten werfen auch technische Fragen auf: Reichen die Verkehrswege, Werkleitungen und Kläranlagen noch aus? Das Bauen im Bestand braucht teilweise andere Bauverfahren, schonendere und emissionsärmere, und neue Geräte. In dichten Ortschaften wird öfter und in engeren Verhältnissen gebaut, auch häufiger in die Höhe und in die Tiefe. Das heisst, dass Tragwerk und Erschliessung, Versorgung und Entsorgung der Bauten komplexer werden. Damit werden Ingenieurleistungen wichtiger. Das Architekturschaffen hat sich im vergangenen Jahrzehnt stark mit Wohnungsgrundrissen beschäftigt. Das war nötig, um mit grossen Bautiefen umgehen zu lernen und die 3- und 4-Zimmer-Wohnung zu überwinden. Wird es sich nun vermehrt dem Umgang mit Dichte widmen? Dem Anordnen vielfältiger Funktionen in dichten Häusern und Quartieren? Wie seit je wird die Architektur eine Gestaltung finden müssen für die praktische Nutzung und die symbolische Bedeutung der wichtigen Orte. In einem nachhaltigen Quartier werden das vermutlich wieder vermehrt die Stellen sein, wo soziale Interaktion stattfindet, wo Wohnung und Haus, Haus und Stadt ineinandergreifen: Erdgeschosse, Eingänge, Durchgänge, Hallen, Gemeinschaftsräume, Höfe, gemeinsame Gärten und Terrassen, öffentliche wie kommerzielle Orte des Kollektiven. Häuser für nachhaltige Lebensstile werden wohl eher durchlässig als kompakt sein, die Räume eher verbunden als abgeschottet. Architektur- und Ingenieurbüros werden noch mehr Umnutzungskompetenzen brauchen, auch mit Wissen aus der Geschichte, dazu aber auch die soziale und kulturelle Kompetenz, sich neue Nutzungsweisen und ungewohnte Nutzungskombinationen vorstellen zu können und sie den Bauherrschaften vorzuschlagen. Die Ausbildung wird wohl noch mehr Interesse an der Sicht anderer Disziplinen wecken müssen und das Bewusstsein für den Gewinn bei interdisziplinärer Zusammenarbeit. Das Programm des Verdichtens hält jedoch auch mehr als genug genuin architektonische Aufgaben bereit: Je dichter die Siedlung, umso wichtiger und kniffliger wird ein kompetentes Anordnen und Gestalten aller Räume vom Schlafzimmer bis zum Stadtraum. Hingegen wäre zu überlegen, ob das Ausarbeiten von Wettbewerbsprogrammen künftig nicht konsequent interdisziplinären Teams überantwortet werden sollte. Denn das beste Architekturbüro kann nicht mehr viel ausrichten, wenn bereits in den Vorgaben funktionale, soziale oder konservatorische Fragestellungen vergessen gegangen sind. Siedlungsentwicklung wird in der Architektur oft noch zu stark als formale Aufgabe betrachtet und von einer einzigen Aufgabe, vom Wohnen oder von sogenannten Leuchtturmprojekten oder bestenfalls vom Stadtraum her gedacht und noch zu wenig vom konkreten, vielfältigen, komplexen Alltag der Bewohner aus. Wie auch immer eine nachhaltige Siedlungsweise dereinst aussehen wird, sie kann wohl weniger denn je nur als bauliche Form oder als technisches Netz von Verkehrs- und Leitungssträngen konzipiert werden, sondern wird vielmehr in gemeinsamer Entwicklung von gebauter Form, verwendeten Techniken und neuen Organisationsformen des sozialen Lebens gefunden werden müssen.

Ruedi Weidmann, weidmann@tec21.ch

Anmerkungen

- 1 Schön beschreibt die Vorteile dichter Bauweise Vittorio M. Lampugnani in «Die Architektur der städtischen Dichte» in: Städtische Dichte, hrsg. von V. M. Lampugnani u. a. Zürich 2007, S. 11–18.
- 2 Der Nationalrat hat 2012 eine Motion von FDP-Nationalrat Filippo Leutenegger gutgeheissen, die beim Ersatz von Gebäuden mit schlechtem Energiestandard Ausnahmen von der Zonenordnung fordert. Diese «Abwrackprämie» für Häuser läuft den Zielen der Raumplanung zuwider und benachteiligt die Eigentümer energiesparender Bauten.
- 3 Plan directeur cantonal Genève 2030 (Mai 2011), S. 61–68.
- 4 Vgl. TEC21 36/2011, TRACÉS 15-16/2011 sowie «Genf handelt», Beilage zu Hochparterre 11/2011.
- 5 Marcel Meili, Markus Peter Architekten AG: Freilager ABCD, Zürich 2012, S. 8–9.
- 6 Angaben aus www.europaallee.ch.
- 7 Zum Dreieck vgl. TEC21 6/2006, S. 11–14.
- 8 Informationen zu Kraftwerk1: TEC21 42/2001, zur Kalkbreite: TEC21 25/2009, S. 8–9, zu «Mehr als Wohnen»: TEC21 26/2009, S. 8–9.
- 9 Bekannt geworden ist die Fischer AG Immobilienmanagement in Zürich, www.fischer97.ch.
- 10 Beide Zitate aus: «Bauwerke lassen sich ertüchtigen» in: TEC21 24/2011, S. 33.
- 11 TEC21 5-6/2011.
- 12 TEC21 42-43/2011, S. 22–28.
- 13 Idee und Begriff des historischen Verdichtens verdanke ich dem Vortrag «1m² 08-15/s» von Marc Angéilil, gehalten an der Schlussstagung zum NFP54 am 8.6.2011 in Renens.

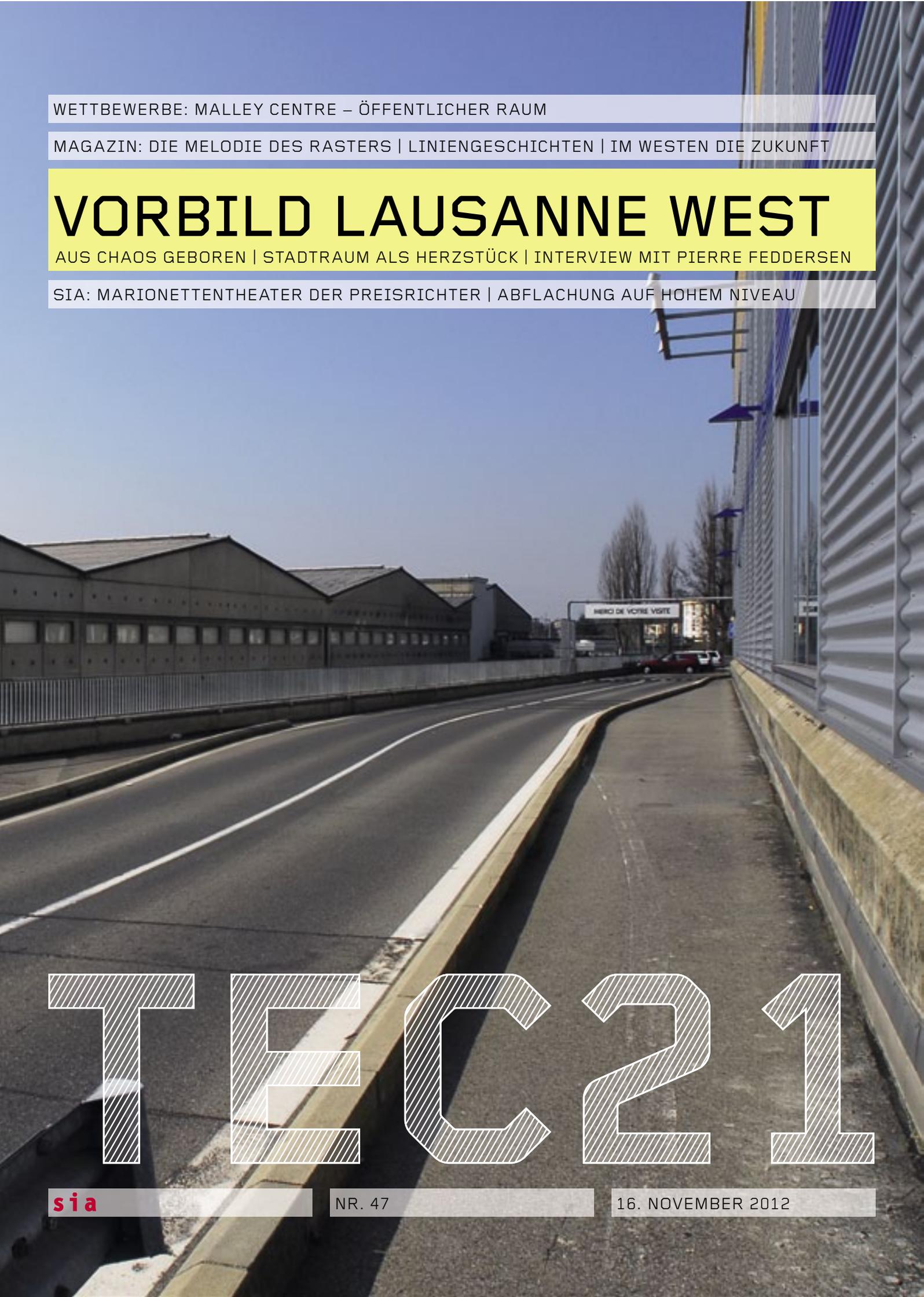
WETTBEWERBE: MALLEY CENTRE – ÖFFENTLICHER RAUM

MAGAZIN: DIE MELODIE DES RASTERS | LINIENGESCHICHTEN | IM WESTEN DIE ZUKUNFT

VORBILD LAUSANNE WEST

AUS CHAOS GEBOREN | STADTRAUM ALS HERZSTÜCK | INTERVIEW MIT PIERRE FEDDERSEN

SIA: MARIONETTENTHEATER DER PREISRICHTER | ABFLACHUNG AUF HOHEM NIVEAU



TEC21

sia

NR. 47

16. NOVEMBER 2012



Strassenraum in Lausanne West: noch kein Ort zum Verweilen. (Foto: Franziska Werren / SDOL)

VORBILD LAUSANNE WEST

«Der Raum zwischen den Städten produziert urbane Kreativität.» Der Satz steht im klugen, vielstimmigen Buch über die ersten zehn Jahre gemeinsamer Raumplanung in Lausanne West, das am 6. Dezember endlich auch auf Deutsch erscheint (vgl. S. 11). «Allerdings nicht von selbst», möchte man nach der Lektüre anfügen. Denn der 2001 vom Kanton den acht Gemeinden im Lausanner Westen verordnete Baustopp war eher schon ein veritabler Tritt als ein Wink mit dem Zaunpfahl.

Eine stadtplanerische Vision, vom Kanton in Auftrag gegeben, dann beharrlich den acht Gemeindepräsidentinnen und -präsidenten vorgetragen, setzte sich schliesslich durch: Aus dem Agglo-Chaos soll Stadt werden! Heute koordinieren die acht Gemeinden im Rahmen des Agglomerationsprogramms Lausanne-Morges und mit einem gemeinsamen Masterplan ihre Raumplanung, die Verkehrsentwicklung und alle grössten Bauprojekte. Gemeinsam schaffen sie öffentliche Räume, machen das Gebiet durchlässig für Fussgänger und Velos, verdichten die Bebauung, mischen die Nutzungen und schaffen so allmählich städtisches Milieu. Statt Schweigen unter Nachbarn haben sich ein grosses produktives Palaver und ein «Mosaik aus ineinander verschachtelten Projekten» institutionalisiert. Renens' Stadtpräsidentin Marianne Huguenin nennt es «institutionell intelligentes Gebastel», in dem sich Kleine zusammentun, um mit «schrittweisem Verhandeln» gross zu werden und Gewicht zu erhalten.

Ist dieser Weg ein Modell dafür, wie unsere Agglomerationslandschaften in eine nachhaltige Siedlungsstruktur umzubauen wären? Pierre-Alain Rumley, Ex-Chef des Bundesamts für Raumentwicklung, ist nicht ganz zufrieden. Er schreibt im Buch, Lausanne West könne nicht als führend bezeichnet werden, da Gemeindefusionen nicht in Betracht gezogen würden. Lausannes Alt-Stadtpräsidentin Yvette Jaggi hat hingegen Verständnis für das Autonomiestreben der Kommunen. Sie seien sich bewusst, dass sie kooperieren müssen, zögen es aber vor, sich «nach und nach und mit schrittweisen Konzessionen» (und dank finanziellen Anreizen aus dem Agglomerationsprogramm) eine gemeinsame Führung zu geben. Diesem pragmatischen Weg mangle es vielleicht etwas an Glanz, doch seine Effizienz messe sich an den Resultaten, und diese sorgten oft für positive Überraschungen. So auch in den Gemeinden in Lausanne West: Obwohl sehr verschieden und nach wie vor autonom, haben sie zusammen angefangen, ihre Gemeinden in eine Stadt umzubauen.

TEC21 beleuchtet regelmässig Grundsätze, Methoden und Beispiele einer nachhaltigen Siedlungsentwicklung. Diese Artikel sind nun auch in einem Online-Dossier greifbar, das laufend aktualisiert wird: espa.ium.ch > Nachhaltigkeit planen.

Ruedi Weidmann, weidmann@tec21.ch

5 WETTBEWERBE

Malley Centre – öffentlicher Raum

10 MAGAZIN

Die Melodie des Rasters | Liniengeschichten | Im Westen die Zukunft | Lebenszykluskosten-Management

16 AUS CHAOS GEBOREN

Ruedi Weidmann Lausanne West ist ein Paradebeispiel ungeplanter Suburbanisierung. Die acht Gemeinden sind aber nun entschlossen, eine Stadt zu werden.

22 STADTRAUM ALS HERZSTÜCK

Lorette Coen, Ariane Widmer Die Kommunen im Lausanner Westen besitzen selber kaum Bauland. Ihre Planung konzentriert sich deshalb auf Infrastruktur und öffentlichen Raum.

24 «KANN AUS DER WIRREN VIELFALT STADT WERDEN?»

Ruedi Weidmann Wie macht man aus acht Agglo-Gemeinden eine Stadt? Interview mit Pierre Feddersen, der den regionalen Richtplan Lausanne West erarbeitet hat.

28 SIA

Marionettentheater der Preisrichter | Abflachung auf hohem Niveau

33 PRODUKTE | FIRMEN

Bene | Laufen

37 IMPRESSUM

38 VERANSTALTUNGEN

AUS CHAOS GEBOREN

Der Lausanner Westen ist ein Paradebeispiel ungeplanter Suburbanisierung. Acht Gemeinden sind jedoch entschlossen, zusammen ihre Zukunft in den Qualitäten der europäischen Stadt zu suchen. Was bisher fehlte, soll nun geschaffen werden: öffentlicher Raum und sanfte Mobilität, Nutzungsvielfalt und öffentlicher Verkehr – eine neue Stadt im Westen von Lausanne.

Titelbild

Felder und Siedlungsrand in Lausanne West.
(Foto: Franziska Werren/SDOL)

In und um Lausanne sind die Standorte klar verteilt: Im Osten Villen und stille Gärten, hier verstreicht die Zeit langsam. Im Westen dagegen Lärm und Dynamik: Fabrikareale und Arbeiterquartiere, Güterbahnhöfe und Autobahnen, Verteilzentren und Hochschulen, Einfamilienhäuser und Lagerhallen, Einkaufszentren und Tankstellen, Parkplätze, Garagen und Wohnblöcke bilden ein gewaltiges Durcheinander. Das Gebiet umfasst die westlichen Quartiere der Stadt Lausanne und die acht Gemeinden Renens, Prilly, Ecublens, Bussigny, Chavannes-près-Renens, Crissier, Saint-Sulpice, Villars-Sainte-Croix.

Auf der sanft gegen den See abfallenden Geländeschulter wurde 1877 der Güterbahnhof Renens angelegt. In der Folge wurden zwischen den Bauerndörfern Fabriken errichtet – allmählich entstand der heutige Flickenteppich. Mit dem Bau der Autobahn 1964 zogen weitere Industrieunternehmen und 1970 die beiden Hochschulen aus der Enge der Stadt Lausanne hierher. In den 1990er-Jahren begann die Industrie zu serbeln und ins Ausland abzuwandern, dafür schossen nun Einkaufs- und Logistikzentren aus dem Boden.

Mit 65 000 Einwohnern und 46 000 Arbeitsplätzen wäre Lausanne West die zweitgrösste Stadt in der Waadt – aber es ist eben keine Stadt. Die Gegend ist stark fragmentiert, ohne Zentrum, zu Fuss kaum zu bewältigen, fast ohne öffentlichen Verkehr und ohne öffentlichen Raum, der diesen Namen verdiente – ein typisches Agglomerationschaos. Doch die acht Gemeinden unterscheiden sich stark. So ist etwa das am Seeufer gelegene St-Sulpice wohlhabend, Renens dagegen ist arm und hat einen Ausländeranteil von über 50%.

STOPP DEM WILDWUCHS

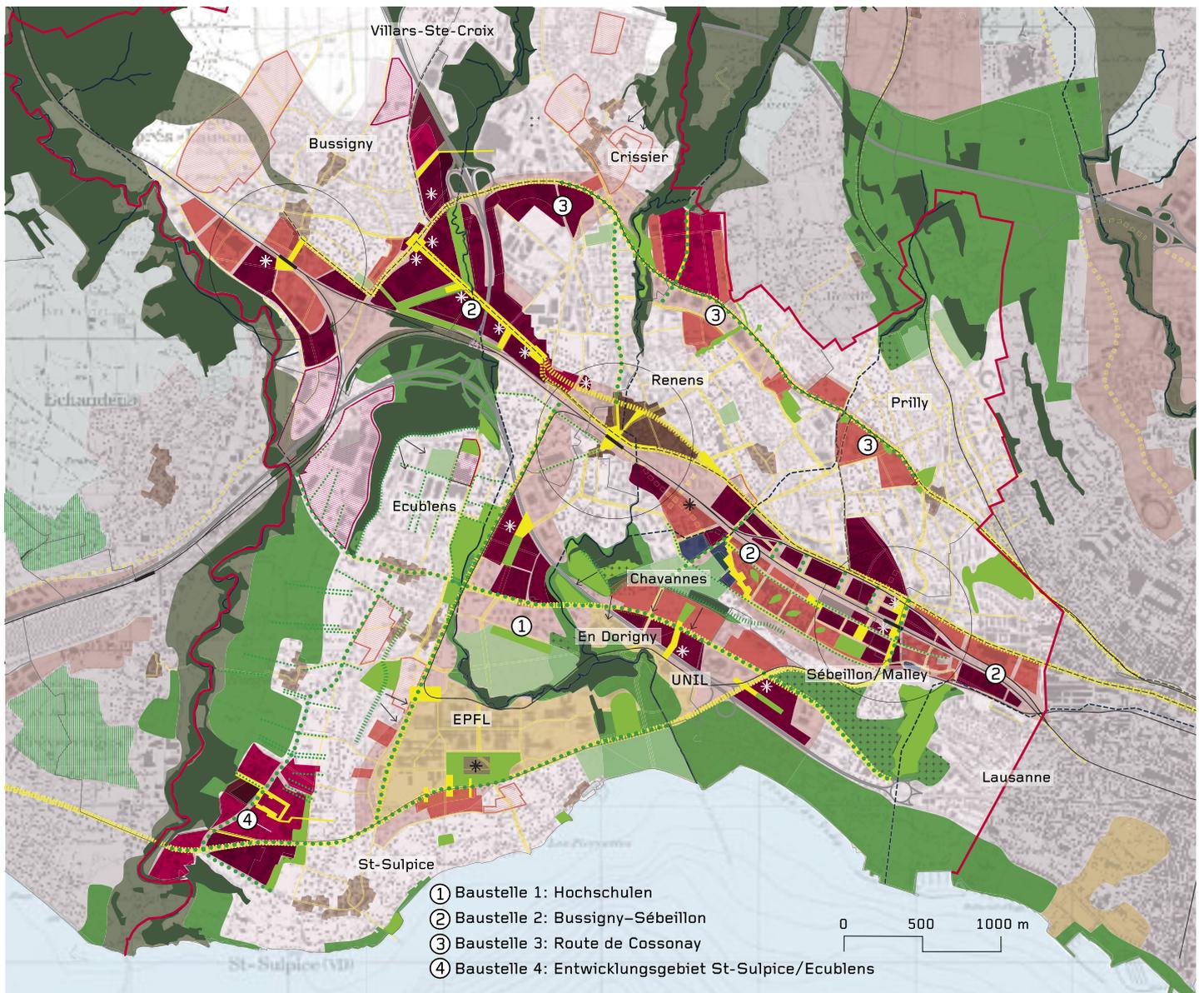
Seit 1991 führt eine Metrolinie vom Lausanner Stadtzentrum über Uni und EPFL zum Bahnhof Renens. Trotzdem fuhren im Jahr 2000 in den acht Gemeinden zwischen 67 und 94% der Pendler mit dem Auto zur Arbeit. In jenem Jahr waren die Luftqualität so besorgniserregend, die Verkehrsüberlastung und die räumliche Desorganisation so unhaltbar geworden, dass die Kantonsregierung für Vorhaben wie Einkaufszentren und Einfamilienhauszonen, die viel Verkehr verursachen, einen Baustopp verhängte. Ein ausserordentlich hartes Vorgehen, das aber den Weg zur Zusammenarbeit ebnet sollte: Den Gemeinden wurde eine Vereinbarung vorgeschlagen, wonach sie ihre weitere Entwicklung unter der Leitung des Kantons gemeinsam koordinieren sollten.

Zunächst ging es aber darum, die vom industriellen Niedergang verursachte Mutlosigkeit zu überwinden und bewusst zu machen, über welche Trümpfe das Gebiet verfügt: eine wunderbare Lage über dem Genfersee mit Blick in die Alpen, gute Erschliessung durch Bahn und Autobahn, intakte Ortskerne, zwei Hochschulen, Baulandreserven und Verdichtungspotenzial auf Industriebrachen. Doch wegen der planlosen Überbauung war die Gegend zu unattraktiv geworden, um dieses Potenzial nutzen zu können. Nach vielen Diskussionen, vor allem mit den Gemeindepräsidenten, setzte sich die Einsicht durch, dass eine überkommunale Planung wünschenswert sei.

01 Schéma directeur de l'Ouest lausannois (SDOL): Synthesekarte Städtebau und Landschaft 2009. (Plan: SDOL/Fedderson & Klostermann; Brühlmann Loetscher)

ÜBERKOMMUNALE PLANUNG

Instrument dazu ist das Schéma directeur de l'Ouest lausannois (SDOL), ein Masterplan für das ganze Gebiet, der 2003/2004 von den Gemeinden, der Stadt Lausanne und vom Kanton



01

- Stadtentwicklung gemäss SDOL**
- Gemischte Nutzung, v.a. Wohnen, niedrige und mittlere Dichte (SDOL-Baustellen/kommunale Planungen)
 - Gemischte Nutzung, v.a. Arbeiten, hohe Dichte (SDOL-Baustellen/kommunale Planungen)
 - Gemischte Nutzung, v.a. Arbeiten, niedrige und mittlere Dichte (SDOL-Baustellen/kommunale Planungen)
 - Neue öffentliche Einrichtungen
 - Neue grössere öffentliche Räume
 - Künftige städtische Hauptachsen
 - Architektonische Akzente
 - Mögl. Standorte für architektonische Akzente
 - ÖV-Hauptachsen
-
- Grünräume
 - Agglomerationsparks
 - Stadtparks, Grünanlagen
 - Sportanlagen
 - Campus
 - Baumpflanzungen
 - Promenaden mit Aussicht
 - Fernsicht
-
- Entwicklungsgebiete
 - Historische Siedlungskerne
 - Fusswegenetz
 - Wald
 - Bachläufe
 - Eisenbahn/Metro
 - Autobahn
 - SDOL-Perimeter

unterzeichnet wurde und Bestandteil des Agglomerationsprogramms Lausanne-Morges und des kantonalen Richtplans ist. Der SDOL basiert auf der Raumplanungsstudie eines interdisziplinären Teams unter der Leitung des Stadtplaners Pierre Feddersen. Dieses schlug ein prinzipielles Schema für die raumplanerische Gestaltung vor und schuf ein dreidimensionales Modell, die bis heute als Referenzen dienen.¹ Feddersen setzte viel Vertrauen in die Zusammenarbeit der Gemeinden und machte daraus eine Methode: Die vier territorialen und drei thematischen «Baustellen» sind gemeindeübergreifend angelegt. Aus dem Neben- und Gegeneinander der Dörfer soll Stadt werden, Verantwortungsgefühl für das Ganze soll kommunale Partikularinteressen ablösen (vgl. S. 24).

Der SDOL strebt eine rationelle Nutzung des Baulands an. Er krepelt Lausanne West aber nicht komplett um, sondern stützt sich auf vorhandene Infrastruktur und Siedlungskerne ab, nutzt vorhandene Situationen und Ressourcen. Die neue Stadt soll eine starke Identität bekommen, zugleich sollen Autonomie und Charakter der Gemeinden erhalten bleiben. Nebst den sieben «Baustellen» ist der SDOL richtungsweisend für den Ausbau von Bahnhöfen, S-Bahn-Stationen, Bus- und Tramlinien, die Aufwertung öffentlicher Räume und die Erhaltung des industriellen Erbes. Ausserdem legt er Bedingungen für Bauvorhaben bezüglich Dichte und funktionaler Durchmischung fest.

ORGANISATION UND WERKZEUGE

2003 wurde das Büro des SDOL eingerichtet. Unter der Leitung von Ariane Widmer koordiniert es mit vier Vollzeitstellen die Planungen. Es erarbeitet selbst keine Projekte, sondern beauftragt spezialisierte Firmen mit Studien und wertet die Ergebnisse aus. Die Leitung

CHRONOLOGIE

2000 Die Waadtländer Regierung verhängt einen Baustopp für verkehrsintensive Vorhaben in acht Gemeinden in Lausanne West.

2001 Landschaftsstudie für Lausanne West, erarbeitet unter der Leitung von Pierre Feddersen im Auftrag des kantonalen Raumplanungsamts.

2002–2003 Erarbeitung des Schéma directeur de l'Ouest lausannois (SDOL), Gespräche mit Gemeindepräsidentinnen und -präsidenten.

2003 Eröffnung des SDOL-Büros, Aufbau der Projektorganisation, Start der Studien und Testplanungen.

2003–2004 Unterzeichnung des SDOL durch Kanton und Gemeinden.

2007 Ratifizierung des Agglomerationsprogramms Lausanne-Morges (Palm, SDOL ist Bestandteil).

2008 Neuer kantonalen Richtplan tritt in Kraft (SDOL ist Bestandteil).

2008 Gründung des Bezirks Lausanne West aus den acht SDOL-Gemeinden mit Renens als Hauptort.

2009 Eröffnung erster neuer Buslinien, Baubeginn der S-Bahn-Haltestelle Prilly-Malley.

2011 Der Schweizer Heimatschutz vergibt den Wakkerpreis an die acht Gemeinden und Lausanne für ihr koordiniertes Vorgehen bei der Gebietsentwicklung.

SDOL-KRITERIEN FÜR BAUBEWILLIGUNGEN

Der erweiterte Stab für die technische Leitung des SDOL (Groupe ABC) evaluiert im Lauf der kommunalen Baubewilligungsverfahren sämtliche Bauprojekte ab einer gewissen Grösse, die nicht bereits Teil eines anderen Planungsverfahrens im Rahmen des SDOL sind. Mithilfe eines detaillierten Fragebogens wird abgeklärt, ob das Projekt den Zielen und Prinzipien des SDOL entspricht. Die geprüften Punkte betreffen bauliche Dichte, Nutzung, generiertes Verkehrsaufkommen und Luftbelastung. Fällt die Beurteilung negativ aus, geht das Projekt samt Empfehlungen zurück an die Gemeinde mit dem Auftrag zu Nachverhandlungen mit der Bauherrschaft. Kommt dort keine Einigung zustande, entscheidet die Pilotgruppe definitiv über die Bewilligungsfähigkeit. Weitere Infos und Fragebogen: www.ouest-lausannois.ch > La méthode ABC.

eines Planungsvorhabens liegt stets bei einer Gemeindeverwaltung. Daneben gibt es zwei koordinierende Gremien: Die «Pilotgruppe» besteht aus den Gemeindepräsidenten, zwei Regierungsräten und den Leitern der involvierten kantonalen Ämter; sie trifft alle Entscheide und trägt die politische Verantwortung. Im «Stab für die technische Leitung» treffen sich monatlich die Leiter der zuständigen Gemeindeämter und Vertreter der kantonalen Departemente, sie betreuen die einzelnen Studien, evaluieren alle wichtigen Bauprojekte im Gebiet (vgl. Kasten unten) und bereiten die Entscheide der Pilotgruppe vor.

Als Planungswerkzeuge dienen Expertenberichte, Wettbewerbe und Teststudien. Letztere erweisen sich bei komplexen Aufgaben als besonders fruchtbar: Resultate mehrerer interdisziplinärer Teams werden öffentlich verglichen und diskutiert; Fachleute und Bevölkerung erarbeiten so gemeinsam eine Vision. Jeder Eingriff verlangt nach einer sensiblen Bestandsaufnahme, muss auf einer strategischen Vision basieren und braucht Zeit für Verhandlungen, damit Gelegenheiten genutzt und Partnerschaften geschaffen werden können. Zentrales Anliegen aller Massnahmen ist die Qualität des öffentlichen Raums (vgl. S. 22).

MIT ÖFFENTLICHEN RÄUMEN BRUCHSTÜCKE VERBINDEN

Der Lausanner Westen besteht aus untereinander nicht verbundenen Teilstücken – eine Folge grosser Bahn- und Strassenbauten, aber auch von vielen ohne Blick auf das Gesamte errichteten Einzelgebäuden. Die für den Transitverkehr ausgelegten Strassen führen strahlenförmig von Lausanne weg und trennen die Agglomerationsteile, statt sie zu verbinden. Da sie nur für Autos konzipiert sind, eignen sie sich für die heutigen Bedürfnisse nicht. Heute wird jedes Bauvorhaben als Chance gesehen, Räume zu schaffen, mit denen sich die Bevölkerung identifizieren kann. Öffentliche Räume – Plätze, Parks, Wege, Brücken, Strassen und Vorgärten – schaffen Durchlässigkeit und verknüpfen, was zusammengehört, wenn eine Siedlung eine hohe Lebensqualität aufweisen soll. Die grosse Aufgabe besteht also darin, eine Stadt mit urbanen Qualitäten zu schaffen. Im suburbanen Kontext heisst das: den Autoverkehr reduzieren und kanalisieren, den öffentlichen Verkehr fördern, Wege für die sanfte Mobilität öffnen, öffentliche Räume schaffen, die Bebauung verdichten, die Funktionen sinnvoll mischen und die Zersiedelung stoppen. Dabei helfen Bundesgelder aus dem Agglomerationsprogramm.

Die neue Stadt, die in den nächsten zehn Jahren etwa 30000 neue Einwohner aufnehmen soll, wächst nicht vom historischen Zentrum Lausanne aus, sondern soll im Westen geboren werden und ihre Gestalt aus eigenen Qualitäten entwickeln. Die Studienphase ist abgeschlossen. Die Ausgaben von Gemeinden, Kanton und Bund werden auf mehrere hundert Millionen Franken geschätzt; dazu dürften private Investitionen von mehreren Milliarden kommen.

SIEBEN BAUSTELLEN – VIELE PROJEKTE

Der SDOL hat sieben sogenannte «Baustellen» festgelegt. Vier davon sind strategische Teilgebiete (Karte S. 17), drei weitere betreffen übergreifende Aufgaben im gesamten Planungsgebiet. Jede Baustelle ist in Teilgebiete unterteilt, die Gegenstand spezifischer Analysen sind, und enthält zahlreiche, unterschiedlich weit gediehene Projekte – insgesamt sind es bisher rund 70, viele weitere werden aber in den nächsten Jahren hinzukommen. Die wichtigsten Baustellen und Projekte werden auf den folgenden Seiten vorgestellt.²

Ruedi Weidmann, weidmann@tec21.ch

Anmerkungen

¹ Schéma directeur de l'Ouest lausannois, verfasst von Feddersen & Klostermann, Parel S.A., CEAT, Transitec, Metron, Joël Christin, Renens 2003. Bezug beim SDOL-Büro, www.ouest-lausannois.ch

² Weitere Informationen finden sich im Buch «Im Westen die Zukunft» (vgl. S. 11), in der Ausstellung «Pièces à Conviction» (vgl. S. 38) und auf der Internetseite des SDOL: www.ouest-lausannois.ch



02 Baustelle 1 bildet ein Dreieck um die ETH (EPFL) und die Universität Lausanne (UNIL) und betrifft Gebiete in Lausanne, Ecublens, St-Sulpice und Chavannes-près-Renens. Die Hochschulen sind ein Trumpf der Region. Das Gebiet ist landschaftlich attraktiv und verfügt über Baulandreserven, leidet aber unter dem Lärm der Verkehrsachsen. Die vom öffentlichen Verkehr am besten erschlossenen Standorte sollen dicht bebaut, Autobahn, Metro, Kantonsstrassen und Bäche leichter querbar und die Strassen umgestaltet werden. Die Projektleitung liegt bei der Gemeinde Chavannes-près-Renens.

(Plan: SDOL/Farra & Fazan)

03 Baustelle 1: Fussgängersteg über die Autobahn von Richter et Dahl Rocha. (Bild: SDOL/RDR)

04-05 Baustelle 1: Umgestaltung der Route du Lac: Die Kantonsstrasse 1 wird vom Autobahnanschluss Malley im Osten über Chavannes, Saint-Sulpice und Ecublens bis zum Flüsschen Venoge im Westen umgestaltet und leichter querbar. Das Konzept stammt von Christian Leibbrandt (Richter et Dahl Rocha), Jean-Yves Le Baron und Farhsid Assef-Vaziri (Robert-Grandpierre et Rapp).

(Bild/Plan: SDOL/RDR, Le Baron, RGR)

06-07 Im Perimeter der Baustelle 1 sind mehrere kommunale Bauprojekte in Planung, etwa En Dorigny, ein neues Quartier, für das Rast Architekten den Wettbewerb für Städtebau und öffentlichen Raum gewonnen haben. (Bilder: SDOL/Rast)

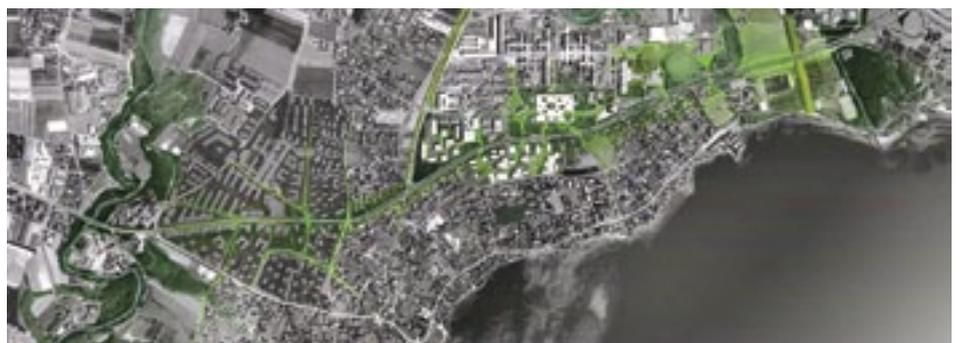
02



03



04



05



06



07



08

08 Baustelle 2 umfasst das Gebiet beidseits der Bahnlinie von Bussigny bis Sébeillon. An dieser zentralen Entwicklungsachse von Lausanne West mit vielen Industriebrachen liegen einige Schlüsselprojekte wie das geplante Zentrumsgebiet rund um die 2012 eröffnete S-Bahn-Station Prilly-Malley (vgl. S. 6). Von einer neuen Tramlinie erschlossen, soll hier rund um urbane öffentliche Räume eine dichte Bebauung mit Arbeits-, Wohn- und Einkaufsflächen wachsen. Beteiligt sind Bussigny, Crissier, Renens, Prilly und Lausanne. (Plan: SDOL/KCAP)



09



10

09–10 Projekt in der Baustelle 2: Der Bahnhof Renens ist der wichtigste ÖV-Knoten in Lausanne West. Er könnte einmal zum drittgrössten Bahnhof der Westschweiz werden. S-Bahn- und Metro-Frequenzen werden erhöht, ein Tram und neue Buslinien entstehen. Eine Fussgängerbrücke wird die Bahnhofplätze beidseits der Gleise verbinden. Das Projekt stammt von Farra & Fazan, Tekhne und Jean-Yves Le Baron, die 2007 den Wettbewerb gewannen, und soll 2014–2019 realisiert werden. (Bilder: SDOL/Farra & Zoumboulakis)



11



12

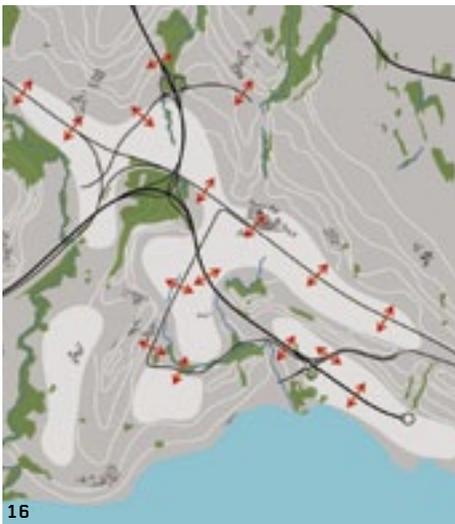
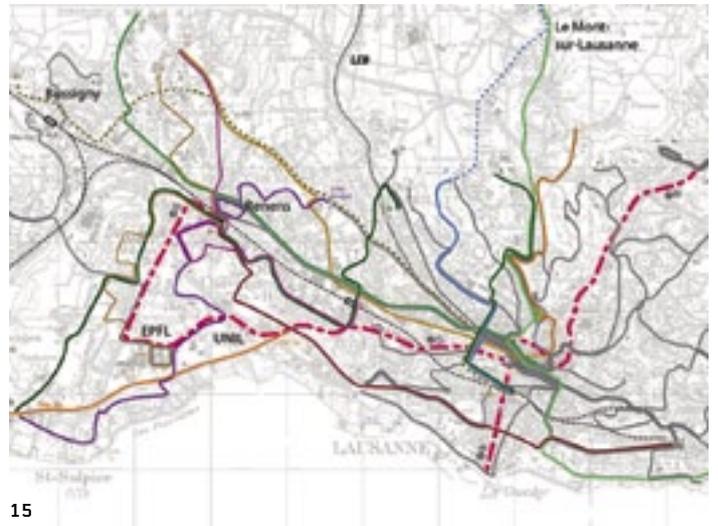
11–12 Projekt in der Baustelle 2: Kees Christiaanse gewann 2009 den Wettbewerb für ein neues Quartier mit gemischter Nutzung auf der Südseite des Rangierbahnhofs in Renens. Das Areal CFF Entrepôts liegt unmittelbar westlich des Bahnhofs Renens und gehört den SBB, heute stehen hier einfache hölzerne Lagerhallen. Es soll ein dichtes Stadtquartier mit rund 400 Wohnungen und 600 Arbeitsplätzen, Läden, Cafés, einem Gymnasium und öffentlichen Einrichtungen entstehen. Die Realisierung ist ab 2015 geplant. (Plan, Bild: SDOL/KCAP)



13 Baustelle 3, Route de Cossonay (Ausschnitt). Dieses Planungsgebiet erstreckt sich entlang der Kantonsstrasse 251, berührt Crissier, Renens und Prilly und ist in mehrere Studienperimeter aufgeteilt. Die Strasse soll zur Avenue mit mehr Raum für die sanfte Mobilität umgestaltet werden. Die Quartiere entlang der Achse werden verdichtet und besser mit öffentlichem Verkehr erschlossen. Neue Bäume und der Einbezug des Waldstreifens entlang dem Bach Mèbre werden die Achse landschaftlich auf. Die Planung leitet die Gemeinde Prilly. (Plan: SDOL/ADR, Citec, Itinera)



14–15 Baustelle öffentlicher Verkehr – motorisierter Individualverkehr. Diese gebietsübergreifende Baustelle verbessert die Nutzung der Strassen und das ÖV-Angebot. Dessen Ausbau wird auf die bauliche Verdichtung abgestimmt. Dank neuen Anschlüssen in Chavannes, Malley und Ecublens wird die Autobahn besser ausgelastet. Weitere Studien betreffen die Parkplatzpolitik und die Reduktion des Strassenlärms. Beteiligt sind die Gemeinden, kantonale Ämter, die SBB und die Verkehrsbetriebe Lausanne. (Bild: SDOL/AFTPU, GEA; Plan: SDOL/AFTPU, TL)



16 Baustelle öffentliche Räume und Langsamverkehr. Diese gebietsübergreifende Baustelle hat drei Ziele: Gestaltung öffentlicher Räume, Aufwertung der Landschaft und Förderung des Langsamverkehrs – hier ein Plan mit neuen Querungen für die sanfte Mobilität. (Plan: SDOL/ADR, Citec, Itinera)



17–18 Baustelle Denkmal- und Landschaftsschutz. Sie soll das Verständnis für Landschaft und Baukultur in breiten Kreisen wecken. Landschaftsprojekte werden als Bedingung für das Verdichten verstanden. Prägende Elemente sollen respektiert und zur Geltung gebracht werden: Grünraum der Campagne de Renges in Ecublens und der Gasometer von Malley als Wahrzeichen und Treffpunkt. (Plan: SDOL/Plarej; Bild: SDOL/KCAP)



«KANN AUS DER WIRREN VIELFALT STADT WERDEN?»

Der Architekt und Stadtplaner Pierre Feddersen hat im Auftrag des Kantons Waadt mit einem interdisziplinären Team das Schéma directeur de l'Ouest lausannois (SDOL)¹ erarbeitet und wird seither als Experte beigezogen. Wie plant man im suburbanen Durcheinander mit acht Gemeinden eine Stadt?

TEC21: Das Chaos der Agglomeration Lausanne West soll städtische Qualitäten entwickeln. Wie geht man so eine Aufgabe an?

Pierre Feddersen: Es ist ein räumliches Chaos, aber politisch ist das Gebiet natürlich gut organisiert. Es sind acht funktionierende Gemeinden, die sich auch koordinieren, nur leider nicht in der Raumplanung und im Städtebau. Trotzdem gibt es urbanistische Qualitäten und lokale Identitäten – aber sie sind schwer zu erkennen. Das Organisierte, das historisch Gewachsene, die Identitäten und die Qualitäten sind im visuellen Chaos versteckt. Auch den Leuten aus der Gegend sind diese versteckten Identitäten nur zu einem Teil bewusst. Den Jungen eher weniger; sie kennen nichts anderes als das Chaos und finden sich darin gut zurecht. Unser erster Schritt war, zu erfassen, welche interessanten Dinge es dort gibt, sie darzustellen und den Entscheidungsträgern zu präsentieren. Der zweite Schritt war zu fragen, ob sich diese Dinge vernetzen lassen, d. h., ob aus der wirren Vielfalt eine Stadt werden kann – natürlich keine, wie wir sie gewohnt sind, aber eine Stadt des 21. Jahrhunderts. Lässt sich ein Konzept finden, in dem jeder Ort im Gebiet in Synergie mit den anderen seine bestimmte Rolle spielen kann?

TEC21: Wie beginnt man die Arbeit an einem solchen Konzept?

P. F.: Man geht viel herum und schaut, fährt über die Strassen und schaut... Und dann spricht man mit Leuten, in diesem Fall mit den Gemeindepräsidentinnen und -präsidenten. Dabei erfuhr ich, dass die Gemeinden zwar oft zusammenarbeiteten, in der Raumplanung aber jede für sich entschied, ohne mit den anderen zu reden. Beschlüsse der Nachbarn kommentierte man nicht, um selbst auch freie Hand zu haben. So tat jeder, was er wollte, doch was dieser tat, nützte jenem nichts und umgekehrt.

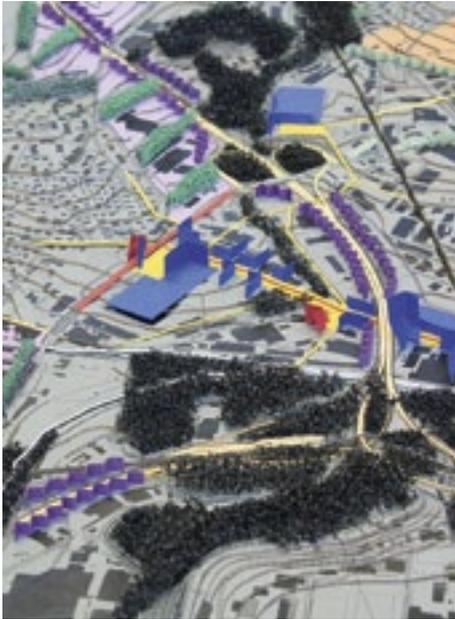
Wir entwarfen ein Konzept ohne Gemeindegrenzen: Wo sind Elemente, die dem ganzen Gebiet nützen und zu einer gemeinsamen Identität beitragen können? Wo müssten weitere Elemente zu liegen kommen, damit möglichst viele von ihnen profitieren – seien es strategische Entwicklungsgebiete, wie nun eines in Malley entsteht, oder Freiräume wie die Campagne de Renges in Ecublens, die der ganzen Agglomeration als Park dienen kann. Mit diesem Konzept gingen wir erneut zu den Syndics und versuchten sie zu überzeugen, dass sie zusammen eine Stadt organisieren konnten – die zweitgrösste im Kanton! –, wenn sie Raumplanung und Bauprojekte miteinander besprachen, in Synergie statt in Konkurrenz und mit Verantwortungsgefühl für das ganze Gebiet. Manche Syndics betrachteten ihre Gemeinde als Dorf. Sich als Teil einer neuen Stadt zu begreifen war nicht einfach. Dass sie es verstanden und gemeinsame Gespräche institutionalisiert werden konnten, war das Wichtigste. Wir brauchten dafür zwei Jahre.

TEC21: Jetzt konnte die eigentliche Planung beginnen?

P. F.: Wir hatten nun die Gesprächsrunde und einen Plan, aber es brauchte unbedingt noch eine Institution, die die Umsetzung vorantrieb. Der Regierungsrat unterstützte das, so entstand das SDOL-Büro unter Ariane Widmer. Sie hat es seither verstanden, die Syndics und

01 Modell von Lausanne West, Massstab 1:5000, Kartonrelief 1.80 x 1.80 m, bedruckt mit der Landeskarte (Ausschnitt).

(Modell: SDOL/Feddersen & Klostermann)



01

die vielen Amtsvertreter bei der Stange zu halten und für das gemeinsame Lösen von Problemen zu begeistern. Sonst wäre unsere Vision längst in der Schublade verschwunden. So aber wurden Antworten auf viele Fragen und Projekte für etliche Überbauungen erarbeitet.

TEC21: Ihr Ansatz zielte also auf die kommunalen Exekutiven. Wann wurden die Legislativen, die Öffentlichkeit und die Planungsämter einbezogen?

P. F.: Das geschah erst später in den einzelnen Gemeinden und in Testplanungen. Am Anfang sprach ich mit den Planern in den Gemeinden, merkte aber bald, dass ich beim Kopf anfangen musste, wenn ich etwas bewegen wollte. So konzentrierten wir uns auf die Exekutiven. Da der SDOL kein offizieller Richtplan ist, brauchte es dafür keine kommunalen Abstimmungen. Im Moment laufen Überlegungen, wie seine Umsetzung auf Gemeindeebene organisiert werden kann. Eigentlich müsste nun jede Gemeinde auf der Basis des SDOL einen kommunalen Richtplan erlassen und danach ihren Zonenplan revidieren. Wir schlagen aber vor, dass die Gemeinden den SDOL als interkommunalen Richtplan anerkennen und für sich lediglich spezifische Zusätze erarbeiten. Danach wäre es sinnvoll, einen einzigen Zonenplan für Lausanne West zu schaffen – aber das ist leider wohl noch zu visionär. Da die meisten Planungsvorhaben Gemeindegrenzen überschreiten, drohen lange Verzögerungen, wenn nicht alle Gemeinden gleich weit sind mit der Revision und sich in fallweisen Zonenplanänderungen verheddern. Denn jetzt sind Projekte reif, jetzt geht es ums Bauen und um die Qualitätssicherung bei der Umsetzung! Da hilft es, wenn auch die Instrumente klar sind.

TEC21: Wäre da eine Gemeindefusion nicht einfacher?

P. F.: Bis das reiche St-Sulpice und das proletarische Renens fusionieren, das wäre noch viel komplizierter! Wir versuchen nun einen pragmatischen Mittelweg.

TEC21: Mit der Umsetzung des SDOL wird die Lebensqualität in Lausanne West steigen, es wird attraktiver und damit teurer. Befürchten Sie nicht, dass manche, für die Sie das Gebiet besser einrichten wollten, dann wegziehen müssen, weil es für sie zu teuer wird?

P. F.: Ja, die Gefahr besteht. Der Prozess wird allerdings langsamer und gemässiger ablaufen als in Zürich West. Lausanne West ist riesig, und der SDOL wertet nur ausgewählte Teilgebiete auf, andere nicht; es gibt noch viel Platz für Nischen. Es braucht aber den politischen Willen, einige Gebiete in Ruhe zu lassen. Denn eine Stadt braucht nicht nur multinationale Firmen, sondern auch ein normales Alltagsleben, Quartierläden, Handwerker usw. Und es braucht gemeinnützigen Wohnungsbau.

TEC21: Sie haben ein Modell von Lausanne West gebaut. Wie arbeitet man damit?

P. F.: Es ist kein Architektur-, sondern ein konzeptionelles Modell, es zeigt die städtebaulichen Prinzipien: Siedlungskerne, strategische Gebiete, öffentliche Räume, wichtige Strassen, Grünräume, grosse Promenaden, Siedlungsränder entlang der Autobahn, die mögliche Verteilung von Volumen und Funktionen im Raum. Es diente der Veranschaulichung im Gespräch mit den Syndics, als Gedankenstütze und Ausgangspunkt für Testplanungen, in denen Bauten und Freiräume dann genauer platziert wurden. Wir versuchten immer, in der Darstellung einfach zu bleiben, mit Bildern, Analogien und Skizzen zu arbeiten, die für Laien verständlich sind und den konzeptionellen Charakter deutlich machen: Es ging um Inhalte, Ideen und Prinzipien, noch nicht um definitive Formen.

TEC21: Was schätzen Sie: Wie wird der SDOL umgesetzt werden?

P. F.: Planung und Kooperation sind zu weit gediehen, als dass das Projekt noch scheitern könnte; beim Kanton und im Agglomerationsprogramm Lausanne-Morges ist es gut verankert. Aber man muss dranbleiben und die Idee immer wieder erklären. Und für die Qualitätssicherung bei der Ausführung wäre nun eine Baukommission hilfreich.

Anmerkung

1 Schéma directeur de l'Ouest lausannois, verfasst von Feddersen & Klostermann, Planel S.A., CEAT, Transitec, Metron, Joël Christin, Renens 2003. Bezug: www.ouest-lausannois.ch

Ruedi Weidmann, weidmann@tec21.ch

WETTBEWERBE: TORFELD SÜD IN AARAU

MAGAZIN: EIN TOOL FÜR NACHHALTIGE QUARTIERE

NACHHALTIGE QUARTIERE

ENERGIEWENDE 2: «NACHHALTIG PLANEN HEISST: ZUSAMMEN SUCHEN» | WÄRMEVERSORGUNG

SIA: BEITRITTE ZUM SIA IM 4. QUARTAL 2011



TEC21

sia

NR. 12

16. MÄRZ 2012



Blick aus einem Café auf einen Platz im Genfer Quartier La Jonction, in dem sich schon heute viele Qualitäten finden, die nachhaltige Quartiere dereinst auszeichnen werden
(Foto: Hannes Henz)

NACHHALTIGE QUARTIERE

Bei der Suche nach Massnahmen gegen Klimawandel und Ressourcenverschleiss lag das Hauptgewicht bisher auf der Technik. Doch die Hoffnung, technischer Fortschritt allein werde es richten können, entpuppt sich immer deutlicher als trügerisch, ja schlimmer noch: Die mit technischen Massnahmen erzielten Einsparungen werden durch Reboundeffekte mindestens teilweise wieder zunichte gemacht (TEC21 7/2012). Sektorielle Vorstösse tendieren also zu unbeabsichtigten negativen Handlungsfolgen. Deshalb wird immer mehr Akteuren klar, dass nachhaltige Entwicklung breiter ansetzen muss und nur als interdisziplinäre Querschnittaufgabe gelingen kann. Diese Bandbreite möchte TEC21 mit der diesjährigen Hefreihe «Energiewende» beleuchten: Sie wird neben technischen und ökologischen Aspekten auch gestalterische, soziale, raumplanerische und wirtschaftliche Faktoren thematisieren.

Das vorliegende zweite Heft dieser Reihe vereint eine soziale und eine technische Antwort auf die Herausforderung, in den nächsten Jahren grosse Schritte in Richtung 2000-Watt-Gesellschaft machen zu müssen: Mit Matthias Drilling präzisiert ein Sozialwissenschaftler, was «soziale Nachhaltigkeit» eigentlich bedeutet, welche Anforderungen sie stellt und welche unerwarteten Möglichkeiten sie eröffnen kann (S. 16); Bruno Bébié und Martin Jakob erläutern das neue Wärmeversorgungskonzept der Stadt Zürich für das Jahr 2050 (S. 21). Noch kommen der soziale und der technische Ansatz getrennt daher, doch wäre es falsch, sie als Gegensatz zu begreifen, da wir lernen müssen, die Sichtweisen miteinander zu verbinden. Gemeinsam ist den Ansätzen der Fokus auf das Quartier: Beide wollen lokale Potenziale nutzen und schlagen auf die lokalen Bedürfnisse zugeschnittene Massnahmen vor.

Das Quartier rückt heute in den Fokus der Nachhaltigkeitsdiskussion. Denn es ist offensichtlich, dass ein auf das Gebäude beschränkter Fokus viele klima- und ressourcenrelevante Aspekte nicht erfasst, allen voran das Mobilitätsverhalten und die Lebensqualität in unseren Siedlungsräumen. Das Quartier ist ausserdem der Ort, wo sich soziale Nachhaltigkeit entwickeln kann. Die kommunale Ebene ist dagegen für viele Fragen bereits wieder zu gross. Eine Reihe von Tools zur Planung und Bewertung nachhaltiger Quartiere wird gegenwärtig erprobt (Seiten 6 und 10).

Der Fotograf Hannes Henz illustriert die Hefreihe «Energiewende». Da ein nachhaltiges Quartier noch nirgends fotografiert werden kann, hat er für diese Nummer das Quartier La Jonction in Genf besucht – immerhin eines der dichtesten und sozial wie funktional vielfältigsten der Schweiz.

Claudia Carle, carle@tec21.ch; **Ruedi Weidmann**, weidmann@tec21.ch

5 WETTBEWERBE

Torfeld Süd in Aarau

10 MAGAZIN

Ein Tool für nachhaltige Quartiere

16 «NACHHALTIG PLANEN HEISST: ZUSAMMEN SUCHEN»

Claudia Carle, Ruedi Weidmann Was heisst sozial nachhaltig? Der Geograf, Ökonom und Raumplaner Matthias Drilling äussert sich im Interview zur bisher vernachlässigten dritten Dimension nachhaltiger Entwicklung.

21 WÄRMEVERSORGUNG: POTENZIALE DER QUARTIERE

Bruno Bébié, Martin Jakob Die Stadt Zürich hat für ihr 2000-Watt-Ziel ein Wärmeversorgungskonzept für das Jahr 2050 erarbeitet. Es stellt quartierspezifisch den Energiebedarf der Gebäude dem Angebot an erneuerbaren Energien gegenüber.

28 SIA

Beiträge zum SIA im 4. Quartal 2011

31 FIRMEN

37 IMPRESSUM

38 VERANSTALTUNGEN

«NACHHALTIG PLANEN HEISST: ZUSAMMEN SUCHEN»

Wer definiert soziale Nachhaltigkeit? Matthias Drilling ist einer der wenigen Sozialwissenschaftler, die sich Gedanken zur nachhaltigen Entwicklung machen. Die Analysen und Forderungen des Geografen, Ökonomen und Raumplaners sind unbequem und erhellend.

Titelbild

Aussicht aus dem Fernsehstudio auf das Quartier La Jonction in Genf
(Foto: Hannes Henz)

TEC21: Wie erleben Sie die Diskussion um Nachhaltigkeit, was die soziale Dimension betrifft?

Matthias Drilling: Der Diskurs über eine nachhaltige Entwicklung wird heute praktisch auf Energie- und Umweltziele reduziert. Wenn Fragen nach sozialer Nachhaltigkeit gestellt werden, werden sie meist nur im Dienst ökologischer Zielsetzungen gesehen. Interessant ist, dass wir früher viel mehr darüber wussten, was soziale Nachhaltigkeit ist. Doch dieses Wissen hat bisher kaum Eingang in den Nachhaltigkeitsdiskurs gefunden. Was von den 1960er- bis in die 1980er-Jahre international geforscht und publiziert wurde über sozialen Wohnungsbau, über Konzepte von Nachbarschaft oder Gemeinschaft, über Verdichtung und soziale Integration, über das Entwickeln von Siedlungen mit der Bevölkerung zusammen – all das ist völlig vergessen gegangen.

ZUR PERSON

Matthias Drilling leitet das Institut Sozialplanung und Stadtentwicklung der Hochschule für Soziale Arbeit in Basel, die zur Fachhochschule Nordwestschweiz gehört. Der Geograf und Ökonom hat einen Master der ETH Zürich in Raumplanung.
matthias.drilling@fhnw.ch

HEFTREIHE ENERGIEWENDE FOTOS VON HANNES HENZ

Energie ist ein Topthema des SIA. Der Umgang mit ihr wirkt sich direkt auf unsere gebaute Umwelt aus. TEC21 widmet ihr dieses Jahr unter dem Titel «Energiewende» eine Serie von Nummern (vgl. Nr. 7/2012). Sie beschäftigen sich mit technischen, gestalterischen, sozialen, ökonomischen, ökologischen und raumplanerischen Aspekten des Umgangs mit Energie. Dabei geht es um nachhaltige Energieversorgung und die dafür nötige Infrastruktur, aber auch um die Suche nach nachhaltigen Lebensstilen in einer Gesellschaft nach der Energiewende. Der Fotograf Hannes Henz begleitet die Reihe mit eigenständigen Bildbeiträgen.

Diese Nummer beschäftigt sich mit nachhaltigen Quartieren. Weil diese noch nirgends existieren und folglich auch nicht fotografiert werden können, hat Henz das Genfer Quartier La Jonction besucht, das mit seiner Dichte, seiner funktionalen und sozialen Durchmischung, seiner Bebauung aus unterschiedlichen Epochen und seinen Freizeitmöglichkeiten vielleicht am nächsten an das herankommt, was nachhaltige Quartiere einmal sein könnten.

TEC21: Wie kam es zu diesem Gedächtnisverlust unserer Gesellschaft?

M.D.: Das in den Sozialwissenschaften aufgebaute Wissen wurde nicht in die Umweltwissenschaften und das Ingenieurwesen transferiert, die heute den Diskurs über Nachhaltigkeit führen. Das hat auch damit zu tun, dass die Sozialwissenschaftler den Nachhaltigkeitsdiskurs nicht ernst genommen haben, da sie ihn für rein umsetzungsorientiert und damit uninteressant hielten. Deshalb tendiert der Diskurs heute zu einer mechanistischen Sicht eines Dreisäulenprinzips: Man nehme etwas mehr Massnahmen aus dieser Säule, dafür etwas weniger aus jener ... Abgesehen davon, dass das kein geeignetes Verständnis von Nachhaltigkeit ist, sind wir Sozialwissenschaftler avers gegen die Forderung nach Messbarkeit von Massnahmen. Die wenigen Sozialwissenschaftler, die sich auf den Diskurs einliessen, standen ihm kritisch gegenüber und sahen ihn nicht als Chance, um Wissen und Forderungen der Sozialwissenschaften einzubringen. So ist das Soziale eine Art Erfüllungsgehilfin der Ökologie geworden. Gesellschaftsrelevante Fragen nachhaltiger Entwicklung wurden dem Städtebau überlassen, für den in der Schweiz die Architekturschaffenden zuständig sind, und diese denken enorm objekt- und umsetzungsorientiert. Erst jetzt merken wir Sozialwissenschaftler, welche Chance wir da versäumt haben.

TEC21: Wie lässt sich soziale Nachhaltigkeit heute definieren?

M.D.: Auf globaler Ebene laufen die Vorschläge meistens auf grosse Forderungen wie eine gerechte Verteilung von Lebenschancen hinaus. Im nationalen Massstab wird es schon komplizierter: Da wird zum Beispiel von «sozial gerechter Wohnraumversorgung» gesprochen. Auf lokaler Ebene stellt sich die Frage nach dem Geltungsbereich: Beziehen wir uns auf eine Gemeinde, ein Quartier, eine Siedlung oder ein Gebäude? Hier kommen zahlreiche Aspekte ins Spiel: Beteiligung, Nutzungsorientierung, soziale Durchmischung usw. Die SIA-Empfehlung 112/1 «Nachhaltiges Bauen – Hochbau» ist ein gutes Beispiel für ein lokales und prozessorientiertes Verständnis in Bezug auf ein Gebäude.

Ich meine, dass wir «soziale Nachhaltigkeit» heute im Vokabular des Nachhaltigkeitsdiskurses definieren müssen, damit sie darin Eingang finden kann. Ein fundamentales Kriterium ist etwa, dass wir es immer mit Prozessen zu tun haben. Man kann also nicht sagen, etwas ist



01

«Früher wussten wir viel mehr darüber, was soziale Nachhaltigkeit ist.»

sozial nachhaltig, sondern etwas wird sozial nachhaltig, beispielsweise: Wie erreichen wir, dass sich in einer Siedlung eine soziale Durchmischung entwickelt? Dieses Konzept ist anschlussfähig an prozessuale Sichtweisen in der Ökologie. Man kann dabei die Bevölkerung als Ressource bezeichnen. Nachhaltig mit der Ressource Bevölkerung umzugehen heisst, sich bei Planungen und Bauprojekten reflektiert mit Fragen auseinanderzusetzen wie: Wie viel der Ressource Bevölkerung nutze ich – z. B. in Mitwirkungsverfahren oder indem ich die Entstehung einer Nachbarschaft fördere – und wie viel «verbrauche» ich, das heisst, wie viele soziale Netze zerstöre ich durch das Verdrängen von Bewohnern? Es geht immer um die Fragen: Für wen baue ich? Und wie interagiert das Projekt mit dem sozialen Kontext? Soziale Nachhaltigkeit zielt letztlich auch auf soziale Kohäsion: Zusammenhalt in der Gesellschaft, in der Gemeinde, im Quartier, im Haus. Eine sozial nachhaltige Gemeinde kann unterschiedlichste Ansprüche der Bevölkerung befriedigen, seien es die von alten oder jungen Menschen, Neuzugezogenen oder Alteingesessenen, In- oder Ausländern usw. Denn unser Konzept von Gesellschaft beruht darauf, dass heterogene Bevölkerungsteile miteinander in Kontakt stehen, in Konflikte geraten und kreativ damit umgehen – daraus entsteht Innovation. Dagegen wird ein Quartier, in dem nur Menschen aus einer einzigen Bevölkerungsgruppe leben, nicht sozial nachhaltig. Das Extrembeispiel ist die «gated community»: eine homogene Bevölkerung ohne Austausch mit anderen Teilen der Gesellschaft, abgetrennt durch einen Zaun und geschützt von Security-Personal. Gemeinden und Investoren sollten sich überlegen, was ihr Projekt zur Kohäsion der Gesellschaft beiträgt.

TEC21: Die Verbreitung der Nachhaltigkeitsidee funktionierte bisher erfolgreich über Labels und Tools. Heute wird daran gearbeitet, sie für ganze Quartiere operabel zu machen. Wie beurteilen sie solche Instrumente?

M.D.: Wir haben bestehende Indikatorensysteme analysiert.¹ Es hat sich gezeigt, dass die soziale Nachhaltigkeit immer zu unpräzise formuliert ist. Da stehen zwar oft Begriffe wie

01 Quartier La Jonction, Genf: Dichte und Vielfalt, Enge und Weite, historische und neue Bauten (Foto: Hannes Henz)

«Solche Tools sind schon nützlich. Nur erheben sie einen generellen Anspruch, den sie nicht einlösen können.»

«soziale Integration», «Nahversorgung», «Berücksichtigung von Genderaspekten» oder «Mitbestimmung», aber es wird nicht definiert, wie sie in die Praxis einfließen sollen.

TEC21: Liessen sich solche sozialen Indikatoren nicht durch messbare Richtwerte operabel machen? Sie sagten, dass Sozialwissenschaftler die Forderung nach Messbarkeit sozialer Massnahmen nicht schätzen ...

M.D.: Das ist ja eben der Punkt! Soziale Nachhaltigkeit beruht auf Prozessen und auf Interaktion in diesen Prozessen – auf Verhandlung. Wird irgendwo eine grosse Siedlung geplant, dann wird es erst sozial nachhaltig, wenn das ganz Quartier daran Anteil nimmt und sich zum Beispiel überlegt, wer dort wohnen soll. Vielleicht stellt die Bevölkerung dann fest, dass der Investor nicht das baut, was für das Quartier nützlich wäre. Aus Unzufriedenheit über die Mainstreamproduktion entstehen dann neue Wohnmodelle.

TEC21: Sie plädieren also dafür, Bedürfnisse und Kreativität der Bevölkerung einzubeziehen?

M.D.: Ja. Es gibt Möglichkeiten, das zu fördern. Bei der Stadterweiterung Rieselfeld in Freiburg i. B. entschied sich die Stadtverwaltung, die Bauparzellen statt wie üblich auf Grossinvestoren zuzuschneiden nur 30 x 30m gross einzuteilen. So konnten auch kleine Bauherrschaften, darunter auch Genossenschaften und die heute bekannten Baugruppen zum Zug kommen. Solche früh ansetzenden Methoden führten zu einer grösseren und vielfältigeren Beteiligung an der Übernahme von Verantwortung und damit zu mehr sozialer Nachhaltigkeit.

TEC21: Müssen also Nachhaltigkeitstools um soziale Indikatoren ergänzt werden, nicht in Form messbarer Werte, sondern indem partizipative Verfahren verlangt oder belohnt werden?

M.D.: Ja, aber ich würde noch etwas weitergehen; soziale Nachhaltigkeit mit Beteiligung gleichzusetzen, greift zu kurz. Ich verweise nochmals auf die SIA-Empfehlung 112/1, die diesbezüglich weitaus mehr Innovationen enthält. Diese Empfehlung könnte man zu einer Norm machen. Normen bewirken viel. Das Bundesamt für Energie erarbeitet gerade einen nationalen Standard zur Nachhaltigkeit. Bei den Unterlagen dazu war ein Verzeichnis bestehender Normen. Da fällt auf, dass die meisten Normen und Ausführungsbestimmungen der Ökologie gelten – und nahezu keine dem Sozialen. Man darf nun aber nicht erwarten, dass wir schon mit der gleichen Präzision aufwarten können wie über zwanzig Jahre Umweltforschung – ein Schicksal, das die soziale übrigens mit der ökonomischen Nachhaltigkeit teilt.

TEC21: Die Bundesämter für Energie und für Raumentwicklung haben mit der Stadt Lausanne und dem Kanton Waadt das Planungs- und Controllinginstrument «Nachhaltige Quartiere by Sméo» geschaffen (vgl. S. 10). Wie beurteilen Sie dieses Instrument?

M.D.: Sméo spricht soziale Kriterien zwar an, aber das Tool wendet sich an Investoren. Auf SIA 112/1 wird Bezug genommen, aber sie wird auf die Idee des Lebenszyklus reduziert. Ein wenig wird simuliert, dass das Soziale dann schon irgendwie mit dabei sei. Was ich meine, geht über Sméo hinaus. Verhandlung findet am runden Tisch und in partizipativen Verfahren statt. Das heisst nicht, dass man für jeden Bau die halbe Stadt einladen muss. Je nach Projekt reicht auch ein Nutzervertreter. Hilfreich wären in dem Zusammenhang auch stärker für soziale Fragen sensibilisierte Fachplaner. Wichtig ist, wie gut die Gemeinden im Rahmen von Planungs- oder Baubewilligungsverfahren ihre Steuerungsmöglichkeiten in Sachen sozialer Nachhaltigkeit wahrnehmen: wen sie fragen und wonach sie fragen. Der Perimeter wird hier meist eng gezogen: Man begrüsst die Einspracheberechtigten und fragt vielleicht noch dort, wo der grösste Widerstand vermutet wird, aber alle anderen tauchen nicht auf.

TEC21: Aber gerade die neuen Quartiertools fassen die Perimeter relativ weit.

M.D.: Das ist richtig. Aber sie definieren nicht, was Gegenstand von Verhandlungen mit der Bevölkerung sein soll. Solche Tools sind schon nützlich. Nur erheben sie einen generellen Anspruch, den sie nicht einlösen können. Am Ende nutzt ein angekreuztes Kästchen nur beschränkt. Ein Beispiel: Beim Masterplan Aarburg-Nord haben wir mit dem Gemeinderat, Orts-

VERHANDLUNGSTHEMEN SOZIALER NACHHALTIGKEIT

Matthias Drilling und sein Team schlagen sechs Verhandlungsthemen sozialer Nachhaltigkeit vor:

- Sozialstruktur
- Nutzungen
- Design für alle/Barrierefreiheit
- Mobilität
- Partizipation
- Prozess- und Planungsqualität

Die Themen sind deckungsgleich formuliert mit Debatten, die gegenwärtig in Raum- und Stadtplanung geführt werden. Somit können sozialwissenschaftliche Diskussionen direkt an sie anknüpfen.



04

«Wirklich nachhaltige Lösungen müssen aus lokalen Bedingungen, Bedürfnissen und Möglichkeiten entwickelt werden.»

Verkehrsplanungs- und Architekturbüros zusammengearbeitet. Auslöser war der wachsende Verkehr auf der Oltenerstrasse. Eine Steuerung durch Ampeln wurde diskutiert, doch stellte man fest, dass dies die Lebensqualität im Quartier nicht wirklich steigern würde. Wir machten dann eine Sozialraumanalyse. Wir erkannten, dass nicht die Teilung des Quartiers durch Oltenerstrasse und Bahngleise das eigentliche Problem war, sondern seine Teilung in ein «Problemquartier» an der Strasse und ein «Mittelstandsgebiet» parallel dazu. Deshalb schlugen wir vor, bei der Quartierentwicklung nicht nur die Oltenerstrasse zu beachten, sondern die Quartierstrasse, die parallel dazu als unsichtbare Barriere die problematischen und die privilegierten Quartierteile trennt, zur Begegnungssachse für die Bevölkerungsteile zu entwickeln. Das Beispiel zeigt, dass die frühe Berücksichtigung sozialer Fragen, von Bedürfnissen der Bevölkerung und Fragen der Lebensqualität zu ganz anderen Massnahmen führen kann als anfänglich geplant. Dazu gehört etwa auch, dass man nicht nur den Lebenszyklus eines Baus, sondern auch den seiner Bewohner betrachtet. So hat man zum Beispiel in Freiburg i. B. auf Wunsch der älter gewordenen Bewohner bei der Energiesanierung eines Hochhauses gleichzeitig auch die Wohnungen verkleinert. Statt 90 gibt es jetzt 139 Wohnungen. Dadurch blieben die Mieten trotz Umbau zum Passivenergie-Hochhaus fast gleich hoch, und die meisten früheren Bewohner konnten wieder ins Haus zurückkehren. Sie sehen also: Wenn wir auf soziale Nachhaltigkeit setzen, müssen wir Verhandlungen möglich machen, wo sich Problemdefinitionen verschieben und unerwartete Lösungen entstehen können. Daran beteiligen können sich Planungsfachleute, Sozialplaner, Behörden, Arbeitsgruppen in der Bevölkerung mit Workshops, Ergebniskonferenzen usw. Wichtig ist, dass mehr hineingetragen werden kann, als die Tools an Kriterien vorgeben, denn wirklich nachhaltige Lösungen müssen aus lokalen Bedingungen, Bedürfnissen und Möglichkeiten entwickelt werden.

04 Quartier La Jonction, Genf: durchmischte Bewohnerschaft, vielfältige Dienstleistungen (Foto: Hannes Henz)

TEC21: Nachhaltigkeit kann man also nicht planen, sondern nur zusammen suchen?

M.D.: Das ist doch Planung, zunächst einmal! Planen heisst zusammen suchen.

«Letztlich geht es darum, die Häufigkeit und Intensität von Begegnungen zu fördern.»

TEC21: Was bedeutet das für die Disziplin Städtebau?

M.D.: Der Städtebau nimmt oft soziale Themen auf und drückt sie in einem städtebaulichen Begriff aus, der dann kaum mehr sozialwissenschaftlich reflektiert wird. Zum Beispiel «Verdichtung»: Darüber diskutieren die Sozialwissenschaften seit über hundert Jahren. Übersetzt in deren Sprache heisst das «Nachbarschaft». In den 1970er-Jahren wurden Nachbarschaften typologisiert und Zusammenhänge mit Bebauungsformen erforscht. Man hat unterschieden zwischen anomischen Nachbarschaften, wo sich die Leute kaum kennen, Stepping-Stone-Nachbarschaften, wo man sich bei Bedarf aushilft, und integrativen Nachbarschaften, deren Bewohner im Alltag viel zusammen machen. Unter dem Aspekt sozialer Nachhaltigkeit wäre es nun intelligent, zu überlegen, was integrative Nachbarschaften fördert. Wenn es uns gelingt, gute Modelle von Nachbarschaften zu entwerfen, dann wird die negativ konnotierte Dichte sekundär. Statt über Ausnützungsziffern sollte man darüber sprechen, welche zusätzlichen Dienstleistungen und Qualitäten dank höherer Dichte erst möglich werden. Dann kommt man auch auf die Idee, dass nicht immer das ganze Erdgeschoss an einen Supermarkt vermietet werden muss. Am besten ist ein Mix: Läden, Kleingewerbe, Cafés, Bibliotheken, Spielgruppen, Gemeinschaftsräume, auch Gemeinschaftsgärten usw. Letztlich geht es darum, die Häufigkeit und Intensität von Begegnungen zu fördern.

TEC21: Dafür verwenden Sie den Begriff «soziales Kapital», der vom französischen Soziologen Pierre Bourdieu geprägt wurde...

M.D.: Das soziale Kapital, gerne «Kitt» unserer Gesellschaft genannt, bezeichnet die Qualität von Beziehungen. Man unterscheidet zwischen verbindendem und überbrückendem sozialem Kapital. Ersteres schaffen Leute mit gleichen Interessen, die sich in Vereinen treffen. Das können wir ziemlich gut und tun es freiwillig. Das Herausfordernde ist das überbrückende soziale Kapital. Es entsteht, wenn Leute, die sich in Einkommen, Alter, sozialem Status, Herkunft, Kultur, Ethnie, Religion usw. unterscheiden, miteinander in Kontakt treten. Das ist seltener und schwierig zu fördern, aber wertvoll für den Zusammenhalt der Gesellschaft. Soziales Kapital zu mehren, ist das Ziel von sozial nachhaltigen Massnahmen – vorhandenes soziales Kapital zu nutzen, ist der Weg dorthin. Bauten können soziales Kapital zerstören, etwa wenn Leute durch preissteigernde Renovierungen aus ihrer Nachbarschaft vertrieben und damit Netzwerke auseinandergerissen werden. Architekturprojekte können aber auch zur Bildung von sozialem Kapital beitragen. Ein aktuelles Beispiel sind die Mehrgenerationenhäuser. Unverständlich finde ich, wenn solche Innovationen nur als Spielereien oder Nischenprodukte gesehen werden. Für Investoren würde es sich durchaus lohnen, systematisch in soziales Kapital zu investieren. Gewinne wären mehr Identifikation der Bewohner, weniger Fluktuation, mehr Verantwortung für die Umgebung, weniger Unterhaltsarbeiten usw. Und es würden höhere bauliche Dichten akzeptiert. Alternative Wohn-, Bewirtschaftungs- und Investorenmodelle sind vielversprechende Innovationen, der heutige Mainstream dagegen ist nicht zukunftsfähig. Hier frage ich mich, warum es von Bund und Kantonen, die ja viele Fördergelder für Energieeffizienz und erneuerbare Energien zahlen, nicht auch ein Förderprogramm für soziale Nachhaltigkeit gibt.

Anmerkung

1 M. Drilling, D. Blumer: Die soziale Dimension nachhaltiger Quartiere und Wohnsiedlungen. Zwischenbericht zu Händen des Bundesamtes für Wohnungswesen. Hochschule für Soziale Arbeit, FH Nordwestschweiz. Olten/Basel 2009

Literatur

– M. Drilling, S. Weiss: Soziale Nachhaltigkeit im Siedlungsbau. Raum&Umwelt, VLP-ASPAN (erscheint im Mai 2012)
 – M. Drilling, O. Schnur (Hg.): Nachhaltigkeit in der Quartiersentwicklung. Positionen, Praxisbeispiele und Perspektiven. Wiesbaden, 2011
 – M. Drilling: Wie Städte Projekte nachhaltiger Stadtentwicklung realisieren. Schlussbericht des Projekts «Soziales Kapital und nachhaltige Quartierentwicklung NFP 54». Hochschule für Soziale Arbeit, FH Nordwestschweiz. Olten/Basel, 2009

TEC21: Ist denn wirklich ein solcher Aufwand im Sozialen nötig, um etwa die 2000-Watt-Gesellschaft zu erreichen? Geht das nicht einfacher über verbesserte Technik und finanzielle Steuerungsmechanismen, etwa eine CO₂-Abgabe?

M.D.: Es braucht ein richtiges Portfolio. Wenn wir an den Freizeitverkehr und die Flugreisen denken, ist doch deutlich, dass wir auch auf Lebensstile Einfluss nehmen müssen. Welchen Sinn hat es, im CO₂-freien Haus auf der Couch zu sitzen und Pläne für den nächsten Last-Minute-Flug-Urlaub zu schmieden? Also müssen wir Anreize für weniger energieintensive Lebensstile schaffen, z. B. indem wir die Lebensqualität unserer Quartiere so stark erhöhen, dass wir nicht x-mal im Jahr wegfliegen wollen.

Claudia Carle, carle@tec21.ch, **Ruedi Weidmann**, weidmann@tec21.ch

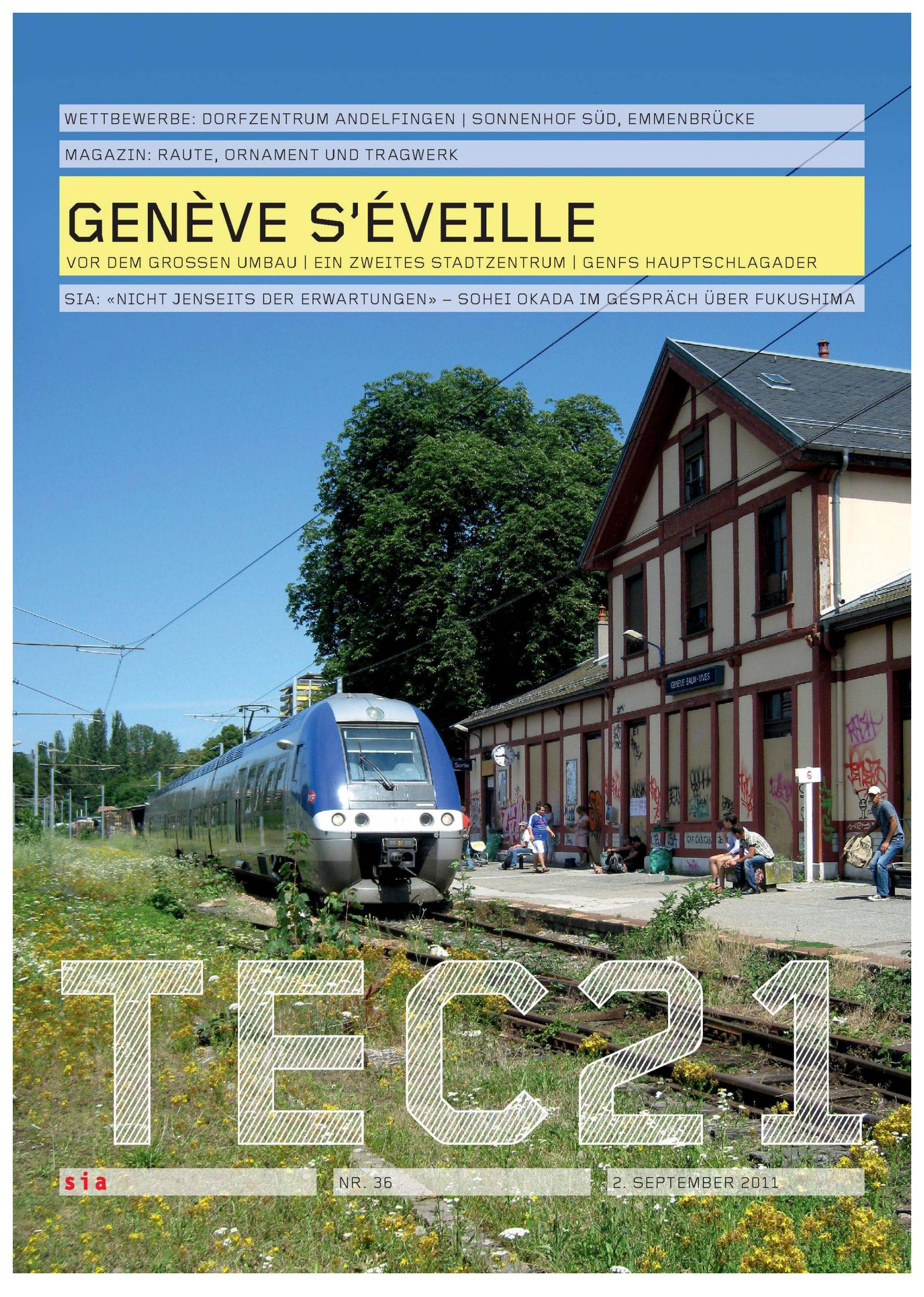
WETTBEWERBE: DORFZENTRUM ANDELFINGEN | SONNENHOF SÜD, EMMENBRÜCKE

MAGAZIN: RAUTE, ORNAMENT UND TRAGWERK

GENÈVE S'ÉVEILLE

VOR DEM GROSSEN UMBAU | EIN ZWEITES STADTZENTRUM | GENFS HAUPTSCHLAGADER

SIA: «NICHT JENSEITS DER ERWARTUNGEN» – SOHEI OKADA IM GESPRÄCH ÜBER FUKUSHIMA



TEC21

sia

NR. 36

2. SEPTEMBER 2011



Ein Zug fährt in den verschlafenen Bahnhof Genève Eaux-Vives ein. Bald wird hier die Ceva, Genfs neue S-Bahn, im Untergrund verkehren (Foto: rw/Red.)

GENÈVE S'ÉVEILLE

Wohl nirgends in der Schweiz ist das gegenwärtige Wachstum von Bevölkerung und Wirtschaft so deutlich zu spüren wie im Arc Lémanique. Vor allem Genf erlebt einen Boom. Es ist in den letzten Jahren zum grössten Rohstoffhandelsplatz der Welt geworden und bildet die am fünftschnellsten wachsende Agglomeration Europas.

Als diese Dynamik nach der Jahrhundertwende einsetzte, waren weder die politische Kultur noch die Infrastruktur Genfs darauf vorbereitet. Die Stadtentwicklung war seit langem politisch blockiert. Den Genferinnen und Genfern gefiel es in ihrer dichten, schönen und von einem geschützten Grüngürtel umgebenen Stadt so gut, dass sie sie nicht mehr verändern wollten. Sie bauten kaum mehr Wohnungen, darum fand das Wachstum vor allem in Frankreich statt. Sie bauten auch keine S-Bahn, deshalb wuchs der grenzübergreifende Autoverkehr.

Doch jetzt erwacht Genf. Es baut nun die S-Bahn – deren zentrale Strecke 1850 zum ersten Mal projektiert worden war. Und eine neue Generation von Politikern und Planern hat Projekte für neue Stadtteile und für die Nachverdichtung bestehender Quartiere entwickelt, die alles in den Schatten stellen, was in den letzten zwanzig Jahren in Deutschschweizer Städten geschehen ist. Das betrifft nicht nur die Quantität, die Grösse der Gebiete und die Zahl der geplanten Wohnungen und Arbeitsplätze. Auch bei der Qualität der Planungen, bei der baulichen Dichte, der funktionalen und der sozialen Durchmischung, der Gestaltung der öffentlichen Räume usw. gehen die Vorhaben deutlich weiter in Richtung einer nachhaltigen Siedlungsform – einer attraktiven, dichten Stadt der kurzen Strecken.

Es ist ein besonderer Moment in Genf: Die Tische vieler Planerinnen und Planer quellen über mit Projekten, die kantonale und die kommunalen Bauverwaltungen summen von den vielen Sitzungen, die Stimmung knistert vor Produktivität – doch noch ist nichts gebaut, noch ist alles erst Projekt. Die Beteiligten scheinen es kaum mehr erwarten zu können, bis endlich die ersten Bauten stehen und beweisen, dass der Stillstand überwunden ist. Wenn Genf nun umsetzt, was die Pläne versprechen, wird es in Sachen nachhaltiger Stadtentwicklung rasch auf- und überholen. Und die Schweiz wird eine zweite Grossstadt erhalten, was ihr guttun wird.

Unsere französischsprachige Schwesterzeitschrift *Tracés* widmet übrigens ihre neuste Nummer der Planungsgeschichte Genfs und bringt ausserdem ein Interview mit dem Leiter der kantonalen Richtplanungsbehörde über den neuen Genfer Richtplan, der Pioniercharakter hat und der zurzeit öffentlich aufliegt (*Tracés* 16/17 2011, bestellen unter: aho@revue-traces.ch).

Ruedi Weidmann, weidmann@tec21.ch

5 WETTBEWERBE

Dorfzentrum Andelfingen | Sonnenhof Süd, Emmenbrücke

12 MAGAZIN

Raute, Ornament und Tragwerk

18 VOR DEM GROSSEN UMBAU

Ruedi Weidmann Genf boomt, war aber planerisch lange blockiert. Nun erwacht die Stadt: Sie baut eine S-Bahn und plant mehrere neue Stadtteile für die 2000-Watt-Gesellschaft.

22 EIN ZWEITES STADTZENTRUM

Ruedi Weidmann Im Industriegebiet Praille - Acacias - Vernets (PAV), einem der grössten Stadtentwicklungsprojekte Europas, soll Genfs Innenstadt erweitert werden.

27 GENFS HAUPTSCHLAG-ADER

Antoine Da Trindade, Annick Monbaron-Jalade, Caroline Monod Die Ceva wird das Herzstück der Genfer S-Bahn. Rund um ihre Stationen gibt sie der Stadtentwicklung bereits kräftige Impulse.

34 SIA

«Nicht jenseits der Erwartungen» – Sohei Okada im Gespräch über Fukushima

36 PRODUKTE

45 IMPRESSUM

46 VERANSTALTUNGEN

EIN ZWEITES STADTZENTRUM

Das Industriegebiet Praille - Acacias - Vernets (PAV) ist eines der grössten Stadtentwicklungsprojekte Europas. Unmittelbar südlich der Innenstadt gelegen, soll es in den nächsten Jahren zu einem dichten, gemischten Stadtteil für die 2000-Watt-Gesellschaft ausgebaut werden.

Auf der Ebene südlich der Arve zwischen Genf, Carouge und Lancy befanden sich bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts einzelne Fabriken, Werkstätten und Schrebergärten. In den 1930er-Jahren wurden die Flüsschen Aire und Drize eingedolt, 1950 bis 1960 entstand der Güterbahnhof, ab 1960 liess der Kanton die Ebene mit einem Raster von Industriegleisen und Stichstrassen erschliessen und die Flächen im Baurecht an Lager- und Transportfirmen vergeben.¹ Das 230 ha grosse Gebiet liegt nur 2 bis 3 km vom Genfer Stadtzentrum entfernt in den Gemeindegebieten von Genf, Carouge und Lancy und ist zu 82 % im Besitz der öffentlichen Hand (Abb. 2). Es ist keine Brache, sondern wird von 1800 Betrieben mit fast 20000 Angestellten genutzt, und es gibt rund 3000 Wohnungen. Mit seinen meist flachen Gebäuden und grossen Verkehrsflächen birgt es dennoch ein enormes Potenzial für die Stadtentwicklung.

Nach nur sechs Jahren Planung (vgl. Kasten zur Projektgeschichte) konnte das Gebiet dieses Jahr von der Industrie- in eine gemischte Zone umgezont werden, die deutlich mehr Ausnutzung erlaubt und so Anreiz für neue Nutzungen und dichtere Bauten schafft. Das PAV hat im Kantonalen Baudepartement seit 2008 eine eigene Direktion (DGPAV, heute DPAV). Die kleine, multidisziplinäre, junge und motivierte Gruppe ist für die Koordination zwischen den vielen involvierten kantonalen und kommunalen Amtsstellen sowie den betroffenen öffentlichen und privaten Betrieben verantwortlich. Von einem internationalen Expertenkollegium begleitet, treibt sie die Planung voran und entwickelt eine rege Informationstätigkeit.² Angestrebt wird nicht etwa eine Tabula-rasa-Strategie – das wäre wegen der laufenden Baurechtsverträge gar nicht möglich, und manche der vorhandenen Nutzungen sind auch durchaus weiterhin erwünscht. Vielmehr soll sich der Bestand nach und nach verdichten.

EIN NEUES STADTZENTRUM

In dieser Innenstadterweiterung soll eine nachhaltige und verkehrsarme Lebensweise im Sinn der 2000-Watt-Gesellschaft möglich sein. Die detaillierten Rahmenbedingungen werden gegenwärtig in Studien, Studienaufträgen, Wettbewerben und partizipativen Workshops erarbeitet. Sie beschäftigen sich mit einzelnen Teilgebieten oder Sachfragen wie der Qualität des öffentlichen Raums oder der Entwicklung multifunktionaler Bautypologien und konkretisieren laufend den Masterplan von 2007 (Abb. 3). Die Grundprinzipien stehen aber fest: Bis in 20 Jahren soll das Gebiet 25 000 Bewohner und 25 000 Arbeitsplätze zählen und von der Dichte, dem Nutzungsmix und der Sozialstruktur her der heutigen Innenstadt entsprechen. Um das Verhältnis «1 Einwohner/1 Arbeitsplatz» zu erreichen, ist bei den Neubauten, bezogen auf den ganzen PAV-Perimeter, ein Wohnanteil von 80 % nötig. Das ergibt rund 10 000 neue Wohnungen und ebenso viele neue Arbeitsplätze. Um Verkehr zu vermeiden, sollen Wohnen und Arbeiten, Einkaufen und Erholen wieder näher zusammenrücken, wenn möglich in Fuss- oder Velodistanz. Es werden Ausnutzungsziffern von 2 bis 4 angestrebt, im zentralen Gebiet «Etoile» mit Hochhäusern und deutlich höherem Büroanteil soll sie gar 5.5 betragen. Das sind Dichten, die im gesamten 20. Jahrhundert in der Schweiz

PAV – PROJEKTGESCHICHTE

2005: Der BSA Genf organisiert den Ideenwettbewerb «Genève 2020»³ zur Umnutzung der Industriezone Praille - Acacias - Vernets, den Thomas Fischer aus Zürich gewinnt.

2006: Die Kantonsregierung beauftragt eine Arbeitsgruppe, die Möglichkeiten im Gebiet zu evaluieren. Danach lanciert der Kanton einen Studienauftrag, den ein Team um das Zürcher Architekturbüro Ernst-Niklaus-Fausch gewinnt. Dieses Büro arbeitet in der Folge einen Masterplan aus.⁴

2007: Die Regierung setzt den Masterplan in Kraft und beauftragt eine interdepartementale Arbeitsgruppe, Bedingungen für die Umsetzung zu definieren.⁵ Ein politisches Leitgremium mit Vertretern des Kantons und der Gemeinden Genf, Carouge und Lancy wird geschaffen und die Umzonung des Gebiets vorbereitet.

2009: Mieterverband, Gewerkschaftsbund und die Sozialdemokraten ergreifen das Referendum gegen den positiven Vorentscheid der drei Gemeinden zur Umzonung.

2010: Nach Gesprächen mit den Referendumsführern modifiziert die Regierung die Parameter zugunsten von mehr funktionaler und sozialer Durchmischung und erhöht den Wohnanteil markant.

Juni 2011: Das Kantonsparlament beschliesst – ohne Gegenstimme – die Umzonung des Gebiets von der Industrie- in eine gemischte Zone.



01

01 Der Güterbahnhof im Entwicklungsgebiet Praille - Acacias - Vernets, dahinter Wohnbauten in der Gemeinde Lancy (Foto: rw/Red.)

als unvereinbar mit Lebensqualität galten. Es sind durchweg gemischte Überbauungen vorgesehen. Als mögliche Typologie der Bebauung wurde ein Turm entwickelt, der Wohnungen und Büros enthält, mit einem mehrstöckigen Sockelbau, in dem sich Dienstleistungen befinden, und einem von Läden und Restaurants genutzten Erdgeschoss. Je nach Ort, Parzellenform und im Zusammenspiel mit bestehenden Bauten können auch ganz neue Typologien entstehen, die mit ungewöhnlichen funktionalen Mischungen experimentieren. Der neue Stadtteil soll keinesfalls Gutbetuchten vorbehalten sein. Auf öffentlichem Grund wird deshalb ein Drittel der Wohnungen subventioniert sein, ein Drittel gemeinnützig und ein Drittel freitragend.

Das Gebiet wird künftig von den Ceva-Stationen Lancy-Pont-Rouge und Carouge-Bachet, drei Tramlinien und einem engen Netz von Velo- und Fusswegen mit neuen Passerellen über die Arve und die Bahn erschlossen. Es wurde in sieben Quartiere mit je eigenem Charakter unterteilt. Zwei grüne Achsen durchziehen es und verbinden es mit den regionalen Grünzügen entlang der Arve und auf der Moräne von Lancy. In diesem grünen Kreuz fließen der Langsamverkehr und die renaturierten Flüsschen Drize und Aire, daran angedockt liegen Plätze, Parks und Gärten, Schulen, Kultureinrichtungen und Sportanlagen. Ergänzend dazu soll eine zweite Abfolge öffentlicher Räume das Quartier strukturieren. Dieser sogenannte «Ring» verbindet den Park «Bois de la Bâtie» im Norden mit dem Fussballstadion im Süden. Viel Gewicht wird der Lebensqualität im öffentlichen Raum beigemessen. Für dessen sorgfältige und benutzerfreundliche Gestaltung sind Projektwettbewerbe vorgesehen. Besonders platzintensive und lärmige Betriebe erhalten Unterstützung bei der Umsiedlung in andere Gewerbebezonen. Bleiben können unter anderem rund zehn Recyclingfirmen, die man aber an einem Ort konzentrieren möchte. Für die Bauzeit soll ein Recyclinghof eingerichtet werden, denn rund 30% des Abbruch- und Aushubmaterials soll vor Ort wieder Verwendung finden. Die Gleisanschlüsse will man zur Reduktion von Lastwagenfahrten nutzen, sie sollen aber modernisiert und zu einer Logistikplattform konzentriert werden.



02

PLANUNGSABLAUF UND ERSTE PROJEKTE

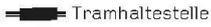
Bis 2013 muss der Quartierrichtplan erarbeitet sein, bis spätestens 2015 die sieben Quartierpläne. Um aus den kommenden Veränderungsschritten laufend Lehren für die weitere Entwicklung ziehen zu können, hat die DPAV diese Pläne als dynamische Instrumente ausgebildet. Sie geben kein starres Bild vor, sondern vielmehr eine starke Vision der strukturierenden Elemente, etwa die Qualität der öffentlichen Räume, an der sich einzelne Projekte jeweils orientieren sollen. Die Inkraftsetzung des Masterplans 2007 hat bereits etliche private Projekte ausgelöst. Diese werden gegenwärtig an die neuen Vorgaben angepasst. Erste Bauprojekte können bereits vor 2015 starten, Bedingung ist ein Projektwettbewerb nach SIA-Norm. Generell soll in Genf die Wettbewerbskultur gefördert werden, vor allem im Wohnungsbau, wo die Romandie in den letzten Jahren kaum Innovatives hervorgebracht hat.⁶ In diesem Zusammenhang wird auch eine Debatte über die einschränkenden Bestimmungen im gemeinnützigen Wohnungsbau nötig sein.

LERNSchritte ÜBER DEN RÖSTIGRABEN

Noch ist von alledem nichts zu sehen, und noch begegnet man allenthalben der eingangszitierten Skepsis. Doch die Zeichen dafür, dass der Wind gedreht hat bzw. die lange Flaute vorüber ist, sind deutlich. Seit einiger Zeit stimmt das Volk allen Vorlagen zur Raumentwicklung zu, dieses Jahr etwa einer Einzonung im lange heiligen Grüngürtel. Der Kantonsrat hat die Umzonung des PAV ohne Gegenstimme beschlossen. Und ganz offensichtlich ist eine neue Generation von weltoffenen Planerinnen und Planern am Werk, die die Stadtentwicklung in der Deutschschweiz kritisch verfolgt und genau besichtigt haben, nun aber deutlich weiter gehen wollen. So gesehen, erweist sich die Flaute als Chance für einen Lernschritt.

02 Luftbild mit Perimeter Praille - Acacias - Vernets, rechts davon die Altstadt von Carouge, links die Gemeinde Lancy, dahinter die Innenstadt von Genf (Bild: DPAV / Christophe Blatt)

ERSCHLIESSUNG

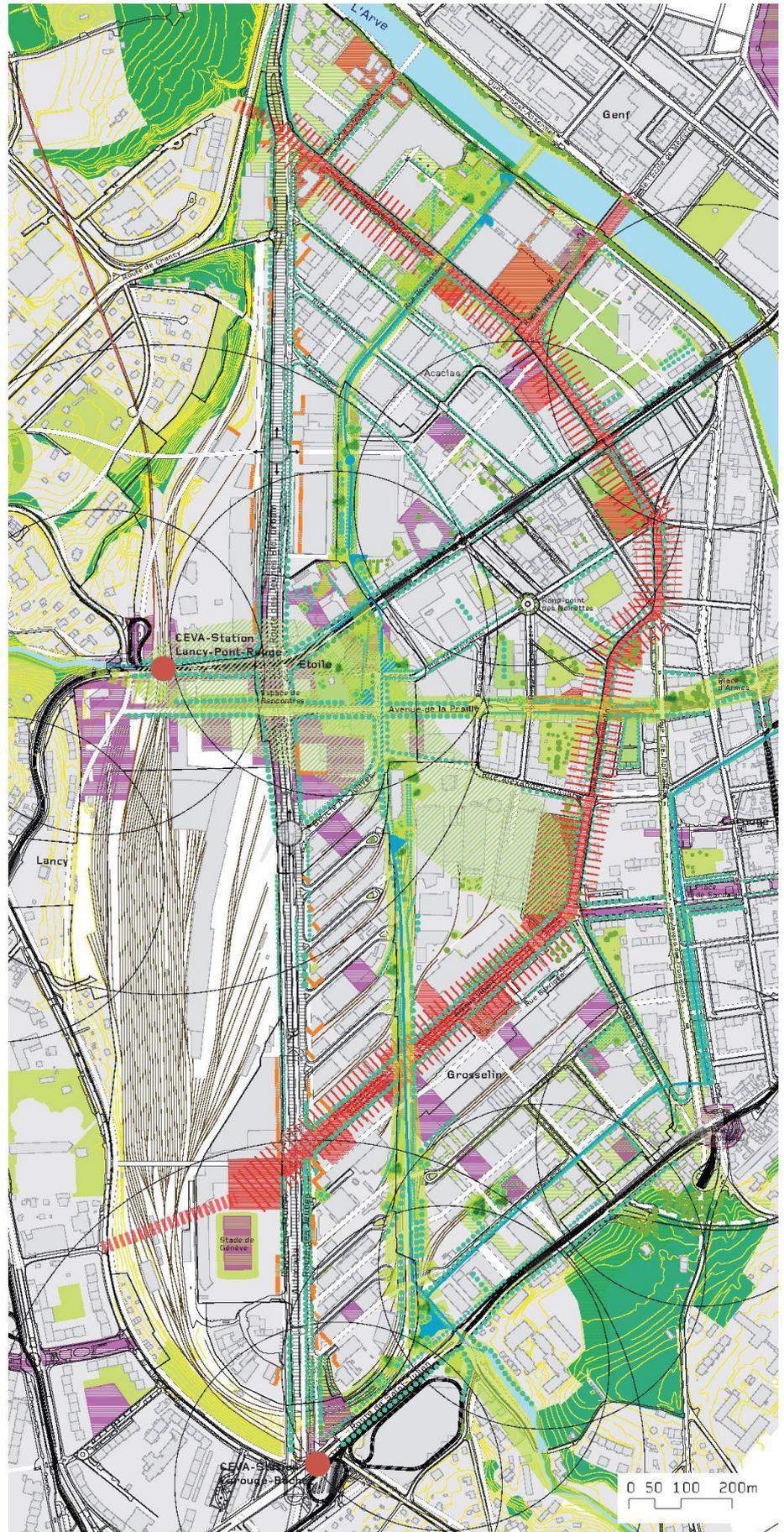
-  Tramhaltestelle
-  Bahnhof Ceva
-  Einzugsgebiet ÖV (Fussgänger)
-  Verkehrskreisell (zu realisieren)

NATUR UND UMGEBUNG

-  Bäume (bestehend)
-  Bäume (zu pflanzen)
-  Baumreihe (bestehend)
-  Baumreihe (zu pflanzen)
-  Allee (bestehend)
-  Allee (zu pflanzen)
-  bepflanzte Zone (bestehend)
-  bepflanzte Zone (zu realisieren)
-  öffentlicher Grünraum (bestehend)
-  öffentlicher Grünraum (zu realisieren)
-  Baumgruppen
-  bewaldetes Gebiet (bestehend)
-  bewaldetes Gebiet (zu realisieren)
-  Wasserlauf (bestehend)
-  Wasserlauf (zu realisieren)
-  Wasserfläche (zu realisieren)
-  öffentlicher Raum (zu realisieren)

STRUKTUR: VERKEHRSWEGE UND OFFENE FLÄCHEN

-  Croix verte
-  Ring
-  Route des Jeunes/Autobahn
-  Strip extra PAV: öffentliche/private
-  Fassaden und Schaufenster
-  Etoile/Migros Parc



03 Der provisorische Quartierriichtplan des Entwicklungsgebiets Praille - Acacias - Vernets (Plan: DPAV / AWP)



04

Genfs Erwachen wird deshalb der ganzen Schweiz guttun. Selbst wenn einige der vielen Projekte noch nach alter Genfer Manier im Sand verlaufen sollten, wird es sich in nächster Zeit lohnen, über den Röstigraben zu schauen, um sich über ausgeschriebene Wettbewerbe zu informieren und um von den Erfahrungen zu profitieren, die man in den Genfer Entwicklungsgebieten machen wird.

Ruedi Weidmann, weidmann@tec21.ch

Anmerkungen

1 Ausgeführt von der zu diesem Zweck gegründeten Fondation des terrains industriels Praille et Acacias (Fipa), heute Fondation pour les terrains industriels de Genève (FTI)

2 «Le PAV s'expose» Nr. 1, Januar 2011 sowie: www.ge.ch/pav

3 Tracés 20/2005, S. 6–16

4 www.enf.ch > projekte > städtebau > Masterplan PAV

5 «La ville en Arve»

6 Vgl. auch Mike Guyer: «2^e Distinction romande d'architecture», Tracés 18/2010, S. 26 (www.baugedaechtnis.ethz.ch)

04 Allerlei Unternehmungen mit Gleisanschluss sind heute im Entwicklungsgebiet Praille - Acacias - Vernets zu Hause (Foto: rw/Red.)

WETTBEWERBE: PFINGSTWEIDPARK IN ZÜRICH | LEICHTBAUKONKURRENZ

MAGAZIN: BIRSBRÜCKE VON ROBERT MAILLART | IM DIENST DER BAUKULTUR | BÜCHER

ZUKUNFT DER REGIONEN

RAUMPLANUNG 4: «REGIONALE PROJEKTE LANCIEREN» | «DIFFERENZEN VERSTÄRKEN»

SIA: WENIGER IST MEHR | RAUMKONZEPT FÜR DIE SCHWEIZ | BAUKULTUR NEU DEFINIEREN

TEC21

sia

NR. 48

26. NOVEMBER 2010



An der Hardstrasse im Zürcher Industriequartier werden die Hardbrücke saniert und der «Prime Tower» gebaut
(Foto: Hannes Henz)

ZUKUNFT DER REGIONEN

Dieses Heft ist die letzte von vier Ausgaben, die TEC21 dieses Jahr der Raumplanung gewidmet hat. Nach einem Überblick über Geschichte und aktuelle Aufgaben der Raumplanung («Die Schweiz wird knapp», TEC21 10/2010), Gedanken zur Planungskultur («Planungskulturwandel», TEC21 21/2010) und zu neuen Planungsinstrumenten («Ideen im Raum», TEC21 29-30/2010) wirft das vorliegende Heft einen Blick in die Zukunft. Wir haben drei Fachleute, die den räumlichen Wandel aus unterschiedlichen Blickwinkeln verfolgen, gefragt, wie sich die Schweiz künftig entwickeln wird, welche Gefahren drohen und welche neuen Wege gangbar scheinen.

Der Geograf Christian Schmid, die Ökonomin Irmi Seidl und der Architekt Gion A. Caminada sind sich einig: Unser heutiger Umgang mit Boden und Raum zerstört nicht nur ökologische Lebensgrundlagen, die Zersiedelung führt auch zur Ausnivellierung regionaler Unterschiede. Damit trägt sie zum Verschwinden einer schweizerischen Eigenart, der kulturellen Vielfalt, bei und bedroht eine weltweit seltene räumliche Qualität: die Nähe urbaner Zentren zu intakten Landschaften.

Gefördert wird dies durch falsche Anreize wie die pauschale Subventionierung von Infrastruktur in dünn besiedelten Gebieten oder die steuerliche Abzugsfähigkeit von Pendelkosten. Und die weitgehende Autonomie von Gemeinden und Kantonen, einst erfolgreiches Gegenrezept zu einem ineffizienten Zentralstaat, führt beim heutigen forcierten Wettbewerbsdenken dazu, dass gemeinsame Interessen vergessen gehen. Eine Stärkung der Planungskompetenzen auf Kantons- und Bundesebene ist politisch umstritten. Jedoch könnte ein gangbarer Weg über die Kostenwahrheit führen, also über das Umlegen aller Kosten der Zersiedelung auf die Verursacher.

Einig sind sich die Gesprächspartner auch darin, dass es dann darum ginge, die Profile der Regionen wieder zu stärken, deren Eigenheiten und Spezialitäten zu fördern und dazu die Bevölkerung einzubinden, deren Kreativität heute zu wenig genutzt wird. Mehr direkte Kommunikation zwischen den Regionen, etwa zwischen Stadt- und Bergbewohnern, könnte allen nützlich sein. So wären gegenseitige Erwartungen, neue Ideen, aber auch gemeinsame Interessen (wieder) zu entdecken. Die Fotos in den vier Raumplanungsnummern stammen von Hannes Henz. Nach den Bergen, der Agglomeration und dem Land hat er nun den vierten «Landesteil», die Stadt, besucht. Im herbstlichen Zürich hat er nach Urbanität gesucht und sie vor allem dort gefunden, wo die Stadt gegenwärtig umgebaut wird.

Auch 2011 werden vier TEC21-Ausgaben spezielle Aspekte der Raumentwicklung behandeln. Nr. 7 vom 11. Februar fragt unter anderem: Verdichten ja, aber wie?

Claudia Carle, carle@tec21.ch; **Ruedi Weidmann**, weidmann@tec21.ch

5 WETTBEWERBE

Pfingstweidpark in Zürich | Leichtbaukonkurrenz

10 PERSÖNLICH

Christine Haag: «Den Stier bei den Hörnern packen»

12 MAGAZIN

Birsbrücke von Robert Maillart | 55 Jahre im Dienst der Baukultur | Bücher

18 «REGIONALE PROJEKTE LANCIEREN»

Ruedi Weidmann Die Zersiedelung zerstört Lebensgrundlagen und spezifische Qualitäten der Schweiz. Bessere Wege einschlagen könnten laut Christian Schmid regionale Projekte mit aktiver Beteiligung der Bevölkerung.

24 «DIFFERENZEN VERSTÄRKEN»

Claudia Carle, **Ruedi Weidmann** Irmi Seidl und Gion A. Caminada plädieren im Gespräch mit TEC21 dafür, der kulturellen Ausnivellierung in der Schweiz mit einer Stärkung ortsspezifischer Potenziale entgegenzuwirken.

33 SIA

Weniger ist mehr | Ein Raumkonzept für die Schweiz | Baukultur neu definieren

39 PRODUKTE

45 IMPRESSUM

46 VERANSTALTUNGEN

«REGIONALE PROJEKTE LANCIEREN»

Titelbild

Nachtleben in der ehemaligen Seifenfabrik Steinfels in Zürich (Foto: Hannes Henz)

CHRISTIAN SCHMID

ist Geograf und Stadtforscher, Professor für Soziologie am Departement Architektur der ETH Zürich und wissenschaftlicher Leiter am ETH Studio Basel. Zudem ist er Gründungsmitglied des International Network for Urban Research and Action (INURA). Er fungiert als Autor und Mitherausgeber zahlreicher Publikationen zur Stadtentwicklung Zürichs, zur internationalen vergleichenden Stadtforschung und zu Theorien der Stadt und des Raumes. Er hat das Buch «Stadt, Raum und Gesellschaft – Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes» verfasst und ist Co-Autor von «Die Schweiz – ein städtebauliches Portrait» (zusammen mit Roger Diener, Jacques Herzog, Marcel Meili und Pierre de Meuron). schmid@arch.ethz.ch

SCHWERPUNKT RAUMPLANUNG: FOTOS VON HANNES HENZ

TEC21 hat dieses Jahr vier Ausgaben der Raumplanung gewidmet. Der Fotograf Hannes Henz ist dafür in die vier Landesteile – Berge, Agglomeration, Land und Stadt – gereist und hat dort Orte fotografiert, wo die räumlichen Entwicklungen der letzten Jahre exemplarisch sichtbar werden. Nach Bildern aus dem winterlichen Bergdorf Andermatt (TEC21 10/2010), vom Frühling in der Lausanner Agglomeration (21/2010) und aus dem Thurgauer Sommer (29-30/2010) hat er für diese Nummer Herbstszenen im Zürcher Stadtleben festgehalten.

Die kurze Distanz zwischen urbanen Zentren und intakter Landschaft ist eine spezifische Qualität der Schweiz. Doch sie ist in Gefahr, wenn wir weiter Landschaft verbrauchen wie bisher. Wir müssen umlernen – am besten in regionalen Projekten mit breiter Beteiligung, schlägt Christian Schmid vor.

TEC21: In welche Richtung läuft die Raumentwicklung in der Schweiz?

Christian Schmid: Ich sehe zwei Tendenzen: die Wiederentdeckung der Städte und die Zersiedelung. Die Städte werden schon seit einiger Zeit wieder als attraktive Standorte gesehen. Die Nachfrage nach Wohnungen und Arbeitsplätzen hat kontinuierlich zugenommen, und heute herrscht eine eigentliche Wohnungsnot, nicht nur in Zürich und Genf, sondern auch in kleineren Städten. Die Innenstädte werden mit verschiedenen Massnahmen aufgewertet und zunehmend für vermögende Bevölkerungsgruppen reserviert: Die Bodenpreise steigen, weniger zahlungskräftige Schichten werden verdrängt. Diese grossflächige Aufwertung bedroht genau das, was die Qualität der Städte ausmacht, nämlich ihre soziale Vielfalt, ihre vielseitigen Angebote und ihre Offenheit für Neues.

Gleichzeitig schreitet die Zersiedelung an den Rändern der Agglomerationen weiter voran. Sie erreicht bereits die Alpen. Die Landschaft bildet den Kern dieser Problematik: Die Menschen kommen nicht aus Platznot hierher, sondern weil sie in einer schönen Landschaft wohnen möchten, und bauen deshalb ihre Einfamilienhäuser am liebsten mitten hinein. Die Konsequenz ist klar: Wenn das viele tun, sind die Landschaften schnell verbraucht. Das Resultat ist nicht die erträumte Idylle, sondern eine zersiedelte und zerstückelte Landschaft, die massiv an ästhetischem Wert und auch an Gebrauchswert verliert. Das ist für alle sichtbar, fühlbar, erfahrbar. Der sozialräumliche Wandel hat also zwei Brennpunkte: die Innenstädte und die Ränder der Agglomerationen. Für beide brauchen wir praktikable Lösungen.

TEC21: Welche Strategien scheinen Ihnen erfolgversprechend?

Schmid: Wir haben einen Paradigmenwechsel hinter uns: Die Regionalplanung hatte sich seit ihrer Entstehung nach dem Zweiten Weltkrieg zum Ziel gesetzt, die Zersiedelung zu verhindern. Sie versuchte, die wirtschaftliche und die demografische Entwicklung mittels Plänen und Konzepten zu lenken, die am Schreibtisch entstanden sind. Dieses technokratische Vorgehen war von Anfang an erfolglos. Trotzdem hielt man jahrzehntelang an dieser Vorstellung von Regionalplanung fest. Jetzt hat man sie weitgehend aufgegeben. Doch was ist der Ersatz dafür? Die eine Antwort, die heute stark verbreitet ist und eine aktive Lobby hat, lautet: Wir brauchen gar keine Regionalplanung, die Gemeinden können das alleine, die Kantone sollen möglichst wenig hineinreden, der Bund am liebsten gar nichts tun. Die andere Position versucht, intelligentere Vorgehensweisen vorzuschlagen, entwickelt neue Steuerungsinstrumente und probiert sie teilweise auch aus.

TEC21: Wie könnte man die Wohnungsnot in den Städten entschärfen?

Schmid: Man muss zunächst akzeptieren, dass urbanes Wohnen und Arbeiten heute wieder gefragt ist. Unsere Innenstädte sind aber viel zu klein, um die enorme Nachfrage zu befriedigen. Wir müssen deshalb an den Rändern der Städte und teilweise auch in den Agglomerationen neue Quartiere mit urbanen Qualitäten schaffen. Dafür müssen wir auch die entsprechenden Flächen und Infrastrukturen bereitstellen, was meistens auch Kooperationen zwischen verschiedenen Gemeinden und Kantonen erfordert.



01 Blick aus dem Boulevardcafé auf den Albisriederplatz in Zürich (Fotos: Hannes Henz)

TEC21: Und wo sehen Sie Mittel gegen die weitere Zersiedelung?

Schmid: Hier geht es vor allem um Fairness und Kostenwahrheit: Wir müssen erkennen, dass die Zersiedelung heute massiv subventioniert wird. Eine Strasse oder eine Buslinie kosten pro Kopf in einem dünn besiedelten Gebiet wesentlich mehr als in einem dichten Stadtquartier. Aber auch die Erhaltung der Kulturlandschaften wird über die Landwirtschaftspolitik subventioniert. Wir müssen die Kosten unserer Wohn- und Lebensweisen erfassen, auch die indirekten und versteckten, und sie auf die Verursacher und Nutzniesser umlegen. Man hätte so endlich Klarheit über die wahren Kosten und die negativen Nebeneffekte der Zersiedelung. Das gilt auch für steuerrechtliche Massnahmen. Die Begünstigung des Eigenheimbesitzes im Steuerrecht, die Abzugsfähigkeit der Pendelkosten, die neuerdings geforderte Förderung des Bausparens – das führt zur ungerechtfertigten Bevorzugung einer bestimmten Wohnform, dem Einfamilienhaus, gegenüber Wohnformen, die weniger Landschaft und Ressourcen verbrauchen. Das alles sind Beispiele von offenen und versteckten Subventionierungen der Zersiedelung, die man abschaffen sollte.

«Wir müssen erkennen, dass die Zersiedelung heute massiv subventioniert wird.»

TEC21: Der Ansatz der Kostenwahrheit stösst vor allem in Berggebieten auf Widerstand...

Schmid: Ja, weil die Berggebiete besonders stark von direkten und indirekten Transferleistungen profitieren. Man wird sich immer dafür entscheiden können, gewisse Gebiete gezielt zu fördern, aus Solidarität oder weil man bestimmte landschaftliche Qualitäten erhalten möchte. Aber heute subventionieren wir generell alle peripheren und wenig dicht besiedelten Gebiete – auch solche, die sehr wohlhabend sind.

TEC21: Sehen Sie weitere gangbare Wege für die Regionalplanung?

Schmid: Wir sollten weniger über Vorschriften und Verbote operieren, sondern bestehende Potenziale ausschöpfen, neue Möglichkeiten ausprobieren und regionale Projekte lancieren. Das sind Projekte, in denen eine gemeinsame Vorstellung über die Zukunft der Region entwickelt wird, und zwar nicht am Schreibtisch, sondern politisch und sozial breit abgestützt, getragen von der Bevölkerung. Es geht darum, die Stärken einer Region wahrzunehmen und

«Es geht darum, die Stärken der Region wahrzunehmen und zu fragen: An welcher Zukunft wollen wir gemeinsam arbeiten?»

zu fragen: Was haben wir anzubieten? An welcher Zukunft wollen wir gemeinsam arbeiten? Damit würden die Regionen an Profil und Qualität gewinnen, die Unterschiede würden gestärkt statt ausnivelliert wie heute. Regionale Projekte könnten zudem die schwerfälligen Instrumente der Raumplanung durch flexiblere und effizientere Steuerungen ersetzen, und sie würden die Raumentwicklung dem unergiebigem parteipolitischen Spiel entreissen. Sobald man in eine breite Debatte einsteigt, wird das Parteibuch weniger wichtig und die Diskussion sachbezogener. Die Erfahrung und die Kreativität der Bewohnerinnen und Bewohner kann zum Zug kommen. Zur Idee regionaler Projekte gehört auch, dass man wieder lernt, in grösseren Zusammenhängen zu denken. In einem so stark entwickelten, urbanisierten und erschlossenen Land wie der Schweiz sind die gegenseitigen Abhängigkeiten derart gross, dass eine lokale Massnahme Auswirkungen an ganz vielen anderen Orten hat.

TEC21: Wäre dazu eine Einschränkung der Gemeindeautonomie nötig?

Schmid: Das ist eine zentrale Frage. Wir müssen uns tatsächlich fragen, ob wir die Gemeindeautonomie im Hinblick auf die regionale Entwicklung nicht beschränken müssen. Das rührt an ein Tabu, aber ich finde diese Debatte legitim und äusserst wichtig. Denn viel zu oft führt die Gemeindeautonomie zur Stärkung von Partikularinteressen und steht intelligenten Lösungen und gemeinsamen Strategien entgegen. Wenn wir die Vorteile lebendiger Städte und die Vorteile intakter Landschaften stärken würden, hätten alle mehr davon. Konkret würde das beispielsweise bedeuten, die Neubautätigkeit an einer geeigneten Stelle der Region zu konzentrieren und im übrigen Gebiet die Landschaft zu schonen. Das könnte über eine Bauzonenbörse organisiert werden oder mit direkten monetären Abgeltungen zwischen den Gemeinden. Doch solche Ideen haben es gegenwärtig sehr schwer.

«Wenn wir die Vorteile lebendiger Städte und die Vorteile intakter Landschaften stärken würden, hätten alle mehr davon.»

TEC21: Ist das eine Folge des Wettbewerbsdenkens?

Schmid: Ja. Der Wettbewerb wird heute als Allheilmittel in fast alle gesellschaftlichen Bereiche übertragen. Das hat auch zur Konsequenz, dass das Verständnis für das Gemeinwohl und die Solidarität schwinden. Ein besonders deutliches Beispiel ist der Steuerwettbewerb. Wenn man ihm keine Grenzen setzt, geht er bis zum Dumping, und wenn er auf einem so kleinteiligen Territorium wie in der Schweiz erfolgt, hat er ungewollte Nebeneffekte, die man kaum mehr kompensieren kann. Heute schaut fast jede Gemeinde nur für sich, und alle streben nach dem gleichen: mehr gute Steuerzahler anzuziehen. Als ob es nur noch darum ginge, möglichst wenig Steuern zu zahlen. Wenn wir gut essen möchten, dann gehen wir auch nicht ins billigste Restaurant. Ähnlich ist es mit der Lebensqualität in unseren Regionen – die ist nicht gratis zu haben, und sie darf auch etwas kosten.

TEC21: Warum ist Ihnen der Einbezug der Bevölkerung so wichtig? Diese hat ja heute schon weitgehende Mitspracherechte an der Urne, in Vernehmlassungen, über Einsprachen usw. Aber so, wie ich Sie kenne, geht es Ihnen nicht nur um die Legitimation von Projekten, sondern um die Suche nach Kreativität.

Schmid: Das stimmt. Ich rede nicht davon, dass Behördenvertreter mit Grundbesitzern und Investoren am Tisch sitzen, das hat mit Partizipation wenig zu tun. Es geht darum, dass möglichst grosse Teile der Bevölkerung mitreden und den Prozess aktiv mitgestalten. Wir haben in diesem Land sehr viele Leute, die in ganz vielen Bereichen sehr kreativ sind. Ich sehe, dass dieses Potenzial für die Entwicklung des Landes kaum genutzt wird. Die Politik ist heute uninspiriert, und die Planung war viel zu lange eine Domäne der Verwaltung und von Spezialisten. Es gibt deshalb heute kaum mehr lustvolle öffentliche Debatten über Planungsfragen. Die Öffentlichkeit wird eher als störender Faktor wahrgenommen. Das ist aus Sicht der Verwaltung nachvollziehbar, weil offene Prozesse die Terminkalender und Verfahrensabläufe durcheinanderbringen. Offene Debatten bieten aber die Chance, auf ganz neue Ideen zu kommen, sie dienen auch der Warnung vor Schwächen von Projekten und ausserdem der Sensibilisierung der Bevölkerung. In der direkten Demokratie muss man oft über Volksabstimmungen gehen und kommt dort nur mit breit abgestützten Projekten durch.

«Es gibt in diesem Land viele kreative Leute. Dieses Potenzial wird für die Entwicklung des Landes nicht genutzt.»



02 Mittag im Einkaufszentrum «Sihlcity» auf dem einstigen Firmengelände der Papierfabrik an der Sihl

Analysiert man Projekte, die politisch oder in Rekursverfahren gescheitert sind, stellt man oft fest, dass in der Planung wesentliche politische, soziale oder kulturelle Aspekte vernachlässigt wurden, sei das bei Grossbauten in den Städten oder bei Parkprojekten im Berggebiet. Mit öffentlichen Debatten in der Planungsphase könnte man solche Scherbenhaufen vermeiden.

TEC21: Was wären mögliche Beispiele für partizipative, regionale Projekte?

Schmid: Etwa der ehemalige Militärflugplatz Dübendorf. Er ist die grösste Entwicklungsreserve der Region Zürich und liegt in der Flughafenregion mit ihrer unglaublichen Dynamik, deren Gemeinden zu einem dichten und komplexen städtischen Gebiet zusammenwachsen. In einem regionalen Projekt könnte man gemeinsam überlegen, was aus dem freien Feld in der Mitte werden soll. In den Berggebieten wären die verschiedenen Projekte für regionale Pärke zu nennen, die heute diskutiert werden. Ich finde sie allein schon deshalb wichtig, weil man über die Idee eines Parks miteinander ins Gespräch kommt. Dabei lassen sich unterschiedliche regionale Profile und Entwicklungsstrategien erarbeiten. Eine dritte Möglichkeit sind Gemeindefusionen, wenn sie zu genügend grossen Gebieten führen und man dabei auch über künftige gemeinsame Entwicklungsmöglichkeiten diskutiert. Der Kanton Glarus könnte hier mit seiner konsequenten Gemeindefusion eine Vorreiterrolle spielen.

TEC21: Was wäre dabei die Rolle der Planungsämter und der Planungsfachleute?

Schmid: Bund und Kantone könnten vermehrt anregend wirken als Ideengeber für die Regionen. Ein nationales Leitbild wie das Raumkonzept Schweiz, das im Januar veröffentlicht werden soll, müsste eigentlich eine Inspirationsquelle sein. Und es müsste ein Projekt für die Schweiz enthalten. Die Schweiz hat vor allem eine Qualität, die weltweit immer seltener wird: die kurzen Distanzen zwischen urbanen Zentren und intakten Kultur- und Naturlandschaften mit guter Luft und sauberem Wasser. Die Schweiz ist sich dieser Qualität viel zu wenig bewusst.

03 (nächste Doppelseite) Fruchthändler an der Pfingstweidstrasse in Zürich West; das Industriegebiet wird zum Dienstleistungs- und Wohnquartier umgebaut

Ruedi Weidmann, weidmann@tec21.ch





TAKE AWAY
PANINI SNACKS
SANDWICH CRÊPES

radix
SNOW
SKATE
FASHION

BIO
Früchte
1.50

«DIFFERENZEN VERSTÄRKEN»

Die Raumentwicklung in der Schweiz steuert auf eine Ausnivellierung kultureller Unterschiede hin. Irmi Seidl und Gion A. Caminada plädieren im Gespräch mit TEC21 dafür, dieser Tendenz mit einer Stärkung und Weiterentwicklung ortsspezifischer Eigenheiten und Potenziale entgegenzuwirken. Es brauche aber auch eine Stärkung der Raumplanung auf Bundes- und Kantonsebene sowie strengere Rahmenbedingungen.

«Das starke Gewicht der Städte wird sich künftig relativieren.»

Irmi Seidl

TEC21: Frau Seidl, wie sehen die Schweizer Städte und Agglomerationen in 40 Jahren aus?

Irmi Seidl: Das ist schwer zu sagen, weil wir nicht wissen, wie sich globale Strukturen verändern werden. Ich glaube, dass diese sich deutlich wandeln werden und dass wir dies bislang in der Raumplanung nicht genügend berücksichtigen. Am wichtigsten ist zweifellos die Veränderung der Energieversorgung. Wir werden in 40 Jahren in einer postfossilen Gesellschaft leben, was unsere Lebensweise beeinflussen wird. Zugleich werden viele mineralische Ressourcen knapp werden oder gar nicht mehr verfügbar sein. Es finden ausserdem demografische Veränderungen statt, die sich auf die Siedlungsstruktur auswirken werden.

TEC21: Wie werden sich Lebensweise und Siedlungsstruktur konkret verändern?

Seidl: Wir werden die Energieversorgung auf alternative Energieträger umstellen müssen. Das hat zum einen starke Auswirkungen auf die Gebäude, von denen viele umgebaut werden müssen, um den Energieverbrauch zu reduzieren. Zum anderen wird der Verkehr deutlich teurer werden und folglich zurückgehen. Möglicherweise wird dadurch die Konzentration auf grössere Zentren zunehmen, während ich für viele Einfamilienhäuser Probleme kommen sehe, einerseits wegen der Energiekosten und der grossen Fahrdistanzen, andererseits auch aufgrund der demografischen Veränderungen. Eine älter werdende Bevölkerung in Einfamilienhäusern, vor allem in zersiedelten Gebieten, ist sozialpolitisch anspruchsvoll und damit teuer.

TEC21: Wie werden sich die veränderten Rahmenbedingungen Ihrer Meinung nach auf die Berggebiete auswirken?

Seidl: Da unsere Nahrungsmittelversorgung heute stark auf fossilen Energieträgern basiert, werden sich mit deren Verknappung auch die Nahrungsmittelpreise erhöhen. Ich denke, dass damit die landwirtschaftliche Produktion in der Schweiz wieder an Bedeutung gewinnen wird. Statt unsere Kühe mit Soja aus Brasilien zu füttern, wird dann wahrscheinlich das Gras in der Schweiz wieder wichtiger werden. Das heisst auch, dass Agrarregionen und die nationale Produktion von Lebensmitteln wieder eine grössere Bedeutung haben werden. Somit dürften sich die Verstädterung und das starke Gewicht der Städte als wesentliche Generatoren des Bruttoinlandproduktes in den nächsten Jahrzehnten etwas relativieren.

TEC21: Herr Caminada, wie wird sich die Schweiz bis in 40 Jahren verändern?

Gion A. Caminada: Eines der Hauptprobleme ist meiner Meinung nach das Verschwinden respektive die Vernichtung von Vielfalt. Wenn es so weitergeht, werden die kulturellen Differenzen innerhalb der Schweiz, die für die Identität und für die allgemeine Befindlichkeit sehr wichtig sind, verschwinden. Es findet eine Ausnivellierung auf allen Ebenen statt. Das ist meiner Meinung nach ein enormer Verlust. An unserem Lehrstuhl an der ETH versuchen wir bei den Studierenden die Wahrnehmung für dieses Phänomen zu schärfen. Wir haben als Beispiel im Rahmen eines Forschungsprojektes die Kulturlandschaft im Appenzell genauer angeschaut. Es ging darum, den Raum in seiner Authentizität, seiner Kraft,

GESPRÄCHSPARTNER

Irmi Seidl ist in Bayern aufgewachsen. Sie hat in München, Aix-en-Provence und Paris Ökonomie studiert und anschliessend an der Universität St. Gallen promoviert. Seit 2002 arbeitet sie an der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL) und leitet dort seit 2006 die Forschungseinheit Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, wo sie sich unter anderem mit Siedlungsentwicklung und ökonomischen Instrumenten zur Reduktion des Flächenverbrauchs befasst.
www.wsl.ch/info/mitarbeitende/seidl

Gion A. Caminada ist in Vrin GR aufgewachsen. Nach einer Lehre als Bauschreiner hat er die Kunstgewerbeschule besucht und anschliessend ein Nachdiplomstudium in Architektur an der ETH abgeschlossen. Er hat ein Architekturbüro in Vrin, wo er als Ortsplaner fungiert und auch zahlreiche Bauten realisiert hat. Ausserdem lehrt er seit 1998 an der ETH Zürich und ist seit 2008 Professor für Architektur und Entwurf.
www.arch.ethz.ch/darch/entwurf/caminada,
www.regiun-surselva.ch/index.php?id=1103&ort=114



01 An der Hardstrasse im Zürcher Industriequartier, wo die Hardbrücke saniert und eine neue Tramlinie gebaut werden (Fotos: Hannes Henz)

seiner Spezifität zu erfassen. Ausserordentlich sind im Appenzell die gebauten Figuren (Bauernhöfe) und die unverbauten Räume dazwischen. Nähe und Distanz sind von charakteristischer Bedeutung. Nun werden diese Zwischenräume überall verbaut. Das ist ein gravierender Verlust. Das, was diese Landschaft auszeichnet, geht unwiederbringlich verloren. Wir sind im Moment daran, eine Methodik für die Schärfung der Wahrnehmung des Essenziellen von bestimmten Orten zu schaffen. Was verleiht dem Ort seine ausserordentliche Kraft? Je nach Situation kann das einmal die Topografie sein, einmal eine bestimmte Struktur, eine Konstruktionsart oder eben wie im Appenzell die Freiräume.

TEC21: Sie plädieren also dafür, zunächst einmal die lokal vorhandene Topografie, Traditionen und Bedürfnisse zu erfassen und daraus anschliessend etwas Ortsspezifisches zu entwickeln, was dazu führen würde, dass jeder Ort wieder seine eigene Identität, seinen eigenen baulichen Ausdruck bekommt?

Caminada: Ja, die Idee ist, Differenzen zu schaffen oder den Stärken, die vorhanden sind, ein deutlich erkennbares Profil zu geben. Dabei geht es nicht darum, dass ich per se anders sein muss als der andere, sondern darum, dass ich meine Eigenheiten, meine besonderen Fähigkeiten entwickle. Damit werde ich automatisch anders als der andere. Der Mensch sucht seit ewigen Zeiten nach Orientierung, Erkennbarkeit und Identität. Differenz muss als ein Beziehungsbegriff verstanden werden. Er bezieht sich auf etwas, das einen Vorteil oder eine eigene Entfaltung von etwas Kraftvollem verspricht. Nicht nur in Bezug auf das, was ein Ort ist, sondern auch, was er werden kann. Dafür ist eine Art Immunität gegenüber den Identitäts- und Sachzwängen von «mainstreams» notwendig.

«Was verleiht einem Ort seine ausserordentliche Kraft?»

Gion A. Caminada

TEC21: Wenn man die Entwicklung in diese Richtung steuern kann, würde das bedeuten, dass auf der einen Seite die Städte städtischer, dichter werden und auf der anderen Seite die Leute in den Berggebieten wieder mehr fragen, was sie selber brauchen, und wieder

«Die Verknappung globaler Ressourcen werden wir umso besser bewältigen, je früher wir auf die regionalen Ressourcen setzen.»

Iirmi Seidl

eine eigene, lokale Architektur entwickeln. Passt diese Vision zum Revival der Landwirtschaft, das Sie voraussagen, Frau Seidl?

Seidl: Ich denke schon, weil die Rückbesinnung auf lokale Potenziale, lokale Baumaterialien, lokale Möglichkeiten des Bauens und Gestaltens ja zu den Ressourcen der Land- und Forstwirtschaft führt. Spannend ist das entstehende Innovationspotenzial. Wenn ich mit einem lokalen Material klarkommen muss, dann entwickle ich Methoden, wie ich dieses Material verarbeiten, veredeln, verbessern und noch anderweitig gebrauchen kann, das heisst, es entstehen neue handwerkliche Fähigkeiten im lokalen Gewerbe, die allenfalls auch die Industrie nutzen kann. Die kommende Verknappung globaler Ressourcen werden wir umso besser bewältigen, je früher wir wieder verstärkt auf die regionalen Ressourcen setzen.

TEC21: Was heisst das nun für Bauverantwortliche, für Architekturschaffende und Bauämter? Wie muss man ein Bauprojekt oder eine Quartiererneuerung angehen? Was muss man tun, bevor man zu entwerfen anfängt?

Caminada: Ich kann nur aus meiner Erfahrung berichten. Als Beispiel das Dorf Vrin: In einem Dorf gibt es bestimmte Hierarchien. Die Kirche unterscheidet sich von den Wohnhäusern, den Handwerksbetrieben, den Ställen usw. Am Ende des Gliedes stehen der Hühnerstall oder die öffentliche Toilette. Ohne Hierarchien stirbt das Dorf. Die Erkennbarkeit einer – auch symbolischen – Ordnung ist an vielen Orten verschwunden.

Wir haben das Dorf entlang einer solchen Vorstellung entwickelt. In dieser Idee sind Präsenz und Absenz gleichbedeutend. In Vrin haben wir zum Beispiel mit dem Bau der Totenstube etwas Neues hineingesetzt, etwas, das es vorher nicht gab. Ein neues Glied in der Kette. Die Frage war, was der Ausdruck dieser Totenstube innerhalb der bestehenden Konstellation ist: Welchen Bezug haben die Menschen dazu? Wie öffentlich oder wie privat soll sie sein? Was für eine Form gebe ich dem neuen Gebäude? Welches Material nehme ich? Das sind zuerst einmal Fragen der Kultur und weniger architektonische.

Wir versuchen auch die lokale Wirtschaft in diese Prozesse einzubinden. Vrin ist aber kein Modell für andere Gemeinden. Orte sind nicht transportierbar, vielleicht die Art und Weise der Prozesse. Diese Einsicht ist für die Idee der Differenzentwicklung wichtig.

«Vrin ist kein Modell für andere Gemeinden.»

Gion A. Caminada

TEC21: Wird ein Ort, dessen spezifische Potenziale man weiterentwickelt, auch am ehesten wirtschaftlich erfolgreich sein, sodass man damit auch die Abwanderung der jüngeren Bevölkerung stoppen kann?

Caminada: Die Abwanderung sehe ich nicht als Hauptproblem im Berggebiet. Ich finde den Siedlungsdruck, der von aussen kommt, viel gravierender. Und der war noch nie so stark wie heute. Natürlich ist eine gewisse Grösse für die Dorffunktion wichtig. Ist diese nicht gegeben, dann kann man die Schule oder den Dorfladen nicht erhalten. Das Problem ist, dass man sich krampfhaft an alte Muster hält.

Seidl: Man muss Flexibilität haben für andere, neue Spielarten von Versorgung, dass zum Beispiel die Schulklassen grösser werden, die Kinder woanders zur Schule gehen oder die Versorgung über einen selbstverwalteten Dorfladen erfolgt. Stattdessen wird heute die Entwicklung von Orten oft darauf ausgerichtet, die Schule zu erhalten oder die bestehende Mehrzweckhalle füllen zu können. Daher wird weiter Bauland ausgewiesen, um junge Familien anzuziehen, die dann aber oft kaum Steuern zahlen, weil sie mit ihrem neuen Haus hoch verschuldet sind. Die Gemeinden schaffen sich mit den damit verbundenen hohen Kosten und strukturellen Veränderungen oft Probleme – auch mittelfristig.

TEC21: Differenzen zu verstärken könnte also für ein Tal bedeuten, dass dort die Menschen weggehen, ein anderes setzt auf nachhaltige Landwirtschaft und sanften Tourismus, wie zum Beispiel Vrin oder das Safiental, und zum Dritten gäbe es auch Resorts wie das von Sawiris in Andermatt?

Caminada: Ja, möglicherweise braucht es auch Resorts. Wenn sie an bestimmten Orten konzentriert sind, kann das gut sein. Die Tendenz ist jedoch genau anders. Es heisst, die



«Bauen ist zum Selbstzweck geworden. (...) Es braucht eine Umstrukturierung im Baugewerbe.»

Gion A. Caminada

Zukunft des Berggebietes liege einzig im Tourismus, dazu ein wenig Landwirtschaft, die aber unrentabel bleiben werde. Diese Vorstellung ist deprimierend und führt dazu, dass an jedem Ort Resorts geplant werden. Man müsste das Problem von einer anderen Seite angehen und zuerst die Frage nach der Lebensvorstellung stellen, die in eine Lebensqualität münden würde. Geht es den Einheimischen gut, und zwar nicht nur finanziell, so fühlen sich auch die Touristen wohl. Es gibt Beispiele, bei denen der Ausgangspunkt der Projektentwicklung nicht bei den ökonomischen Maximen lag, sondern auf einer kulturellen Ebene. Und sie sind nachhaltig erfolgreich geblieben. Die Haupttendenz ist leider eine andere: Man versucht, durch eine Idee die Masse anzulocken. Man meint, diese müsse im Trend liegen, vielleicht mit ein paar ausgefallenen Extras versehen, und dann würden auch die Touristen kommen. Das ist der falsche Ansatz. Man muss zuerst eine für den Ort in mehrfacher Hinsicht tragfähige Idee entwickeln und dann nach möglichen Finanzierungen suchen. Auf jeden Fall darf es nicht sein, dass allein die Investoren darüber bestimmen, was entwickelt werden soll.

Seidl: Oft verhindern aber die Rahmenbedingungen ein Umdenken der Gemeinden. Wir haben uns in einem Projekt mit der Siedlungsentwicklung des Kantons Thurgau befasst. Der Kanton zieht Leute aus Zürich an, die im Thurgau billiger und auf grösseren Flächen wohnen wollen. Viele landwirtschaftliche Flächen werden mit Einfamilienhäusern überbaut – 2007 waren 50% der neu erstellten Wohnungen im Thurgau Einfamilienhäuser, in Boomzeiten gar 70%. In Grenzgemeinden zum Kanton Zürich stammen teilweise über 50% der Zuzüger aus Zürich und pendeln dorthin zur Arbeit. Dank der steuerlichen Abzugsfähigkeit sind die Pendlerkosten für den Einzelnen gut tragbar. Zufrieden sind auch die Landwirte, weil sie ihr Land teuer verkaufen können, sowie die Bauindustrie. Wir haben hier also eine staatliche Rahmenbedingung, die eine versteckte Subventionierung der Zersiedlung ist und die Gemeinden davon befreit, darüber nachzudenken, welche anderen Stärken oder Potenziale vorhanden wären als die Vergrösserung durch neue Einfamilienhäuser. Politisch wichtig wäre auch, zu überlegen, wie sich die Bauindustrie, die mit dem Bauboom der letzten Jahrzehnte gross und einflussreich geworden ist, so weiterentwickeln kann, dass sie nicht auf weiteren umfangreichen Neubau angewiesen ist.

Caminada: Ja, das Bauen ist zum Selbstzweck geworden. Andererseits ist die Nachfrage nach Immobilien enorm gross. Im Berggebiet wurde noch nie so viel gebaut wie im Moment. Es braucht eine Umstrukturierung im Baugewerbe. In Zukunft muss es gelingen, die Wertschöpfung am Ort zu erhöhen, das heisst Konstruktionen zu entwickeln, die man am Ort bauen kann, statt vorgefertigte Systeme einzusetzen. Importiert werden darf nur das, was besser ist als das Eigene. Damit würde man Wissen und zugleich Baukultur generieren.

Seidl: Es fliesst momentan unheimlich viel Geld in Immobilien als sichere Geldanlagen.

Caminada: Mit Bauland Geld zu verdienen, müsste eigentlich verboten werden.

Seidl: Deshalb brauchen wir die Mehrwertabschöpfung.

Caminada: Das andere ist die Raumplanung: Am wenigsten funktioniert die, meine ich, auf der Ebene der Gemeinden.

Seidl: Ja, eindeutig. Auf Gemeindeebene gibt es starke Interessen vonseiten des Baugewerbes, der Landbesitzer und zum Teil auch der Verantwortlichen für die Gemeindefinanzen, die vor allem die Steuereinnahmen sehen. Deshalb muss die Raumplanung auf Kantonsebene gestärkt werden. Die Kantone müssen Gesetze und Verordnungen gegenüber den Gemeinden stärker durchsetzen. Der Bund mit dem sehr schwach dotierten Bundesamt für Raumentwicklung (ARE) muss ebenfalls mehr Kompetenzen bekommen, auch wenn das die Kantone nicht gern hören. Raumentwicklung ist deshalb so interessenbefrachtet und politisch kontrovers, weil Eigentum und unglaublich viel Geld damit verbunden sind.

TEC21: Es bräuchte Ihrer Meinung nach also vor allem einen strengeren Vollzug der schon vorhandenen Gesetze?

Seidl: Ja, aber auch weitergehende Instrumente. Zum Beispiel muss man die Neueinzonung von Bauland stark begrenzen, besser gar stoppen. Deshalb befürworte ich die Landschafts-

«Man muss Knappheiten abbilden, damit Gemeinden überlegen, wie sie sich entwickeln können, ohne Landschaft zu verbauen.»

Irmi Seidl



03 Neue Stadtgestalt an der Pflingstweidstrasse

initiative. Man muss die vorhandenen Knappheiten abbilden, damit die Gemeinden anfangen, sich zu überlegen, wie sie sich weiterentwickeln können, ohne die Landschaft zu verbauen.

TEC21: Müsste man auch aufhören, immer mehr Gebiete noch besser für den Verkehr zu erschliessen?

Caminada: Es braucht ein Gesamtentwicklungsprogramm für die Schweiz: Welche Gebiete will man wie entwickeln, und wie sollen diese erschlossen werden? Es ist sehr wohl denkbar, dass für gewisse Konzepte eine knapp gehaltene Erschliessung besser ist. Man muss von der Idee wegkommen, dass eine bessere Erschliessung zugleich mehr Wohlstand bedeutet. Der Ort Vals verliert meiner Meinung nach an Kraft, je breiter die Strasse wird. In schlechter Erreichbarkeit liegt ein interessantes Potenzial. Das wäre ein Mittel, mit dem sich die Differenzen zwischen verschiedenen Regionen verstärken liessen.

Seidl: Ja, durch eine gute Verkehrsinfrastruktur findet eine Angleichung statt.

Caminada: Differenzen lassen uns den Raum grösser erscheinen, als er eigentlich ist. Bessere Verkehrserschliessungen und die Ausnivellierung von Differenzen hingegen machen ihn kleiner. Man müsste alles daran setzen, das Land psychisch grösser zu machen. Die Idee der Porta Alpina ist ein Beispiel für eine falsche Richtung. Ist sie einmal gebaut, würden die Sedruner wahrscheinlich nach Bellinzona oder Lugano einkaufen gehen, und die Vorstellung, dass man in Zürich arbeiten und in Sedrun wohnen könnte, wäre für viele eine attraktive Option. So werden keine Orte geschaffen. Eine Differenzierung der Erschliessung würde zu einer Wertvermehrung für die Schweiz führen. Es braucht gute Netzverbindungen, aber nicht überall. Ich finde es wunderbar, dass Basel nicht gleich aussieht wie Luzern und dass Vrin anders aussieht als Horgen. In so einem Land zu wohnen, ist doch eine enorme Qualität. Die Schweiz ist ein kleines Land von grosser Vielfalt – sprachlich und topografisch, klimatisch und kulturell –, das ist grossartig. Wenn wir den Wert dieser Vielfalt stärker empfinden und schätzen könnten, wäre das ein erster Schritt in eine andere Entwicklungsrichtung.

«Die Idee der Porta Alpina ist ein Beispiel für eine falsche Richtung.»
Gion A. Caminada

«Das Berggebiet als Vorratskammer für die Stadt.»

Gion A. Caminada

TEC21: Porta Alpina und Vrin – das sind zwei verschiedene Modelle. Hat Vrin mit der Vorstellung, seine Eigenart zu erhalten, eine Ausstrahlung auf die übrige Surselva?

Caminada: Vrin steht für sich. Was dort entwickelt wurde, ist eine mögliche Option für einen Ort. Nochmals: Vrin ist kein Modell, das man so übernehmen kann. Ich würde Vrin als radikale Normalität bezeichnen. Es geht gar nicht primär darum, die Eigenart zu erhalten, sondern vielmehr darum, an der Grundstruktur zu arbeiten und nicht an Äusserlichkeiten hängen zu bleiben. Für Auswärtige ist der Ort kaum existenzfähig.

Die Porta Alpina verfolgt ganz andere Absichten. Ich würde sagen, 90% der Leute in der Surselva sind für die Porta Alpina. Sie verspricht mehr Leute in der Region, was gleichbedeutend ist mit der Aussicht auf mehr Geld. Diese Vorstellung wird mit der Spekulationsbauerei schon lange praktiziert, verbessert hat sich jedoch wenig.

Seidl: Weil die Leute, die angezogen werden, gar nicht unbedingt zur Wertschöpfung beitragen. Das sind Ferienhausbesitzer oder Tagestouristen.

Caminada: Wichtig ist, glaube ich, aufzuzeigen, welchen Beitrag das Berggebiet in Zukunft für die Agglomerationen leisten könnte. Einerseits glaube ich wie Sie, Frau Seidl, dass die Produktion von hochwertigen Nahrungsmitteln in Zukunft an Bedeutung zunehmen wird. Auch handwerkliche Kompetenz wäre etwas, das man exportieren könnte. Wir haben im Berggebiet sehr gute Handwerker, aber die Qualität nimmt durch die Massenanfertigung und die Produktindustrialisierung ab.

TEC21: Das Berggebiet kann also Nahrungsmittel und handwerkliches Know-how anbieten, aber auch intakte Landschaft...

Caminada: Naturerholungsräume, klar, aber mit einer anderen Art Naturvorstellung als bei den Naturparks. Sie müsste zwischen den vorherrschenden Extrempositionen liegen: der idyllischen Vorstellung der Städter von einer zweckfreien Natur und der mechanistisch geprägten vieler Bergler. Erstrebenswert wäre eine Deckungsgleichheit zwischen Mensch und Natur. Damit ist auch ein neues Segment zwischen den alpinen Resorts und der Branche gefordert. Das Berggebiet als Vorratskammer für die Stadt: hochwertige Nahrungsmittel, gutes Handwerk und Erholungsräume. Die Wertschätzung dieser Güter wird aber nur durch eine andere Beziehung zwischen Berg und Stadt erreicht. Da sind wir kulturell stark gefordert.

«Es kann nicht darum gehen, die Berggebiete so zu gestalten, wie die Städter es aktuell wünschen.»

Irmi Seidl

TEC21: Städter haben recht genaue Vorstellungen davon, was sie in den Bergen suchen: eine unverbaute, naturnahe Kulturlandschaft, frische Luft, sauberes Wasser, viele Tiere und eine starke Identität, also beispielsweise nicht die gleichen Häuser wie im Mittelland. Als Zürcherin oder Zuger zahlen sie auch Geld in den Lastenausgleich ein, das den Berggebieten zugutekommt. Müsste es einen intensiveren Diskurs geben zwischen den Leuten in den Städten und den Leuten im Berggebiet über das, was man sich wünscht, und das, was realistisch ist?

Seidl: Es kann nicht darum gehen, die Berggebiete so zu gestalten, wie die Städter es aktuell wünschen. Die Nachfrage und die Notwendigkeiten können ja in zehn oder zwanzig Jahren ganz anders ausschauen. Es kann nicht darum gehen zu sagen: Wir in Zürich zahlen in den Lastenausgleich ein, also bestimmen wir, wie es in den Bergen aussieht. Hier ist anzufügen: In früheren Jahrhunderten haben die Städte vom Hinterland gelebt und konnten dank der Arbeit und den Ressourcen der Peripherie ihren Reichtum aufbauen. Bezüglich Lastenausgleich müssen wir in langen Zeiträumen denken. Es kann auch mal wieder eine Zeit kommen, in der Zürich oder Basel über Transfers von der Peripherie in die Stadt, seien es Lebensmittel, Ressourcen oder Arbeitskräfte, heilfroh sind. Solidarität und eine gewisse soziale Gerechtigkeit sind Grundwerte in unserem Land. Dies gilt auch für das Verhältnis Zentrum zu Peripherie. Gleichzeitig kann es aber auch nicht angehen, dass in der Peripherie mit den zahlreichen Subventionen die Landschaft und die Natur verschandelt und zerstört werden und zum Beispiel bei der Verkehrserschließung unsinnig aufgerüstet wird.

Caminada: Für eine andere Beziehung zwischen Berg und Mittelland oder Stadt müsste man eine Diskursplattform installieren, wo man sich austauscht: Was erwarten die Städter



04 Nutzungsvielfalt, Raum- und Zeitschichten beim Zürcher Bahnhof Giesshübel

«Für eine andere Beziehung zwischen Berg und Mittelland müsste man eine Diskursplattform installieren.»

Gion A. Caminada

vom Berggebiet? Was erwarten die Bergler von der Stadt? Oft sind es ja Extrempositionen, die da aufeinanderprallen. Die Bergler sind der Meinung, sie hätten ein Anrecht auf das Geld der reichen Städter, was natürlich nicht stimmt. Und die Städter sind der Meinung, die Bergler seien nur eine Belastung für die Wirtschaft.

TEC21: Wege zu einer nachhaltigeren Raumentwicklung wären also stärkere Instrumente bzw. die stärkere Durchsetzung der vorhandenen Good-practice-Beispiele wie in Vrin, eine dritte Möglichkeit wären solche Plattformen. Welche Rolle spielt die Ausbildung?

Seidl: In der Architekturausbildung steckt viel Potenzial, denn viele der hier besprochenen Probleme hängen mit dem Verständnis von Architektur in den letzten 20, 30 Jahren zusammen. Genannt sei zum Beispiel das Problem, dass viele Architekten etwas bauen wollen, das hervorsticht, aber kaum oder keinen Bezug zum Ort hat. Auch bei den Raumplanern habe ich manchmal das Gefühl, dass sie planen und gestalten, was ihren individuellen Gestaltungsvorstellungen oder Planungsmoden entspricht, ohne wirklich die Bedürfnisse der Menschen aufzugreifen. Doch wir brauchen eine Planung, die auf dem Austausch mit den betroffenen Menschen basiert und über irgendwelchen Moden steht.

Caminada: Wir arbeiten zurzeit an verschiedenen Forschungsprojekten, sowohl mit Studierenden als auch mit Fachleuten. Das Hauptziel heisst Nähe gewinnen – Nähe zu den Problemen und zu den Prozessen. Wir versuchen anhand von Fallbeispielen aufzuzeigen, wie es anders gehen könnte. Das ist ein Dialog zwischen Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Handwerk, Architektur und anderen Disziplinen. Nebst der Theorie ist eine klare Intention und Vorstellung, wie sich das Land entwickeln könnte, von grosser Bedeutung. Für die Zukunft müssen wir sie deutlich und verständlich definieren.

Claudia Carle, carle@tec21.ch

Ruedi Weidmann, weidmann@tec21.ch